

Braunschweigische Heimat



1958

44. Jahrgang · Heft 1

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Walsenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Uosterwater. Gedicht in Harzburger Mundart von Dr. Otto Rohmann, Bad Harzburg, Herzog-Julius-Straße 14	1
Neue vor- und frühgeschichtliche Fundstellen am nördlichen Salzgitterschen Höhenzug von Lehrer Wolfram Forche, Salzgitter-Lichtenberg, Kornstraße 18	2
Das Problem der „Bergfried“-Kirche in den Lochtumer Kirchbauten von Dr. H. A. Schultz, Braunschweig, Ratsbleiche 4 a	7
Der Schlag mit der Lebensrute. Wortgeographische Untersuchungen über einen ostfälischen Fasselabendsbrauch von Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6	11
Fasselabend in Opperhausen, Kr. Gandersheim (aus dem Buche „Baas Heinrich“ von Friedrich Wilhelm, 1930)	17
Trulrad — Ein altes Frühlingsspiel ostfälischer Dorfjungen von Prof. Otto Hahne, Braunschweig, Körnerstraße 28	19
Aus dem alten Rábke. 1. Einrichtung der Stuben und Kammern in den Bauernhäusern von Karl Böhme, weiland Pastor in Rábke	22
Zu unseren Kunstdrucktafeln	
Die letzte Blutrache im Harz von Studienrat Dr. Louis Wille, Bad Harzburg, Herzog-Julius-Straße 14	23
Stippstörecken aus dem ostfälischen Volksleben. 2. Das Eierlangen in Meimbrenen von Kirchenrat i. R. Otto Lohmann, Dörzbach (Baden)	24
Aus der Heimatpflege	
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1957	25
Neues heimatliches Schrifttum	31

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag

44. Jahrgang

März 1958

Heft 2

«Osterwater

«Ostermorjen, noch bää Nachte,
vor'en iersten Sonnenstrahle,
treck' eck' stilleswäijens, sachte
hen na'n Bieße allemale.

Sanz allien mit mäinen Gotte,
daí sau brouft in Froihjahrsstome,
hale eck' in mäinen Potte
Flaiten-Water under'n Borme.

«Osterwater, hell un Klar,
hailet Waíhdah un Jebresten,
bríngt Jesundhait Jahr um Jahr,
hílpet meck' an alderbesten!

Dorch et Harte, dorch de Ader,
in meck' flitt datjelbe Blaut,
wäi et fluot in mäinen Vader;
häär an Bieße stund sáin Faut!

«Osterwater! Sitte, Brauch,
von 'en Vader «owernuomen!
wat eck' daíp in Harten drauch,
fall up mäinen Jungen Kuomen!

Otto Rohlfamm, Bad Harzburg

Neue vor- und frühgeschichtliche Fundstellen am nördlichen Salzgitterschen Höhenzug

von Wolfram Forche

Ebenso wie die übrigen Teile des Salzgitterschen Höhenzuges sind auch die Lichtenberge im Kern aus Schichten des Muschelkalkes und des Buntsandsteines. Die nördlichen und südlichen Flanken bestehen aus Schichten der Kreideformation. Von dem 239 Meter hohen Burgberg und dem benachbarten 244 Meter hohen Kruxberg bei Salzgitter-Lichtenberg schaut man weit in die Feld- und Waldmarken in jeder Richtung. Unmittelbar zu Füßen dieser beherrschenden Berge zieht sich von Süden nach Norden an alten Bachläufen entlang das Dorf Salzgitter-Lichtenberg. Bis um 1790 der Sitz des Amtes Lichtenberg, ist es noch heute ein bedeutender Ort. Vor ihm nach Norden zu liegen die weiten fruchtbaren Ackerbreiten, die ihren natürlichen Abschluß finden an den Wiesen im Flothe- und Fuhsetal.

Nach den zusammenfassenden Arbeiten von O. Krone und A. Tode über die Vorgeschichte Braunschweigs, galt der Nordteil des Salzgitterschen Höhenzuges archäologisch gesehen als ein siedlungsarmes Gebiet ^{1) 2)}.

Die nach 1950 einsetzende systematische Erforschung dieses Gebietes, teils getragen vom Braunschweigischen Landesmuseum ^{3) 4) 5)}, teils von Heimatforschern, erbrachte wichtige neue Fragestellungen und Ergebnisse, über die hier teilweise berichtet werden soll. Mit zäher Ausdauer wurden die Feldmarken durch immer wiederholte Begehungen, Beobachtung der Bodenaufschlüsse und gelegentliche Bergungsgrabungen fortlaufend untersucht. Die Erfolge blieben nicht aus. Im Jahre 1954 konnte ich die ersten Ergebnisse in einer größeren schriftlichen Arbeit niederlegen ⁶⁾. Es folgten kurze Berichte über Untersuchungen und Fundbergungen in Salzgitter-Lichtenberg ^{7) 8)}. Auch konnte K. K u m m e r die Ergebnisse seiner umfangreichen Untersuchungen auf eisenzeitlichen Siedlungsstellen im Nordwestteil von Salzgitter und eine inhaltsreiche Festschrift zur Hundertjahrfeier von S.-Lichtenberg vorlegen ^{9) 10)}. Wer diese Arbeiten zur Hand nimmt, erkennt, daß in diesem kleinen Gebiet bereits in kurzer Zeit wertvolle Erkenntnisse für die Siedlungsgeschichte gesammelt werden konnten.

Die seit 1950 durchgeführten Begehungen der Feldmarken und gelegentliche Bergungsarbeiten erbrachten viele Tausend Fundgegenstände, zumeist Tongefäßscherben, aber auch wertvollere Gegenstände wie Steinkeile, ganze Gefäße, Münzen, einen Armreif aus Bronze, Gürtelschnallen aus Bronze und Eisen. Im Sommer 1956 wurde von mir vor einem Brunnen auf dem Pfarrgrundstück in Niederfreden der gotische Taufstein der wüsten Niederfredener Kirche ausgegraben. Es ist beabsichtigt, ihn in der Lichtenberger Kirche aufzustellen und in Gebrauch zu nehmen.

Eine wichtige Feststellung machte ich auf dem Kruxberg. Er bildet mit dem Burgberg jene Anhöhe, die der Besucher schon von weither oberhalb S.-Lichtenbergs sehen kann. Auf dem Plateau des Kruxberges sind mehrere wallartige Erhebungen, Felssockel und in Felsgestein eingetiefte Gräben erkennbar. Im Norden der im Grundriß ovalen Anlage liegt ein schmaler Zugang. Seit 1954 unter-

suchte ich die Oberfläche und legte 1956 an einer Stelle eine Suchgrube an. Sowohl auf der Erdoberfläche als auch in der Suchgrube fand ich Scherben mittelalterlicher rotbrauner, schwarzgrauer und graublauer Keramik. Nach meinen Beobachtungen über die mittelalterlichen Gefäße und Scherben auf einem Grundstück in S.-Lichtenberg ist die hiesige rotbraune und schwarzgraue Keramik dem 12. Jahrhundert zuzuschreiben^{6) 7)}. Im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts wird sie von graublauer Tonware abgelöst. In der Suchgrube lagen ferner Reste einer Feuerstelle und viele Haustierknochen.

Nach meiner Auffassung deutet der ovale Grundriß, den ebenfalls die Unter- und Oberburg der benachbarten Feste Lichtenberg besitzen, auf eine Verwandtschaft mit ihr hin. Ferner war aus strategischen Gründen der Kruxberg zum Schutze der Westflanke der Burg nicht unwichtig. Die Fundgegenstände lassen erkennen, daß der Kruxberg im 12. und 13. Jahrhundert tatsächlich eine Bedeutung gehabt hat. In jener Zeit erreichen die Auseinandersetzungen zwischen den Staufern und Welfen ihren Höhepunkt, wobei die Burg Lichtenberg von staufischer Seite mehrfach angegriffen und erobert wurde. Es scheint deshalb von den Welfen auf dem Kruxberg ein Flankenwerk erbaut worden zu sein. Da außer graublauer Keramik des 13. Jahrhunderts keine Scherben aus jüngerer Zeit vorliegen, kann die Anlage nicht lange bestanden haben und ist entweder zerstört oder zeitig aufgegeben worden. Grabungen sind auch hier notwendig, um bisher unbekannte Vorgänge in das Licht der Gegenwart zu bringen.

Im engeren Raum um S.-Lichtenberg wurden — wie die beigegegebene Fundkarte ausweist — Fundstellen des Mittelalters, der Römischen Kaiserzeit und der Jungsteinzeit entdeckt. Mehrere Hundert Geräte und Abschlüge aus Feuerstein sind die ältesten Zeugen der Vergangenheit. Nach den Funden muß mit einer stärkeren vorneolithischen (mesolithischen und endpaläolithischen) Besiedlung entlang der Lichtenberge nach Westen und Osten zu gerechnet werden. Vereinzelt auftretende ganzrandig retuschierte und bis zu acht Zentimeter lange Klingen werfen wichtige Fragen der jungpaläolithischen Besiedlung unseres Gebietes auf¹³⁾.

Die Ortskernforschung im Dorf S.-Lichtenberg führte bisher zu folgenden Ergebnissen: Um Christi Geburt entstand an den Bachläufen, die das Dorf von Süden nach Norden durchfließen, ein germanisches Dorf, dessen Höfe locker im Gelände bis hart westlich der heutigen Siedlung standen. Scherbenfunde vom Pfarrgrundstück (Niederfreden) aus dem frühen Mittelalter lassen vermuten, daß die Besiedlung im Unterdorf seit der Römerzeit nie ganz aufgehört hat. Niederfreden bzw. heute S.-Lichtenberg zählt mit zu den ältesten Dörfern der Stadt Salzgitter. Oberfreden hingegen ist eine Gründung des 12. Jahrhunderts, was archäologisch nachgewiesen werden konnte. Seine Gründung steht, wohl im Zusammenhang mit der Errichtung der Burg Lichtenberg durch Heinrich den Löwen. Auf eine weitere Siedlungsbewegung im 13./14. Jahrhundert, die archäologisch faßbar wurde, ist am Schluß meiner Ausführungen hingewiesen.

Neben der Ermittlung von Fundstellen aus vor- und frühchristlicher Zeit konnte durch Feststellungen im Gelände, ferner durch Befragen ortsansässiger Personen und Vergleich alter Karten die Herausarbeitung des ungefähren Verlaufes mittelalterlicher Wege gefördert werden^{10) 14)}. Nach meinen Feststellungen befand sich um 1200 die Mindener Heerstraße (1) nicht an



Zeichenklärung zur Fundkarte

- | | |
|---|-------------------------------|
| + | Endaltsteinzeit (Einzelfunde) |
| ○ | Einzelfunde |
| ● | Rastplätze |
| ⊗ | Einzelfunde |
| ⊕ | Siedlungen |
| □ | Einzelfunde |
| ■ | Siedlungen |
| △ | Einzelfunde |
| ▲ | Siedlungen |
- Mittelsteinzeit
 Jungsteinzeit
 Römische Kaiserzeit
 Spätgermanische u. Frühdeutsche Zeit

- | | | |
|-----|---|------------------------|
| △ | Einzelfunde | Mittelalter |
| ▲ | Siedlungen | |
| ⊗ | Burg des Mittelalters | |
| ⊕ | Befestigter Platz im Mittelalter | |
| ⊗ | Befestigte Plätze in der Spätgermanischen u. Frühdeutschen Zeit | |
| ▲ | Einzelnes Hügelgrab | Zeitstellung unbekannt |
| ▲ | Hügelgraberfeld | |
| M | Münzfunde | |
| --- | Ungefäher Verlauf von Straßen und Wegen um 1200 | |

der heutigen Betonstraße, vielmehr lag sie weiter südlich, dicht an der Waldkante des Lesser Holzes. In S.-Lichtenberg erreichte sie die Kornstraße und fand ihre Fortsetzung im „Alten Wege“ westlich von S.-Lichtenberg. Die Mindener Heerstraße lag also ursprünglich nicht nördlich von Niederfreden, sondern südlich des Ortes am Mittelberg der Lichtenberge. Auf dem Hassel-Berge führte sie an der Gerichtsstätte des Amtes Lichtenberg vorbei in Richtung auf S.-Gebhardshagen¹⁵⁾. Vom Hassel-Berg wird es eine Abzweigung nach S.-Salder gegeben haben.

Von der Kornstraße in S.-Lichtenberg führte ein Weg nach S.-Bruchmachtersen, der hinter dem Orte mit der Straße nach Braunschweig am Fuhse-Übergang zusammentraf (4). Die Lichtenberger nennen diesen Weg bis zu den Sukopsmühlen die „Zingel“, während ihn die Einwohner von S.-Bruchmachtersen als den „Marktweg“ bezeichnen, da er noch heute zum Marktplatz in S.-Lichtenberg führt, auf dem früher zum Johannis- und zum Michaelistag Märkte abgehalten wurden.

Die von Braunschweig kommende Straße — auch Braunschweiger Heerstraße genannt (2) — führte nach den Feldrissen von 1752 an S.-Bruchmachtersen nördlich vorbei durch die Feldmarken zum Zollhof an der Mindener Heerstraße in S.-Lichtenberg¹⁶⁾. Der weitere Verlauf dieser alten Straße ist vorgezeichnet durch die von Bächen (Bach in der Tiefen Straße) ausgetieften Hohlwege in Niederfreden und in Oberfreden (Klare Perle). Ursprünglich, d. h. im 12./13. Jahrhundert, lief sie nach Niederfreden hinein und traf im Dorfe oder an dessen Rande mit der Mindener Heerstraße am Mittelberg zusammen. Ein Weg führte weiter durch Oberfreden hindurch. Im Süden öffnet sich zwischen dem Burgberg und dem Kruxberg eine breite Schlucht, die vor dem Haupttore der Burg Lichtenberg in 220 Meter Höhe ihren höchsten Punkt erreicht. Durch diese Schlucht ging der Weg weiter nach Süden in das Tal bei dem Vorwerk Altenhagen (2a). Von dort erreichte der Weg die Höhe des Gustedter Berges und führt noch heute in einem Hohlweg hinab in die Ebene bei Gustedt und somit in das Innerste-Tal.

Am Haupttore der Burg bog auch ein Weg nach Olber a. w. W. ab (2b). Er lief südlich am Kruxberg vorbei. Nach meiner Ansicht mündete der Hardeweg ebenfalls am Haupttore der Burg Lichtenberg. Eine Verbindung nach S.-Lesse gab es auch (3). Allerdings soll der Weg etwas weiter westlich, als auf der Karte angegeben, verlaufen sein. Da ich aber den südlichen Teil des Weges bis zur Flothe — im Gegensatz zu den anderen beschriebenen Wegen — weder auf alten Karten fand, noch ihn im Gelände feststellen konnte, folgte ich bei der Eintragung dem Verlaufe des heutigen Feldweges.

Wie wohl aus meinen Ausführungen zu ersehen ist, lag S.-Lichtenberg schon im 12. Jahrhundert im Kreuzungspunkt von Straßen und Wegen. Nicht allein die Grenzlage unserer Heimat gegen das Hochstift Hildesheim und gegen das staufische Goslar werden neben der guten Lage für die Errichtung der Burg Lichtenberg bestimmend gewesen sein. Hier war eine wichtige Straßen- und Wegekreuzung, deren Beherrschung Heinrich der Löwe weder dem Hildesheimer Bischof noch den Staufen aus strategischen und wirtschaftlichen Gründen überlassen durfte.

Die Konzentration der vor- und frühgeschichtlichen Fundstellen im Raume der Sukopsmühlen und S.-Lichtenbergs lassen ferner den Schluß zu, daß die festgestellten Straßen und Wege schon in vor- und frühgeschichtlicher Zeit vorgezeichnet wurden. Niederfreden aber mußte früher oder später dank seiner guten geographischen Lage siedlungskundlich gesehen ein Kristallisationspunkt werden, der durch Jahrhunderte die Nachbarorte an Bedeutung übertraf.

Von der frühmittelalterlichen Siedlung an der Flothe, deren Entdeckung wir K. Maßberg verdanken, wissen wir heute nach der Sichtung umfangreicher Scherbenfunde, daß sie bis in das 13. Jahrhundert hinein — wenigstens noch teilweise — bestanden hat. Es ist also fraglich, ob — wie Maßberg annimmt — Heinrich der Löwe die gesamte Siedlung an den Hang unter den Burgberg verlegte und daraus

Oberfreden wurde ¹⁷⁾. Zwei Tatsachen bekräftigen meine Ansicht. In der Keramik des frühen 12. Jahrhunderts auf Feuerplätzen in Oberfreden und in der Siedlung an der Flothe gibt es weitgehende Übereinstimmung. Beide Wohnstellen bestanden zu Beginn des 12. Jahrhunderts. Bei den Untersuchungen von Baugruben in Ober- und Niederfreden fiel mir auf, daß die mittelalterlichen Kulturschichten häufig erst im 13./14. Jahrhundert beginnen. Danach war der Ausbau beider Dörfer in jener Zeit noch nicht abgeschlossen. Zeitlich fällt diese Siedlungsphase mit dem Aufhören der mittelalterlichen graublauen Keramik auf dem Siedlungsplatz an der Flothe zusammen, weshalb die (endgültige) Verlegung von Hofstellen um 1300 aufgehört haben muß. Klarheit in allen interessierenden Fragen werden aber erst Grabungen bringen können.

Die angeführten Tatsachen dürften zeigen, wie fruchtbar die weitläufige Siedlungsgeschichte eines Gebietes durch Methoden, die dem Heimatforscher auch heute noch geblieben sind, aufgeklärt oder ergänzt werden kann. K. Maßbergs Forderung nach der gründlichen archäologischen Untersuchung unserer Heimat als Ergänzung zu seinen archivalischen Studien haben wir zu erfüllen begonnen.

Literaturverzeichnis.

- ¹⁾ O. Krone: Vorgeschichte des Landes Braunschweig. Braunschweig 1931.
- ²⁾ A. Tode: Die Landnahme der urgeschichtlichen Bauernkulturen im Raume Braunschweig. Braunschweigische Heimat 1950, S. 25—52. Festausg. z. 32. Niedersachsentag.
- ³⁾ ders., F. Preul, K. Richter, W. Selle, K. Pfaffenberg, u. a.: Die Untersuchung der paläolithischen Freilandstation von Salzgitter-Lebenstedt. Eiszeitalter und Gegenwart, Bd. 3, S. 144—220. Öhringen 1953.
- ⁴⁾ ders.: Mammutjäger vor 100 000 Jahren. Braunschweig 1954.
- ⁵⁾ H. A. Schultz: Burg Lichtenberg. Burgen und Schlösser des Braunschweiger Landes. Heft 5. Braunschweig 1957.
- ⁶⁾ W. Forche: Zur Siedlungsgeschichte des Dorfes und der Gemarkung Lichtenberg im Stadtkreise Salzgitter. Braunschweig 1954. Arbeit zur I. Lehramtsprüfung.
- ⁷⁾ ders.: Mittelalterliche Haus- und Gefäßfunde in Salzgitter-Lichtenberg. Braunschweigische Heimat, Heft 3, 1955.
- ⁸⁾ ders.: Vorgeschichtliche Beile als Abwehrzauber in Häusern des Stadtteils Salzgitter-Lichtenberg. Braunschweigische Heimat, Heft 2, 1956.
- ⁹⁾ K. Kummer: Eisenzeitliche Siedlungen im Nordwestteil von Salzgitter. Nachr. aus Nds. Urgeschichte, Nr. 25, Hildesheim 1956, S. 11—55.
- ¹⁰⁾ ders.: 100 Jahre Lichtenberg. Festschrift zur Hundertjahrfeier von Salzgitter-Lichtenberg. Salzgitter-Lichtenberg 1957.
- ¹¹⁾ Herrn Kirchenrat i. R. O. Lohmann, früher in S.-Lichtenberg, jetzt wohnhaft in Dörzbach (Baden), danke ich hiermit für einen freundlichen Hinweis.
- ¹²⁾ Die Fundkarte wurde unter der Benutzung der angeführten Literatur, der Fundakten im Braunschweigischen Landesmuseum und der eigenen Fundakten von mir zusammengestellt.
- ¹³⁾ W. Forche: Die ältesten Menschenspuren im nördlichen Salzgittergebiet. Unsere Hütte. Nr. 10. Oktober 1957.
- ¹⁴⁾ Für sachdienliche Auskünfte danke ich besonders Herrn Revierförster i. R. Böttcher, Herrn Revierförster Kreipke und Herrn Landwirt Bruer, sämtlich aus S.-Lichtenberg.
- ¹⁵⁾ W. Flechsig u. O. Willke: Die Sukopsmühlen bei Lichtenberg und ihre Umgebung als Landschaftsschutzgebiet. Braunschweigische Heimat, Heft 4, 1941.
- ¹⁶⁾ Nach den Feldrissen der Dörfer Ober- u. Niederfreden von 1752 im Nds. Staatsarchiv in Wolfenbüttel.
- ¹⁷⁾ K. Maßberg: Wüstungen bei Lichtenberg. Braunschweigische Heimat, Heft 4, 1933.

Das Problem der „Bergfried“-Kirche in den Lochtumer Kirchbauten

von H. A. Schultz

Abseits der großen Verkehrsstraße Braunschweig—Vienenburg—Bad Harzburg und fern der Bundesbahnlinie liegt in südöstlicher Richtung von Vienenburg das Dorf Lochtum¹⁾. Obgleich die Entfernung von diesen wichtigen Verkehrsverbindungen nur wenige Kilometer ausmacht, herrscht hier besinnliche Ruhe. „Fast versteckt“ liegt Lochtum in einer Mulde (Ostausgang Vienenburg/Friedhof 167,4 m — in Lochtum etwa 154 m ü. NN). Nur der Kirchturm schaut mit seinem Dach hervor.

In Lochtum bestanden zwei kirchliche Bauten nebeneinander: die „Alte Kapelle“, welche 1932, nachdem sie etwa 800 Jahre gestanden hatte, abgerissen wurde, und die noch jetzt stehende Kirche auf einer Anhöhe innerhalb des Dorfes, die eine sehr interessante geschichtliche Vergangenheit aufweist.

Die „Alte Kapelle“, die der Jungfrau Maria geweiht war, stand bis März 1932 vor dem Bauernhof von Wilhelm Koch (ass. 78), der noch viel von ihr zu erzählen weiß. Anlässlich eines Besuches erklärte er den noch im Erdboden erkennbaren Fundamentbau der Apsis, des „Turmes“, wie man glaubt.



Abb. 1. Auf dieser Stelle stand die „Alte Kapelle“.

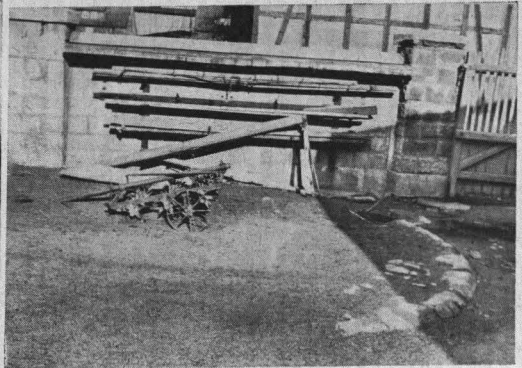
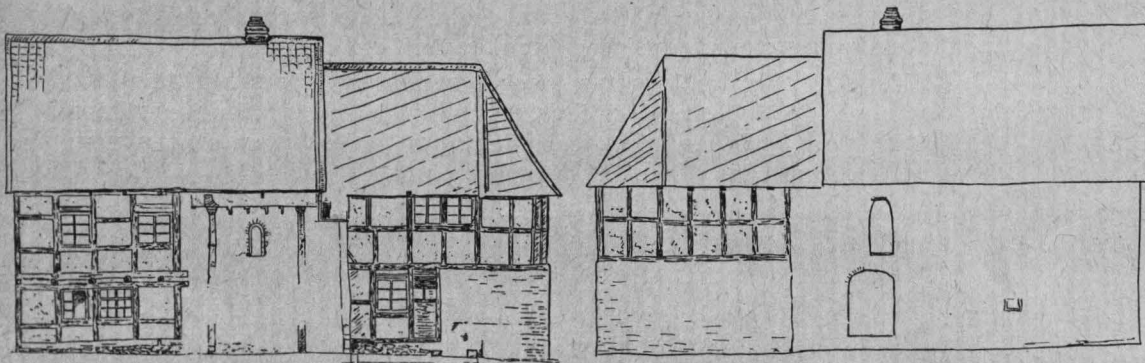


Abb. 2. Der noch im Pflaster des Hofes W. Koch erkennbare Fundamentbau.

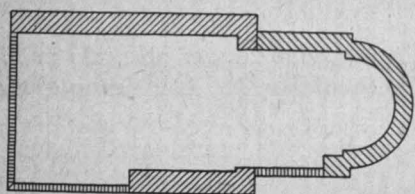
Diese „Alte Kapelle“ behinderte sehr die Einfahrt in den Hofraum, sie war „im Wege“; sie mußte deshalb fallen. Der Provinzialkonservator, der Landrat und die Gemeinde Lochtum hatten 1932 die Genehmigung für den Abbruch erteilt. W. Koch erwarb sie von der Gemeinde für 2000 DM und ließ sie sofort abtragen. Man war sich aber an maßgeblicher Stelle doch wohl der besonderen geschichtlichen Bedeutung dieses Bauwerkes bewußt, denn man ließ es vorher von Baurat Dr. Becker, Goslar (Februar 1932) genauestens vermessen²⁾. Diese Zeichnungen und die weiteren wertvollen Unterlagen liegen heute vor. Sie bilden verständlicherweise für die Darstellung der geschichtlichen Zusammenhänge der Lochtumer Dorfentwicklung eine sehr wesentliche Grundlage. Non est in mundo, sed est in actis!

Welchen Anblick bot 1932 diese Kapelle?³⁾ Die jetzt verhältnismäßig breite Straße, die zu ihrer Stelle führt, war ursprünglich eine kleine Nebengasse, eigentlich wohl nur eine Einfahrt gewesen. Der erste Blick fiel auf die östliche runde Chorseite dieses zuletzt als Armenhaus benutzten Baues (rechteckige Grundfläche etwa 7 x 9 m, dazu noch Chorteil). Der Turm ließ sich nur noch vermuten; er war schon vor 120 Jahren abgerissen. Die Kapelle war mit einem hohen Ziegeldach gedeckt. Das Fachwerk im Obergeschoß war bereits seiner Füllungen beraubt. Nur die Streben und Querbalken standen noch und hielten so das Dach. Durch diese Lücken konnte man in das sehr baufällige Innere, das ebenfalls stark verändert war, hineinsehen. Mit Scherwänden und Balkenlagen hatte man den Innenraum in Kammern aufgeteilt. Der Sockelbau (2,50 m hoch) wies nur noch geringe Verputzung auf. Es war ein schweres Bruchsteinmauerwerk (Stärke 0,95 m, bis nahezu 4,30 m hoch erhalten), in dem sich keine Spuren früherer Fenster oder Schlitze mehr erkennen ließen. Eine sehr alte Bogentür befand sich ebenfalls in recht verfallenem Zustande.



Süd- und Nordseite der „Alten Kapelle“.

Ging man um die Südostecke herum, so sah man vor sich die südliche Längsseite, die wohl die Schauseite gewesen war. Der massive Sockel dieses östlichen — soeben erwähnten Teiles — verlief nur noch wenige Meter weiter. Dann folgte ein Zwischenbau mit Tür und einem Fenster. Er war ganz in Art des oberen Fachwerkbaues errichtet. An diesen Apsisbau schloß sich ein weiteres Bruchsteinmauerwerk an, das in seiner Struktur ein hohes Alter verriet. Innerhalb dieser Südseite stellte es in seiner bis zum ersten Stockwerk durchgeführten vollen Stärke etwas besonderes dar. Hier fanden sich ferner Lisenen-Ansätze am Sockel, Pfeiler und Kämpferplatten eingemauert und eine rundbogige sehr hohe Fensteröffnung. Verfolgt man heute diesen Bau in der Zeichnung G. Beckers, so drängt sich geradezu die Vermutung auf, daß sich an dieser Stelle wohl der älteste Kern der Kapelle — wenn auch umgebaut — erhalten hatte. Ein Blick auf die Nordseite zeigt dasselbe Bild. Auch hier fand sich in der Mitte ein gleichstarkes Mauerwerk mit einer Tür im untersten und einer ebenfalls verhältnismäßig hohen Fensteröffnung im ersten Stockwerk. Ohne Frage gehören diese beiden gegenüberliegenden Mauerteile — nach ihrer Mauerart und nach ihrem architektonischen Aufbau zu urteilen — eng zusammen. Aus dieser Erkenntnis nun aber eindeutige Sicherheit für eine zeitliche Eingliederung zu gewinnen, war und ist auch heute auf Grund der Zeichnungen nicht möglich. Eindeutig steht aber fest, daß diese beiden



Grundriß der „Alten Kapelle“ (aufgenommen 1932).

so starken Mauerstücke keineswegs einem anderen Bau zur Umgestaltung als Kirchenraum entnommen sein können (vgl. Grundriß der „Alten Kapelle“).

Die zusätzlichen Untersuchungen ergaben noch weitere aufschlußreiche Ergebnisse:

Der Mörtel der „Alten Kapelle“ — letzte Sockel-Fundamentreste bestand aus SiO_2 — 69,4 %, Fe_2O_3 — 2,8 %, CaO — 13,8 %. Dies bedeutet ein Verhältnis 72,2 : 13,8, da der Sand aus Kieselerde, Eisenoxyd und Tonerde besteht. Mengemäßig ergibt sich eine Zusammensetzung des Mörtels von etwa 5 Teilen Sand und ein Teil Kalk, — es ist also ein recht kalkarmer Mörtel.

Die Untersuchung des verwendeten Bruchgesteines ergab: Hellgrauer, gelblich verwitternder, glaukonitischer Kalksandstein. Vorwiegend abgerundete Quarzkörner liegen in kalkigem Bindemittel, welches erfüllt ist vor organischen, in Kalkspat erhaltenen Resten: Foraminiferen, Echinodermen. Habitus und Fauna weisen auf „obere Kreide“ hin und zwar „Emscher“; Herkunft — Butterberg bei Bad Harzburg.

Betrachtet man fernerhin die siedlungsgeschichtliche Entwicklung des Dorfes Lochtum entlang des Bachlaufes der „Schamlah“⁴⁾, so ergibt sich, daß vermutlich diese „Alte Kapelle“ die frühe Dorfkirche des Ortes gewesen ist. Ob sie allerdings einmal von dem Pfalzgrafen Friedrich von Putelendorf gestiftet wurde, ist anzunehmen, läßt sich aber nicht nachweisen. Der Grundrißform und den mauer-technischen Befunden entsprechend darf vermutet werden, daß der Bau etwa um 1100 entstanden ist, wie man aus Parallel-Erkenntnissen an der Doppelkapelle zu St. Ludgeri-Helmstedt folgern kann. Damals wird er eine jener kleinen romanischen Kirchen gewesen sein.

Um sie herum hat sich ein Friedhof von geringer Ausdehnung befunden. Bei Arbeiten im Garten und bei Neubauten hat der Besitzer W. Koch an den verschiedensten Stellen Reste menschlicher Bestattungen festgestellt.

Die Vermutung, daß in der jetzigen Kirche des Dorfes — 1744 vollkommen erneuert — die Hauptkirche des Ortes von Anbeginn an zu sehen ist, entspricht demnach nicht den Ergebnissen der Untersuchung. Die Hauptkirche des Dorfes aus der Zeit um 1100 war sicherlich die „Alte Kapelle“. Erst später trat an ihre Stelle die jetzige, die allerdings ebenfalls einen sehr alten, vielleicht einen noch älteren Kern als die Kapelle enthält.

Mit dem Dorfe Lochtum ist bereits um 1066 der Name des Erzbischofes Adalbert von Bremen eng verknüpft. Dieser war der Erzieher und einer der bedeutungsvollsten Ratgeber des mit 15 Jahren zur Regierung gekommenen Heinrich IV. Er



Abb. 3. Blick auf die jetzige Kirche mit ihrem sehr alten Turm.

besaß ein Gut in Lochtum nahe bei Goslar. Auf dieses zog er sich, als er fliehen mußte, zurück. Der Zeit entsprechend wird auch dieser Adelshof eine eigene — mehrfach in falscher Verbindung erwähnte Kapelle gehabt haben. Die „Alte Kapelle“ kann hierfür nicht herangezogen werden, da sie sicherlich dem Baugefüge nach nicht vor 1100 erbaut worden ist.

Vermutlich gehörte der Adelshof dem Geschlechte der sächsischen Pfalzgrafen von Goseck und Putelendorf, das noch in anderen Teilen des nördlichen Harzgebietes reich begütert war. Auch eine Familie von Lochtum wird des öfteren erwähnt, z. B. als der Pfalzgraf Friedrich von Goseck und Putelendorf die curtis Abbenrode an einen Ritter Gebhard von Lochtum verkaufte. Bereits Ende des 13. Jahrhunderts stirbt dieses Geschlecht aus. Ab 1482 wird die Familie von König „auf dem festen Haus“ in Lochtum genannt. 1866 ging das Gut an die Klosterkammer über.

Dieser Adelshof lag östlich der Schamlah etwa unter dem heutigen Gute, ja, er wird noch größere Ausdehnungen gehabt haben, als es die Begrenzung des jetzigen Gutes zeigt. Nach Feststellungen von H. und Dr. G. Lange, Lochtum⁵⁾ ließ sich auch noch die Außenmauer dieses Hofes unter verschiedenen Grundstücken östlich des Gutes nachweisen. Betrachten wir diese Fläche des Innenraumes, so stellen wir fest, daß auch die jetzige Kirche auf ihr steht und zwar an einer ganz besonders bevorzugten höheren Stelle. Diese örtliche Lage, sowie die Lage innerhalb des Innenraumes des Adelshofes läßt bereits bestimmte Vermutungen auf die ehemalige Bedeutung und die zeitliche Einsetzung aufkommen.

Im Baukörper der Kirche lassen sich mindestens drei zeitlich getrennte Um- und Zubauten nachweisen. In diesem Zusammenhange ist besonders der Westbau, der Turm, von Bedeutung und an diesem wiederum der Fundamentbau. Er weist ein sehr starkes und schweres Mauerwerk (Gestein zum überwiegenden Teil vom Butterberg bei Bad Harzburg) auf, das — zwar in geänderter Form — noch bis in das beginnende zweite Stockwerk hinaufreicht. Hierbei ist zu erkennen, daß der alte Zugang erst im oberen Stockwerk liegt. Das unterste Stockwerk ist ganz besonders durch Gewölbeeinbauten und durch Hinzufügung eines Fundamentes (evtl. für einen Altar) ausgestattet. Ferner muß in diesem Zusammenhang noch erwähnt werden, daß dieser Westbau — im Fundament gesehen — keine gleichartigen Anbauten gehabt hat. So steckt sicherlich hier in dem Kirchturm der Rest des Bergfriedes des Adelshofes⁶⁾, in dessen unterstem Geschoß wohl schon sehr früh eine Kapelle eingerichtet gewesen ist. Erst als der Bergfried seine Bedeutung verlor, wird man durch Zubau eines Schiffes ihn in den Kirchenbau einbezogen haben.

So läßt sich im Feldriß von Lochtum erkennen: Die alte Siedlung lag an der Schamlah mit der „Alten Kapelle“ als Dorfkirche, östlich davon der ehemalige Adelshof mit dem Bergfried, der später in den Kirchenaufbau einbezogen wurde.

¹⁾ Eigentlich „Groß“-Lochtum, — daneben bestand Klein-Lochtum, jetzt Wüstung, die Einwohner sind ehemals nach Vienenburg übersiedelt.

²⁾ Eine eingehende Darstellung der „Alten Kapelle“ in Zusammenhang mit den Arbeiten des Baurats Dr. Becker erfolgt in der „Harz-Zeitschrift“.

³⁾ Grosse, W., Die sterbende Kapelle in: Schriften des Wernigeröder Geschichtsvereines Heft 12, 1932.

⁴⁾ Vermutlich hieß der Bach in seiner alten Form „Schambecke“ und hat sekundär von einem Waldstück Schamlah, das er durchfloß, den jetzt bekannten Namen übertragen erhalten.

⁵⁾ Herrn Hauptlehrer i. R. H. Lange und dessen Sohn, Dr. G. Lange ist es zu danken, daß die örtliche Untersuchung so ergebnisreich verlief.

⁶⁾ Über die Bergfriede und ihre Stellung zu kirchlichen Bauten erscheint vom Verfasser in Kürze eine zusammenhängende Arbeit.

Der Schlag mit der Lebensrute

Wortgeographische Untersuchungen über einen ostfälischen Fasselabendsbrauch
von Werner Flechsig

Vor mehr als 50 Jahren nannte Richard Andree in seiner Braunschweiger Volkskunde (1901) das *fûen*, das Schlagen mit dem *fûebusch*, „eine Hauptsitte zu Fastnacht, die jedoch in den Dörfern nördlich und nordöstlich der Stadt Braunschweig weniger bekannt zu sein scheint und mehr im Amte Salder und am Elm herrscht“¹⁾. Er schilderte den Brauch folgendermaßen: „Knechte, Mägde, Kinder ziehen mit einem Busche aus Fichtenzweigen, Wacholder oder sonstiger stachliger Pflanze umher und schlagen, mitunter nicht ganz säuberlich, auf die Umhergehenden damit ein. In Lobmachersen gehen die Kinder von Haus zu Haus und singen: *Fûe, fûe, êren, wat wilt jû mik beschêren? Appel oder bêren, geld nêem ik gêren*. Dabei wird *efûet*, mit den stachligen Zweigen geschlagen, bis die Betreffenden sich mit einer kleinen Gabe lösen. Damit hat es aber auch, wenigstens in unseren Dörfern, sein Bewenden, während weiter nach Westen hin (im Hannöverschen, Hildesheimischen, bis nach Westfalen) das *fûen* mit ausgedehnteren Sitten und Sprüchen gehandhabt wird.“

Schon fast ein halbes Jahrhundert vor Andree hatte der Einbecker Rektor Georg Schambach den gleichen Brauch für das westostfälische Bergland bezeugt. Er gab 1858 in seinem Göttingisch-Grubenhagenschen Idiotikon für das plattdeutsche Wort *vûen* die Erklärung „einen mit einem *vûebusch* schlagen“ und fügte erläuternd hinzu: „Nach alter Sitte geschieht dies an vielen Orten am Fastnachtstage, nam. von den Knechten, Mägden und Kindern. Sind die so geschlagenen aus höheren Ständen, so müssen sie sich auch wohl durch ein kleines Geschenk loskaufen“²⁾. Zum Stichwort *vûebusch* schrieb er: „Gewöhnlich ist es ein Wacholderbusch, wo man diese nicht haben kann, nimmt man statt dessen Zweige der Stecheiche oder Fichte, oder auch Hauhechel.“

Schließlich sei hier noch ein Bericht von Kurt Heckscher aus seiner Volkskunde des Kreises Neustadt am Rübenberge von 1930 im vollen Wortlaut wiedergegeben, der uns zeigt, daß der gleiche Brauch unter gleichem Namen auch im äußersten Nordwesten Ostfalens gut bekannt war³⁾. Es heißt dort: „Zu Fastnacht machten sich früher die Burschen Ruten vom Hülsenstrauch (*ilex*), an die sie bunte Streifen hängten. Mit diesen Ruten wurden die Mädchen geschlagen, vorzugsweise auf die Beine. Man nannte das Schlagen *fûen*, die Rute *fûebusch* und Fastnacht den *fûedag*. Heute gehen die Kinder mit einem an einen Stab gebundenen Hülsezwieg, dem *fûebusch* oder *fûestrûschen* von Haus zu Haus, und mit den Worten: *fû, fû, fûedag!* oder *fû, fû, fastelawend!*, auch *fû, fû, fastelawend! So dicke getüffeln un so langen flass!*, wobei die demonstrierenden Handbewegungen gemacht werden, erbitten sie Gaben, Kuchen, Äpfel und ähnliches, oder sie erhalten bunte Papierstreifen, die sie an die Rute hängen.“ Dieser Kinderbrauch war nach Heckscher 1930 noch in 8 Orten des Kr. Neustadt lebendig, während das Fuen der Knechte, aus 6 Orten bezeugt, schon 25 Jahre zuvor abgekommen war.

Auf Grund einer Umfrage von H. Vorwahl in der Göttinger Zeitschrift „Spinnstube“ wurden dort 1925 weitere Nachrichten über das Fuen im westlichen

Ostfalen veröffentlicht ⁴⁾. Der Brauch erwies sich als bekannt in Cläuen, Hohenhameln und Soßmar, Kr. Peine, Ahrbergen, Algermissen, Bültum, Holle, Rautenberg und Wätzum, Kr. Hildesheim-Marienburg, Meimerhausen, Kr. Alfeld, Varrigsen, Kr. Gandersheim, Salzderhelden, Kr. Einbeck, Kemnade, Kr. Holzminden, Ahrenfeld und Lauenstein, Kr. Hameln-Pyrmont, und Stadt Hannover. Eingehendere Schilderungen des Brauches wurden dabei aus Hannover, Salzderhelden und Kemnade gegeben. Auch Heinrich S o h n r e y beschrieb das Fiuen in seinem Buche über die Sollinger aus Hellenthal im Kr. Holzminden ⁵⁾.

Ergänzt wird die Reihe der Belegorte durch das von Paul A l p e r s herausgegebene Frommesche Wörterbuch des Kirchspiels Hohenbostel, Landkr. Hannover, wo *fuhen* und *fuhebusch* aufgeführt sind ⁶⁾, das Wörterverzeichnis der plattdeutschen Mundart von Hastenbeck, Kr. Hameln-Pyrmont, von H. D e i t e r, wo *Fiubusch* für 'Wacholderzweig' gebucht ist ⁷⁾, das Dorfwörterbuch von Betheln, Kr. Alfeld, von H. S i e v e r s (*fiuen*, *fiuestriuk*) ⁸⁾ und das Lüneburger Wörterbuch von E. K ü c k, das die Stichwörter *fûen* und *Fû-busch* bietet, aber dazu vermerkt, für den von herumziehenden Burschen ausgeübten Brauch komme wohl nur das südlichste Lüneburg in Betracht ⁹⁾.

Damit ist allerdings auch die Reihe der Belege für das Wort *fûen* in den neueren Mundartwörterbüchern erschöpft. Es fehlt im Schleswig-Holsteinischen Wörterbuch von Mensing (1925—1935) wie im Altmärkischen Idiotikon von Danneil (1859), im Westfälischen Wörterbuch von Woeste (2. Auflage 1930 von H. Nörrenberg) wie im Wörterbuch der Soester Börde von Schmoeckel und Blesgen (1952) und im Dorfwörterbuch des Dorfes Hehlen, Kr. Minden, von Frederking (1939), im Kurhessischen Idiotikon von Vilmar (1868) wie im Niederhessischen Wörterbuch von Hoffmann (1926) und im Waldeckischen Wörterbuch von Bauer (1902), im Thüringischen Sprachschatz von Hertel (1895) und im Wörterbuch der nordwestthüringischen Mundart des Eichsfeldes von Hentrich (1912) wie im Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten von Müller (1911).

Auch in volkskundlichen Darstellungen der Fastnachtbräuche außerhalb Ostfalens begegnet uns das Wort *fûen* oder eine entsprechende Lautform nirgends mit Ausnahme des gebirgigen Teiles des Hochstifts Paderborn, wo der Brauch *fouen* bzw. *fiuen* heißt ¹⁰⁾, und im Schaumburgischen, wo das Wort entsteht erscheint im Heischespruch „*Fiulen, fiulen Fasleam, sau lang Flaß schöel je hemmen!*“ ¹¹⁾.

Nach alledem schien es mir nicht zweifelhaft, daß *fûen* zu den Wörtern gehören mußte, deren Geltungsbereich im wesentlichen auf die ostfälische Sprachlandschaft beschränkt ist und daher für die Beurteilung der sprachgeschichtlichen Sonderentwicklung unseres Raumes wichtig ist. Einer Klärung bedurfte allerdings noch die Frage, wie weit unser Wort innerhalb Ostfalens verbreitet ist oder war, da Andrees Angaben über sein Vorkommen östlich von Braunschweig in ihrer etwas unbestimmten Art nicht befriedigen konnten. Ich unternahm daher 1957 den Versuch, auf diese Frage durch weiträumige wortgeographische Erhebungen innerhalb Ostfalens eine Antwort zu finden, obwohl in Anbetracht des fortschreitenden Schwundes der Brauchtumsüberlieferungen wenig Aussicht bestehen mochte, noch jetzt, 50 Jahre nach Andree, nennenswerte neue Erkenntnisse zu gewinnen. In den 8. Mundartfragebogen, der vom Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte

und Volkstum an über 400 ehrenamtliche Mitarbeiter in Ostfalen versandt wurde, nahm ich die Frage auf: „Wie nennt oder nannte man es früher, wenn umherziehende Kinder am Fasselabend die Erwachsenen mit Tannenzweigen oder dgl. unter Aufsagen von Sprüchen schlagen?“

Der Erfolg übertraf bei weitem meine Erwartungen. Rund 300 der Befragten wußten noch eine mundartliche Bezeichnung für den Brauch anzugeben, darunter 242 das schon von Schambach, Andree, Heckscher und anderen bezeugte ostfälische Eigenwort, das je nach dem Lautstande des alten langen u in der betreffenden Ortsmundart als *fûen*, *fouen*, *faunen*, *fiuen* oder *fûen* wiedergegeben wurde. In den Kreisen Holzminden, Alfeld, Hildesheim-Marienburg, Goslar und Stadt Salzgitter war es allen befragten Gewährsleuten (105) bekannt, im Kr. Gandersheim in 63 von 66 erfaßten Orten. Im Kr. Einbeck meldeten dagegen nicht mehr als 11 von 19 Orten das Wort *fiuen*, im Kr. Peine gar nur 12 von 27 und im Kr. Wolfenbüttel 29 von 69. Am lückenhaftesten erwies sich die Überlieferung in den Kreisen Braunschweig mit 11 Belegen aus 41 Orten und Helmstedt mit 8 Belegen aus 44 Orten. Dabei entstammt in den Kreisen Wolfenbüttel und Braunschweig die Mehrzahl der Belege den Kreisteilen westlich der Oker. Östlich des Flusses kennt man das Wort *fûen* heutzutage nur in 5 Orten des Kr. Braunschweig (Mascherode, Weddel, Hordorf, Abbenrode, Gr. Brunsrode), in 9 Orten des Kr. Wolfenbüttel (Bad Harzburg, Börßum, Bornum, Seinstedt, Winnigstedt, Berklingen, Sottmar, Volzum, Evessen und Gr. Dahlum) und in 8 Orten des Kr. Helmstedt (Königslutter, Rottorf, Schep-pau, Nordsteimke, Wahrstedt, Gevensleben, Söllingen und Hoiersdorf). 14 Gewährsleute im Kr. Gifhorn und 11 Gewährsleute in den magdeburgischen Kreisen Wernigerode, Halberstadt, Oschersleben, Haldensleben und Wanzleben wußten weder etwas über den Fasselabendsbrauch noch über seinen Namen in Erfahrung zu bringen.

Es bestätigt sich somit Andrees Beobachtung, wonach das Fuen nördlich und nordöstlich von Braunschweig weniger bekannt ist als westlich der Stadt zwischen Oker und Weser. Allerdings gehört jetzt zu den belegarmen Landesteilen auch das Elmgebiet, das zu Andrees Zeiten noch besonders überlieferungstreu erschien. Dort ist also in den letzten 50 Jahren offenbar an zahlreichen Orten die Erinnerung an altes Brauchtum stärker geschwunden als in den Gebieten westlich der Oker. Sollte es nicht in noch früherer Zeit der Gegend nördlich des Elmes und den ostfälischen Teilen des Magdeburger Landes schon ähnlich ergangen sein? Mit anderen Worten: Dürfen wir nicht annehmen, daß das Fuen einst in allen braunschweigischen Dörfern östlich der Oker und darüber hinaus im Magdeburgischen bis zur Mittel-elbe bekannt war?

Für die Beantwortung dieser Frage ist es wichtig zu wissen, daß der Brauch selbst, wenn auch unter anderen Namen, noch in einer Reihe anderer Orte östlich der Oker überliefert ist. Man nennt ihn *fitjen* im Amte Harzburg (Harlingerode, Schlewecke, Westerode und — neben *fouen* — in Bad Harzburg); *fitzeln* in Linden, Wendessen, Isingerode, Roklum, Winnigstedt, Weferlingen und Warle im Kr. Wolfenbüttel, Ingeleben, Glentorf, Grasleben, Meinkot, Bahrdorf, Kästorf und Zobbenitz im Kr. Helmstedt, sowie Betzhorn, Böckelse und Leiferde im Kr. Gifhorn, *pitzeln* in Destedt, Kr. Braunschweig und *fasseln* in Wegeleben, Kr. Oschersleben (so in einer plattdeutschen Wörtersammlung dieses Dorfes von H. Gark e).

Die Formen *pitzeln* und *fitzen* sind offensichtlich aus *fitzeln* entstellt, die zweite unter falscher Anlehnung an das allgemein gebräuchliche Hauptwort *Fitzen* m. ‚Vogelflügel‘, was deshalb nahe lag, weil man einen *Gansefitzen* früher gern zum Fegen benutzte und wie eine Rute handhaben konnte. Es steht also, abgesehen von dem einmaligen Belege für *fasseln*, nur *fitzeln* als sinngleicher Ausdruck dem ostfälischen Eigenworte *fûen* gegenüber, jedoch nicht in säuberlicher Trennung durch eine zusammenhängende Wortgrenze, wie man es erwarten müßte, wenn es sich um einen alten wortgeographischen Unterschied handelte, sondern in buntem Gemenge, wobei nur im Nordosten (Amtsbezirk Vorsfelde) *fitzeln* überwiegt. Auffälligerweise findet sich dieses Wort auch am Nord- und Südrande des geschlossenen Geltungsbereiches für *fiuen* im westlichen Ostfalen und vereinzelt sogar in seiner Mitte. Im Nordteil des Kr. Peine ist es ausschließlich bezeugt aus Eixe, Odesse, Schmedenstedt, Wehnsen und Wense, im Kr. Braunschweig aus Broitzem, Rünigen, Watenbüttel und Zweidorf, im Kr. Gandersheim aus Gittelde am Harz, im Kr. Osterode aus Dögerode, im Kr. Northeim aus Hohnstedt, im Kr. Einbeck aus Dassel, Dassensen, Hullersen, Immensen, Lauenberg und Sievershausen, im Kr. Zellerfeld aus Lonau und Sieber. Sowohl *fitzeln* wie *fiuen* nennt man den Fasselabendsbrauch in Immensen, Kr. Burgdorf, Westerlinde, Kr. Wolfenbüttel, Ahstedt, Werder und Wöhle, Kr. Hildesheim-Marienburg, Engelage und Herzog-Julius-Hütte, Kr. Gandersheim, Düderode und Willensen, Kr. Osterode. In Machsum, Kr. Hildesheim-M., heißt der Brauch selbst zwar *fiuen*, die Rute jedoch, mit der er ausgeübt wird, *Fitzelraue*, und in Seboldshausen, Kr. Gandersheim, bedeutet *fitzeln* nur ‚kritzeln mit einem Zweige im Gesicht‘, während *fiuen* den eigentlichen Fasselabendsbrauch bezeichnet.

Damit kommen wir auf den eigentlichen Sinn des Wortes *fitzeln*. Es bedeutet in Göttingen-Grubenhagen nach Schambach ¹²⁾ 1. „mit einem feinen Dinge, etwa mit einer Gerte oder mit einem Strohhalme, leise worüber (etwa über das Gesicht) hinfahren“ und 2. „mit einer schlanken Ruthe streichen, nicht schlagen, wie das bei kleinen Kindern geschieht.“ Dementsprechend hieß nach Schambach *fitzelraue* „die gewöhnlich aus Besenreisern gebundene Rute, womit die kleinen Kinder gezüchtigt werden.“ In diesem, mit keinem bestimmten Brauche verknüpften Sinne findet sich *fitzeln* auch im Waldeckischen ¹³⁾, *fitscheln* und *fitzen* im Thüringischen ¹⁴⁾, die Grundform *fitzen* außerdem in der Mindener Gegend ¹⁵⁾ und in den südlüneburgischen Kreisen Gifhorn-Isenhagen, Celle und Ulzen ¹⁶⁾. In Schleswig-Holstein kennt man nur *fitschen* in der abgewandelten Bedeutung ‚mit flachen Steinen so über eine Wasserfläche werfen, daß der Stein mehrmals aufhüpft‘ ¹⁷⁾. Die Grundbedeutung von *fitzen* und seiner Häufigkeitsform *fitzeln* könnte demnach ‚flüchtig berühren‘ gewesen sein.

Mit einem bestimmten Fasselabendsbrauch hat das also ursprünglich gar nichts zu tun. Da, wo er in Ostfalen heute so genannt wird, ist das Wort *fitzeln* wohl erst in neuerer Zeit als Ersatz an die Stelle des in Vergessenheit geratenden alten Sonderwortes *fûen* getreten. Dafür spricht die auffällige Erscheinung, daß *fitzeln* als Bezeichnung des Fasselabendsbrauches hauptsächlich an den Rändern des heutigen Geltungsbereiches dieses Brauches in Ostfalen Fuß gefaßt hat, also im Südteil des westostfälischen Berglandes (Kreise Zellerfeld, Osterode, Northeim, Einbeck), im Norden des ostfälischen Kerngebietes (Kr. Gifhorn und Nordteile der

Kreise Peine und Braunschweig) sowie vor allem im Osten, der sich auch sonst in sprachlichen wie dinglichen Überlieferungen der Volkskultur (Tracht, Hausbau, Brauchtum) weniger widerstandsfähig gegen Neuerungen erweist als der Westen Ostfalens. Von diesen Rändern her ist *fitzeln* hier und da zwischen Oker und Innerste auch schon in das Innere vorgedrungen, ohne jedoch die Vorherrschaft des älteren *fûen* (*fiuen*) einstweilen erschüttern zu können.

Woher kommt nun aber das merkwürdige Wort *fûen*? Andree hat in einer Fußnote auf S. 331 seiner Braunschweiger Volkskunde vermerkt, daß der Fürst von Bückeburg sich 1584—1586 durch „Fudelgeld“ von den Mägden loskaufen mußte, die ihn am Fasselabend mit Ruten schlagen wollten. Unser *fuen* geht also auf eine ältere Form *fûden* zurück, deren *d* nach den in der ostfälischen Volkssprache wirkenden Lautgesetzen zwischen einem langen Stammsilbenvokal und tonlosem *e* geschwunden ist. Dieses *fûde(l)n* kann, wie schon Andree bemerkt hat, nur von einem alten Namen für den weiblichen Geschlechtsteil abgeleitet worden sein, das im Mittelniederdeutschen als *fut* oder *futte* w., im Mittelhochdeutschen als *vut*, *futze* oder *foitze* bezeugt ist und in Oberdeutschland heute noch als *Fotze*, *Foutze* oder *Fautze* allgemein bekannt ist. Auf niederdeutschem Boden scheint es heutzutage in Schleswig-Holstein zu fehlen, und auch für Westfalen ist es von Woeste als *fuet* nur mit der erweiterten Bedeutung ‚Gesäß‘ gebucht¹⁸⁾. In Ostfalen dagegen war das Wort in der alten Grundform *Futte* mindestens noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit der ursprünglichen Bedeutung außer den sinngleichen Ausdrücken *Kluntje*, *Kuttje*, *Lusche*, *Nusse*, *Pörtje*, *Prattje*, *Premmele* und *Pusseke* lebendig, daneben auch die schon von Schambach für Göttingen-Grubenhagen bezeugte Verkleinerungsform *Futtje*¹⁹⁾. Aus der unzweifelhaften sprachlichen Zusammengehörigkeit von *fûen* und *Futte* ergibt sich die Erkenntnis, daß die Schläge mit den immergrünen Zweigen am Fasselabend ursprünglich nicht wahllos irgendeinen Körperteil eines beliebigen Mitmenschen treffen sollten, sondern nur demjenigen Körperteil der Mädchen und Frauen galten, welcher der Fortpflanzung dient. Verblaßt und losgelöst von einem Fasselabendsbrauch wird dieser alte Sinnzusammenhang auch in Westfalen noch sichtbar in der Bildung des von Woeste gebuchten Zeitwortes *fueten* ‚auf das Gesäß schlagen‘. Die enge Beziehung der ganzen Wortsippe zum weiblichen Körper ist jedoch auch in Westfalen noch zu erkennen an dem von Woeste angeführten Scheltwort *fuetse* w., ‚schlechtes Mädchen‘ und an dem für Lippe-Detmold bezeugten Ausdruck *Futtchen* s. ‚feistes Weib oder Mädchen‘, auf das Schambach beim Stichwort *futje* verwiesen hat. Die entsprechende mittelhochdeutsche Bildung *vüdel* oder *vüdelin* s. bedeutete nur ‚Mädchen‘ schlechthin ohne tadelnden Beigeschmack.

Kehren wir zu unserem *fûen* zurück, so können wir feststellen, daß Name und Handlung des ostfälischen Fasselabendsbrauches auf eine sehr alte Überlieferung zurückgehen müssen. Sie sind Zeugnisse eines in seinem ursprünglichen Sinne dem Volke heute freilich nicht mehr bewußten Fruchtbarkeitszaubers aus vorchristlicher Zeit, bei dem durch den Schlag mit der Lebensrute die in der immergrünen Pflanze sinnbildlich verkörpertten Kräfte eines unzerstörbaren Lebens den Trägerinnen der menschlichen Fruchtbarkeit in magischer Weise an der Schwelle zwischen Winter und Frühjahr vermittelt werden sollten. Ob dieser Fasselabendsbrauch früher einmal bei allen deutschen Stämmen unter gleichem Namen im Schwange war, wissen

wir nicht und werden wir wohl auch nicht mehr ergründen können. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß er überall den gleichen Namen gehabt hat, denn sonst müßten sich doch wohl außer dem westfälischen *fucten* und dem schweizerischen *fausen* oder *fauzen* ‚mit der Rute streichen‘, die ohne Beziehung zu einem bestimmten Brauche fortleben, auch noch anderwärts Spuren eines ähnlich lautenden und bedeutungsgleichen Wortes gefunden haben. Heischegänge mit bändergeschmückten oder geschälten Zweigen am Fasselabend kennen wir andererseits aus Schleswig-Holstein²⁰⁾, Brandenburg²¹⁾, Hinterpommern²²⁾ und anderen Gegenden Niederdeutschlands, ohne daß dabei ein dem ostfälischen *fûen* entsprechender Name überliefert wäre. Nirgends in Deutschland scheint der alte Name und der Brauch unter Verwendung ausschließlich immergrüner Pflanzen zusammen lebendig zu sein außer in Ostfalen und seinen ostwestfälischen Randgebieten. Wie innig zumal im westlichen Ostfalen der Schlag mit der Lebensrute und das Wort *fiuen* verbunden sind, zeigt nichts deutlicher als die Tatsache, daß der Wacholderstrauch an manchen Orten seinen alteinheimischen Namen *Mandiangeln* (*Machandeln*, *Macholdern*) völlig eingebüßt hat und schlechthin *Fiuebusch* genannt wird. Das gilt z. B. nach Ausweis unseres 8. Mundartfragebogens für Lüthorst im Kr. Einbeck und Silberbeck, Brunsen, Heckenbeck, Seboldshausen und Stroit im Kr. Gandersheim.

Wenn wir die Belegorte für die neueren Benennungen *fitzeln*, *fitjen* und *fasseln* in den ursprünglichen Geltungsbereich des Wortes *fûen* einbeziehen, so erstreckt dieser sich nach Osten mit den Außenposten Zobbenitz am Südrande der Altmark nahe der unteren Ohre und Wegeleben östlich von Halberstadt bis in das Elbstfälische, nach Norden bis in die Kreise Gifhorn, Peine, Burgdorf, Hannover und Neustadt, nach Westen über die Weser hinaus bis in die ostwestfälischen Kreise Warburg, Höxter und Minden (wo der Brauch *hülsen* heißt)²³⁾ sowie in die ehemals hessische Grafschaft Schaumburg²⁴⁾. Dieses Hinübergreifen über die Weser ist deshalb besonders bemerkenswert, weil auch sonst die Landstriche westlich des Stromes zwischen Rinteln und Hofgeismar wortgeographisch vielfach mit Ostfalen zusammengehen (z. B. im Besitz der Wörter *Forlink* ‚ $\frac{1}{2}$ Morgen Landes‘, *Haileb(i)ere* ‚Heidelbeere‘, *Hille* ‚Futterraufe‘, *Hucken* ‚Heuhaufen‘, *Kempe* ‚Zuchteber‘, *Luffe* ‚längliches Weißbrot‘, *nemmes* ‚niemand‘, *Hackelbarch* als Name des wilden Jägers u. a.). Wie weit *fûen* oder *fitzeln* im westostfälischen Berglande nach Süden reichte, ließ sich bisher nicht ermitteln, weil ich südlich einer Linie von Badenhäusen über Eisdorf, Westerhof, Hohnstedt, Hollenstedt, Dörrigsen, Lauenberg und Sievershausen nach Boffzen zwischen Harz und Weser keine Gewährsleute für mundartliche Auskünfte habe. Ich möchte aber annehmen, daß Name und Formen des Brauches früher bis zur Südgrenze Ostfalens gegen Hessen bekannt gewesen sind.

Fast ganz Ostfalen tritt uns also im Brauch des *Fuens* wie in manchen anderen sprachlichen und dinglichen Überlieferungen als ein Kulturraum von stark geprägter Eigenart und großer Beharrungskraft entgegen. Da das Land nach den Tagen Heinrichs des Löwen bis 1946 niemals eine politische Einheit gebildet hat, muß die formende Kraft gemeinsamen Lebensgefühls schon seit frühmittelalterlicher Zeit oder gar noch früher wirksam gewesen sein. Den stammesgeschichtlichen Grundlagen dieser ostfälischen Wesensart nachzuspüren, ist eine der vornehmsten Aufgaben der heimischen Vorgeschichts- und Volkskundeforschung.



Oben: Langhaus der Klosterkirche Clus bei Bad Gandersheim (1124 geweiht) Fotos: Kunstverlag Voigt, Elmshorn (2)

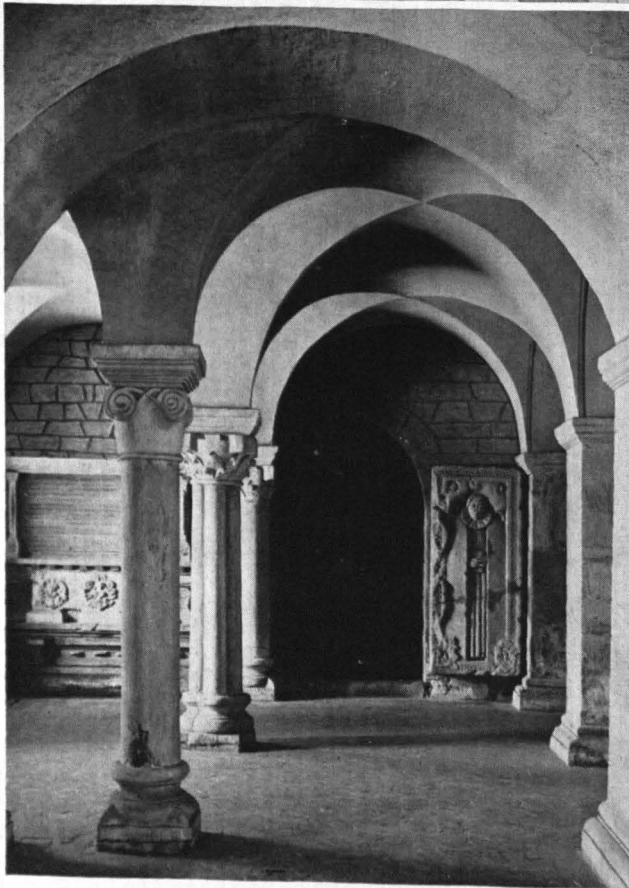
Unten: Langhaus der Stiftskirche in Bad Gandersheim (im wesentlichen aus der 3. Bauzeit — 1060 bis 1090 —)





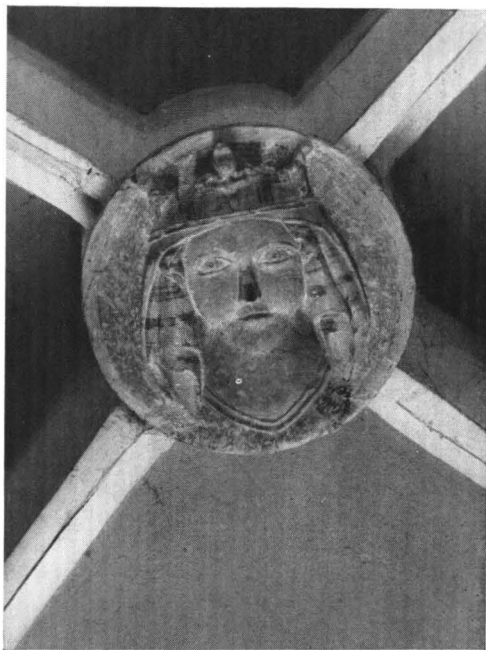
Oben: Dreischiffige Krypta
der Stiftskirche Bad Gandersheim

Foto: Puhlmann



Links: Südflügel der westlichen
Münstervorhalle
in der Stiftskirche
Bad Gandersheim

Foto: Kunstverlag Voigt, Elmshorn



Gewölbeschlusssteine und Konsolköpfe im südlichen Seitenschiff der Stiftskirche Bad Gandersheim

Fotos: Kunstverlag Voigt, Elmshorn (4)





Oben und unten:
Relieffiguren auf dem Mittelstück des
fünfarmigen gotischen Leuchters
in der Stiftskirche Bad Gandersheim



Fotos : Kunstverlag Volgt, Elmshorn (2)

- ¹⁾ Richard Andree: Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. Braunschweig 1901; hier S. 331.
- ²⁾ Georg Schambach: Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. Hannover 1858; hier S. 282.
- ³⁾ Kurt Heckscher: Die Volkskunde des Kreises Neustadt am Rübenberge. Hamburg 1930; hier S. 170.
- ⁴⁾ Die Spinnstube. Illustrierte Wochenschrift für Heimat, Kunst und Dichtung. Jahrg. II, Göttingen 1925; hier S. 31, 79, 94, 99, 110.
- ⁵⁾ Heinrich Sohnrey: Die Sollinger. 2. Aufl. Berlin 1936; hier S. 239.
- ⁶⁾ Paul Alpers: Das Frommesche Wörterbuch. Wortschatz der Mundart des Kirchspiels Hohenbostel im Deistervorland (Schriften des Niedersächsischen Heimatbundes, Neue Folge Bd. 2). Oldenburg 1941; hier S. 33.
- ⁷⁾ H. Deiter: Kurzes Wörterverzeichnis der plattdeutschen Mundart von Hastenbeck. 2. Teil (Hannoversche Geschichtsblätter, 24. Jahrgang, Hannover 1921).
- ⁸⁾ H. Sievers: Wörterbuch der in Betheln heimischen Mundart. Bearbeitet von H. Kese (Bd. 2 der Schriftenreihe des Heimatmuseums Alfeld) Alfeld 1955; hier S. 32.
- ⁹⁾ Eduard Kück: Lüneburger Wörterbuch. Bd. I, Neumünster 1942; hier Sp. 516, 518.
- ¹⁰⁾ Paul Sartori: Westfälische Volkskunde. 2. Aufl., Leipzig 1929; hier S. 149.
- ¹¹⁾ Carl Heßler: Hessische Landes- und Volkskunde. Bd. II. Hessische Volkskunde. Marburg 1904; hier S. 580.
- ¹²⁾ a. a. O. wie ²⁾; hier S. 270.
- ¹³⁾ Karl Bauer: Waldeckisches Wörterbuch hrsg. von Hermann Collitz. Norden 1902; hier S. 33.
- ¹⁴⁾ L. Hertel: Thüringer Sprachschatz. Weimar 1895; hier S. 95.
- ¹⁵⁾ Christian Frederking: Plattdeutsches Dorfwörterbuch des Dorfes Hehlen bei Minden. Bielefeld 1939; hier S. 35.
- ¹⁶⁾ a. a. O. wie ⁹⁾; hier Sp. 462.
- ¹⁷⁾ Otto Mensing: Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. Bd. II, Neumünster 1927; hier Sp. 117.
- ¹⁸⁾ Friedrich Woeste: Wörterbuch der westfälischen Mundart. 2. Aufl. von Erich Nörrenberg. Norden 1930; hier S. 311.
- ¹⁹⁾ Belegt aus Mascherode, Kr. Braunschweig, in der Zettelkartei des Braunschweigischen Wörterbucharchivs im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum, Braunschweig.
- ²⁰⁾ a. a. O. wie ¹⁷⁾; hier Sp. 26 unter dem Stichwort „Fastelabend“.
- ²¹⁾ Eduard Kück u. Heinr. Sohnrey: Feste und Spiele des deutschen Landvolks. Berlin 1925; hier S. 64.
- ²²⁾ a. a. O. wie ²¹⁾; hier S. 66. — ²³⁾ a. a. O. wie ¹⁰⁾. — ²⁴⁾ a. a. O. wie ¹¹⁾.

Fasselabend in Opperhausen, Kreis Gandersheim

(Auszug aus dem 1930 erschienenen, aber wenig verbreiteten und längst vergriffenen Büchlein „Baas Heinrich“ von Friedrich Wilhelm, das die Kindheitserlebnisse des in Opperhausen geborenen Verfassers wiedergibt und eine wertvolle Fundgrube für die Volkskunde hausen geborenen Verfassers wiedergibt und eine wertvolle Fundgrube für die Volkskunde ist.

So kam denn eines Tages die Fastnachtszeit heran. Wie damals üblich, roteten sich die jungen Burschen am Fastnachtsmontag zusammen, versahen sich mit Körben, Kiepen und Schüddegäffeln. Letztere war eine aus Weiden- oder Haselholz hergestellte lange Holzgabel mit zwei Zacken, die beim Dreschen mit dem Flegel auf der Tenne (Scheune) zum Aufschütteln oder Herumdrehen des übergedroschenen Getreidestrohes gebraucht wurde. ... Der Fastnachtszug setzte sich vom Krüge aus in Bewegung. Auf eigenartige Weise hatten sich die jungen Burschen ausstaffiert. Teils hatten sie ein Hemd übergezogen, eine alte Angströhre aus Urgroßvaters Zeit, an der zwei Federfittiche befestigt waren, auf dem Kopfe, eine Maske vor dem Gesicht, und so zogen sie los. Ab und zu fehlte auch der Bär oder

der Fastnachtsreiter oder ein Kamel nicht im Zuge. Natürlich stammten die Führer dieser Tiere aus dem Mohrenlande, sie waren schwarz wie die Nacht, im Gesicht und an den Händen. Das war was für uns Kinder! Auch mehrere als Frauen verkleidete Burschen konnte man im Zuge erblicken. Voran schritt mit einem Blasebalg (Ziehharmonika) der altbekannte Warmbold aus der nahen Kreisstadt Gandersheim, der auch bei Hochzeiten und Kindtaufen aufspielte. Der Baas hatte ihn schon immer lange vorher für diese Festlichkeit gedungen. Unter munteren Liedern und lustigem Peitschenknallen, das wochenlang vorher eingeübt wurde, bewegte sich der Zug langsam von Haus zu Haus, vom Unterdorf zum Oberdorf. Einzelne junge Burschen begaben sich in die Häuser. Eine große Greener Schimmelpulle (Schnapsflasche mit dem springenden Schimmel) und ein kleines Glas hatten sie bei sich. In der Stube angekommen, wurde ein Gläschen gefüllt und dem Hausherrn gereicht, der den Greener Schnaps austrank. Nun wurde um die übliche Fastnachtsgabe gebeten. Die Hausfrau ging zur Wurstkammer; denn ihr gehörte damals der Schlüssel dazu, holte eine oder zwei Würste, auch Speck oder ein Stück Schinken, je nach dem Eingeschlachteten, herunter, hängte dies den Bittenden auf die Schüddegäffeln oder legte es in den Korb oder die Kiepe. Auch Eier, Butter, Brot und Käse, selbstgemachten natürlich, der aus dem Greppen genommen wurde und ganz vorzüglich schmeckte. Wir Kinder freuten uns stets, wenn Mutter den Käsepott öffnete und die dicken, mit Schimmel überzogenen Käse herausholte. Der Schimmel wurde abgekratzt, und wenn auch etwas daran sitzenblieb, was machte das damals aus, wir Futterten es hinein, geschadet hat's uns nicht. Damals kannte man soviel Bazillen und Bakterien, und wie die Dinger alle heißen, noch nicht. Vielleicht war unser Körper damals widerstandsfähiger. In dünnen Schnitten wurde der Käse auf das Schwarzbrot gelegt. Butter gab's nicht zum Käsebrot, dazu war sie der Mutter zu teuer, kostete das Pfund Butter damals doch fünf und einen halben Silbergroschen, also fünfundfünfzig bis sechzig Pfennig.

Mancher Bauer, dem sein Gesinde ganz besonders zugetan war und das jahrüber fleißig gearbeitet hatte, reichte den bittenden Burschen auch noch ein Geldstück als Extrafastnachtsgabe. War der Rundgang im Dorfe beendet, dann kehrten sämtliche Fasselabendjungen mit gefüllten Körben und Kiepen und vollbehängten Schüddegäffeln nach dem Wilhelmschen Krüge zurück. Hier entwickelte sich nun bald ein buntes Treiben. Auf den langen eichenen Tischen der großen Krugstube wurden die eingesammelten Eßwaren ausgebreitet. Ganze Berge von Mettwürsten, Knack-, Leber- und Rotwürsten, Sülzen, Speck und Schinken, dicke Butterstücken, Käse und Körbe voll Eier bedeckten die Tafeln. Die Krügersche hatte schon kochendes Wasser im Siedekessel bereitet, worin die eingesammelten Eier gleich schockweise in Netzen gekocht wurden. Eier gab's immer in hinreichender Menge, bekam man doch vier, oft fünf Stück für zwei Groschen. Gegen Nachmittag erschienen dann auch die jungen Dorfschönen und viele ältere Einwohner des Dorfes, um an dem Fastnachtsschmaus mit teilzunehmen. Messer wurden nur für die Mädchen bereitgelegt, jeder männliche Teilnehmer holte sein vorher wohlweislich geschliffenes Taschenmesser aus der Hosentasche, um damit den Würsten usw. zu Leibe gehen zu können. Gabeln kannte man beim Fastnachtsschmaus nicht, das war keine Mode. Dafür hatte man ja an jeder Hand fünf Finger. Große Literflaschen mit altem Greener Korn bester Marke standen auf den Tischen, und für fünf Mann gab es

ein Glas, einen sogenannten Staub, er war groß genug, um mehrere Male die Runde zu machen, ohne wieder gefüllt zu werden. Ab und zu war bei der Männerrunde auch ein Nassauer, der seine Oberlippe zu weit in den „Staub“ schob, dann reichte der Inhalt oft für den zweiten Rundgang nicht. Was schadet das? Derjenige, der das Glas leerte, schenkte wieder ein aus der großen Schimmelpulle. An Stoff fehlte es ja nicht, und kosten tat er auch nichts. Dieser war an solchen Tagen Freigut und wurde von den Extragaben der Bauern bezahlt. Die Mädchen tranken süßen Schnaps.

Anfangs war alles in bester Ordnung. Fing aber der Greener Geist erst an, seine Wirkungen auszuüben, dann war es vielfach für einige Zeit mit der Gemütlichkeit vorbei. Wild ging's dann bei dem nachfolgenden Tänzchen her, und nicht selten gerieten die Kampfhähne mit erhitzten Köpfen so aneinander und verbleuten sich gegenseitig so sehr, daß die Spuren noch wochenlang zu sehen waren. Aber das machte auch weiter nichts, dies gehörte einmal zu solchem Fastnachtstag.

Trulrad - Ein altes Frühlingsspiel ostfälischer Dorfbungen

von Otto Hahne

Noch vor 70 Jahren war weit bekannt in den Dörfern südlich des Elmes ein heute schon völlig vergessenes Kampfspiel auf der Dorfstraße, das im März und April zu spielen üblich war. Der geringe und langsame Fahrverkehr wurde nicht dadurch behindert. Die im Januar und Februar bei Frostwetter aus den Bauernhölzern im Elm hereingefahrenen Buchen lagerten bis über die Osterzeit in einem Winkel des Hofes, wo sie darauf warteten, mit Handsägen und Beilen nach Anfertigung von Wasen für Erbsenstiefeln und Anmachholz zu Brennholz zerschnitten und gespalten zu werden, darauf in den meist runden Diemen zum Austrocknen aufgebaut zu werden. Von den dicken runden Ästen wurden nun mehrere etwa 5 cm dicke Rundscheiben mit Rinde in etwa 15 cm Durchmesser abgeschnitten; das waren die sogenannten „Trulräder“. Dann wurden zwei Parteien von je 3 bis 5 Teilnehmern gebildet. Während die eine Partei das mit Daumen und Zeigefinger fest gefaßte Trulrad etwa 8—10 m weit durch die Luft mit großer Kraft schleuderte, damit es auf der Dorfstraße möglichst weit ausrollte, suchte die andere, mit Brettern und hölzernen Schutzgestellen vor den Kellerlöchern das Trulrad aufzuhalten oder gar zurückzuschlagen. Wenn der erste Junge das oft hochspringende Trulrad nicht halten konnte, tat es der zweite oder dritte. Als das geeignetste Instrument zum Schlagen erwies sich eine größere eiserne Bratpfanne mit langem Stiel. Mit ihr konnte man das heranlaufende Trulrad weit zurückschlagen und hatte dabei noch die Freude eines metallischen Klanges. Von der Stelle, wo das Trulrad liegen blieb, durften dann der Reihe nach die Jungen zurückwerfen. So trieben sich die beiden Parteien hin und her die Dorfstraße entlang, bis die eine an ihr Ende des angenommenen Spielfeldes wie beim „Grenzball“ zurückgedrängt war und damit als besiegt galt. So war das Trulradwerfen ein herrliches Spiel der Kraft und Geschicklichkeit, für das es in den Landschaften an der Küste das sogenannte „Klotschießen“ auf dem Eise als eine vergleichbare Parallele gibt.

Aus dem alten Rábke

von Karl Böhme

Vorbemerkung des Schriftleiters: Wir beginnen hier mit dem Abdruck von Auszügen aus den umfangreichen ortsgeschichtlichen und volkskundlichen Aufzeichnungen des Pastors Böhme, der in Rábke, Kr. Helmstedt, von 1888 bis 1916 wirkte. Sie sind von Böhme vor dem 1. Weltkriege niedergeschrieben, aber erst vor kurzem von seinem Schwiegersohne Rudolf Homann in Rábke gesichtet, geordnet und in einer maschinenschriftlichen Abschrift zu einem zweibändigen Manuskript zusammengestellt worden. Der große volkskundliche Wert der Aufzeichnungen beruht darin, daß Böhme die Lebensverhältnisse des Landvolkes im 19. Jahrhundert weder kritisch moralisierend noch romantisch verklärend geschildert hat, sondern in vorbildlich sachlicher Art nüchtern und doch mit einer verhaltenen Liebe zu seinen Landsleuten. Was er von Rábke berichtet, wird mit gewissen Abwandlungen je nach dem Grade des Wohlstandes auch für die früheren Verhältnisse in anderen Dörfern unserer Heimat gelten können und darf daher als allgemeiner Beitrag zur ostfälischen Volkskunde gewertet werden.

1. Die Einrichtung der Stuben und Kammern in den Bauernhäusern

Wie die alten Rábker einsichtig genug waren, in ihren keineswegs großen Häusern sich immer eine große Stube anzulegen, so beraubten sie sich dieses Vorteils auch nicht wieder durch Überfüllung mit Einrichtungsstücken. Die Mitte des Raumes hielten sie ganz frei, und an den Wänden stellten sie ringsum nur das Nötigste auf. Dicht neben dem Ofen stand der „Schüttelstaul“, nicht allzuweit davon der Milkschrank und in einer Ecke vor den Bänken der Eßtisch. Dazu noch einige Stühle und Schemel, an der Wand einige Börter, ein Handtuchhalter und ein Spiegel mit einem kleinen Kasten darunter für den Kamm, mitten unter der Decke aber ein Lampenhaken, das war alles. Man hatte also vollauf Platz für eine größere Zahl von Menschen und etwa eine Wiege, Spinnwocken, Haspel und ein anderes Gerät, wie man es aus der Hand stellte. Freilich darf man sich die einzelnen Ausstattungsstücke nicht zu klein denken. Sie waren sämtlich nicht nur fest und schwer, sondern auch breitspurig und weitgreifend. Schon an den Stühlen war nichts Zartes und Leichtes. Ihr Gestell wurde aus Buchenholz mit Beil und Ziehmesser hergerichtet, die Beine stark, durch Stäbe seitwärts, wie auch vorn und hinten zusammengehalten, die Lehne mittels senkrechter Verlängerung der Hinterbeine gebildet, mit zwei Brettern dazwischen zur Rückenstütze. Den Sitz flocht man aus Schilf und Splethen, d. h. aus gespaltenen Weidenruten, denen man etwa eine Polstereinlage von Hede gab. Der Schüttelstaul war ähnlich gebaut, nur höher und breiter, die Lehne etwas rücküber gebogen, an den Seiten oben mit zwei Backen, die nach vorn vortraten, und über den Sitzen mit zwei Seitenlehnen, die so hergestellt wurden, daß man die aufwärts etwas verlängerten Vorderbeine durch dickere und breitere Querhölzer mit der Lehne verband. Bequemerer zum Sitzen als den Schüttelstaul hatte man nicht. Er blieb daher dem Hausherrn und den alten Leuten vorbehalten, das Sofa der alten Zeit. Für den Schemel brauchte man zwei Bretter, das eine als Sitzbrett auf vier Holzbeinen, die nach unten schräg auseinanderstanden, das andere als rückwärts geneigte Lehne darin eingelassen. Die Spinnstühle hatten kürzere Beine als die anderen; sie wurden auch beim Flachsbraken und Weben benutzt. Der Tisch war durchweg geviertförmig, mit einer Schublade versehen und getragen von vier dicken, oft gedrehten Beinen,

zwischen denen Fußbretter angebracht waren, das Ganze besonders gewichtig und dauerhaft. Jeder Hausgenosse hatte an ihm beim Essen einen bestimmten Platz; hier war für jeden am Brett unter der Platte ein Leder angenagelt, hinter das er Messer, Gabel und Löffel nach dem Gebrauch steckte. In der Schublade wurde Brot, *Opsmår* und Salz aufbewahrt.

Der *Milchschränk* nicht tiefer, als daß er eben die Milchsatten und einige kleinere Sachen fassen konnte, ging um so mehr in die Breite. Seine großen zwei-flügeligen Türen standen, so lange geheizt wurde, meist offen, um Wärme einzulassen. Der Handtuchhalter neben dem Spiegel mit dem Kammkasten und der Lampenhänger waren das einzige, was einen leichten Eindruck machte. Der *Handtuchhalter*, ein hölzernes Armgestell, drehte sich in zwei in die Wand eingefügten Holzblöcken; der *Lampenhänger* war unter der Decke angebracht. Er bestand aus zwei Holzstäben; der eine hing an einem Drahte fest in gleicher Höhe, der andere aber, durch zwei bewegliche Querbretter mit dieser festhängenden verbunden, war verschiebbar und wurde mit Zacken, die an ihrer Außenseite eingeschnitten waren, in der gewünschten Höhe eingestellt. Sie trug den Krüsel, der durch einen Draht an ihr befestigt war. Bilder gab es nach der katholischen Zeit kaum an den Wänden. Was die Einförmigkeit ihrer Flächen unterbrach, waren außer den eben genannten Dingen allein einige *Börter*, ein Hakenbört zum Anhängen der Kleidungsstücke sowie der Elle und einfache Bretterbörter mit dem, was man darauf stellte, etwas Geschirr und zuletzt einigen Büchern: Bibel, Gesangbuch, Kalender.

Fenstervorhänge kannte man noch nicht; hatte man auch keine *Fensterläden*, so mußte man Schürzen vor die Fenster hängen, um etwa der Sonne oder den Augen Draußenstehender zu wehren. Aber im ganzen fühlte man sich wenig dazu bewogen.

Trotz der Geräumigkeit wurden die Stuben aber oft genug zu eng, wenn nämlich viele Kinder darin hausten und Altenteilern Wohnung gewährt werden mußte oder gar einzelne oder mehrere Räume abvermietet wurden. Auch hierzu sahen sich wohl die kleineren Höfe in Geldverlegenheit genötigt. Es kam vor, daß in einer Stube, die 19 Fuß lang und 14 Fuß breit war, noch *Mietsparteien* aufgenommen wurden, so daß 3 Familien, jede mit mehreren Kindern, sich in den Raum teilen mußten. Kreidestriche auf dem festgestampften Erdfußboden zeigten zwischen ihnen die Grenze. Aber die Stube war nicht bloß für die Menschen bestimmt. Empfindliches und krankes Kleinvieh wurde dort ebenfalls geborgen. Die alten Råbker wußten wohl, weshalb sie ihren Stuben reichliche Abmessungen gaben.

Der „*Stubenboden*“ hatte zwar dieselbe Größe, war aber von vornherein stärker besetzt. Hier schliefen nicht nur die Eltern, sondern auch die Kinder, bis sie erwachsen waren, und hier standen auch die *Koffer*, die meist die Stelle der Schränke vertraten. Sie waren mit einem gewölbten Deckel, einem Einsatz, an der Schmalseite innen mit einem Sonderfach, der „*Bila'e*“ und außen mit zwei beweglichen Eisen- oder Messinggriffen versehen und faßten sehr viel. Die Eheleute hatten durchweg zweischläferne *Betten*. Sommer so gut wie Winter schlief man auf und unter dicken Federkissen in Leinen oder Drellüberzügen, den bleibenden *Inletts* und den wechselnden *Kissenbühren*. Solche Bühren waren z. B. 1784

in Besitz der Krügerwitwe für 4 vollständige Betten, eine von „Figurendrell“, eine gedruckte, drei von blaubunten Linnen, eine von selbstgemachten Linnen. Dazu kamen 8 leinene Bettlaken. Die Federn für die Kissen wurden von den Gänsen, das Leinen für die Bezüge vom Flachs eigener Zucht gewonnen. *N a c h t g e s c h i r r e* hatte man nur ausnahmsweise, und zwar zuletzt schwarze irdene. Tagsüber wurden sie draußen an einem Nagel unter dem Kammerfenster gehängt, wo sie sich von der schlohweißen Wand weithin sichtbar abhoben.

Auf den größeren Höfen oder wo etwas mehr Wohlstand herrschte, da schwang man sich wohl zu einem „Schapp“ oder auch zu mehreren auf. Diese Schränke stellte man auf die *Boddenkamer*. Doch konnten sie in der alten Zeit die Vor- oder fast die Alleinherrschaft der Koffer nicht brechen.

Noch seltener waren die Schränke zu finden, die zugleich als Schreibtisch dienen konnten. Die Pfarre hatte ein solches Kunstwerk aufzuweisen, ebenfalls zuletzt die Bauermeister, dort als Eigentum der Kirche, hier der Gemeinde, vielleicht auch die Mühlen, wenigstens die Papiermühlen und der Krug. Die Einrichtung war dreiteilig. Der Unterbau von ziemlicher Tiefe und der Oberbau, der sehr zurücktrat, zwar zweitürig. Das Mittelstück dazwischen weniger hoch, als die beiden anderen Teile, hatte eine Klapptür, die sich deckelartig auf seine abgeschrägten Seitenwände legte, heruntergeschlagen aber und durch zwei ausgezogene Schieber waagrecht gehalten eine Tischplatte bildete. Das Innere des Schrankes barg viele Fächer von verschiedener Größe und Gestalt, einige mit Schubkasten. Das Ganze war sehr zweckmäßig und brauchbar. Dem meisten, was in der alten Zeit hier geschrieben ist, hat es zur Welt geholfen.

Man muß den Räbkern das Zeugnis geben, daß sie in der Gestaltung all der erwähnten Ausstattungstücke durchaus stilgerecht verfahren. Wie beim Bauen, so gehorchten sie auch beim Einrichten den Geboten des Bedürfnisses und des Stoffes und taten das möglichst unmittelbar und einfach; dann erst gönnten sie sich sparsame Zierde. So einige bunte Linien oder Blumen an den Schränken, Koffern, Bettspunden und Wiegen, schwarze und weiße Hornspitzen an den Spinnwocken, Schnitz- und Drehwerk an den Handtuchhaltern und Lampenhängern, Knäufe an den Tischbeinen, geschweifte Randführung an den Seiten der Wiegen und Bettstellen, den Lehn Brettern der Stühle und Schemel, in den Lehnen der Schemel ein ausgeschnittenes Herz. Bei den Tischen usw. handelt es sich aber nicht nur um den Schmuck, sondern auch um Zweckmäßigkeit; man wollte den Händen Angriffspunkte bieten. Eine reichere Verzierung wiesen nur die Ellen auf, erklärlicherweise, da die Schäfer, die sie anfertigten, viel Zeit dafür übrig hatten.

(Fortsetzung folgt)

Zu unseren Kunstdrucktafeln

Wir beginnen in diesem Hefte mit der Beigabe einer Folge von je 4 Kunstdrucktafeln, auf denen, unabhängig von einem Aufsatz, nach und nach die geschichtlich und künstlerisch bedeutsamsten alten Bauwerke des Braunschweiger Landes mit ihren wichtigsten Ausstattungsstücken im Bilde vorgeführt werden sollen. Wir wollen damit allen Heimatfreunden, die nicht die längst vergriffenen Inventarbände der „Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig“ von P. J. Meier und K. Steinacker besitzen, eine erste Anschauung von diesen Kulturwerten vermitteln und dadurch zu einer eingehenderen Beschäftigung mit ihnen anregen.

Die letzte Blutrache im Harz

von Louis Wille

Auf dem kleinen Bergfriedhof von Hohegeiß liegen dicht nebeneinander zwei schlichte Gräber, die heute kaum noch jemand beachtet. Kein Grabstein und kein Gewächs ziert diese letzte Ruhestätte zweier Menschen, deren Leben im Hohegeißer Spritzenhause endete. Nur eine herzförmige Schiefertafel war auf jedes Grab gesteckt, auf der die Initialen und die Sterbejahre der Toten zu lesen waren. — Diese waren zwei Wildschützen aus dem Nachbarort, von denen der Volksmund folgendes erzählt:

Es war an einem Märzabend Anfang der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts, als der Wildschütze Klapproth in das kleine Haus seines Schwagers Aukam eintrat und ihn bat, mit ihm auf die Jagd zu gehen. Das Jagdfieber hatte ihn in den letzten Mondnächten wieder gepackt, und er konnte von seiner alten Leidenschaft nicht lassen. Schwager Aukam war nicht auf dem Posten und lehnte ab, so sehr der alte Klapproth auch bettelte. Da mischte sich Aukams Junge ins Gespräch: „Vater, laß mich mitgehen, ich kann mir dadurch doch meinen Konfirmationsanzug verdienen!“ Der Alte wehrte zunächst ab, ließ sich doch schließlich von beiden überreden, und die Sache war perfekt.

Gegen Abend gingen sie los, den Hohegeißer Forst zu durchsehen, „ob da nicht etwas zu knallen wär.“ Als sie durch den Bergort in Richtung auf den Ebersberg schritten, wurden sie beobachtet und die Förster alarmiert, die sich im Sturmschritt in den Forstort begaben. Eine halbe Stunde später waren beide Wilderer gestellt, und der junge Aukam mußte beim Kugelwechsel sein Leben lassen, während der alte, erfahrene Klapproth, am Arm und Bein verwundet, entkam und seinem Schwager die Todesnachricht überbrachte.

Damit endete der Tragödie erster Teil. —

Kaum waren aber die Wunden des alten Klapproth ausgeheilt, da trieb Schwager Aukam zur Rache. Tagelang durchstreiften beide die Wälder am Wurzelstieg, um dem Förster aufzulauern, der den jungen Aukam erschossen hatte. Endlich hatten sie ihn erwischt, als er vor einer Dickung am Ende eines lang dahingestreckten Haies in der Mittagssonne von einem Stuken aufstand und sich bückte, um seinen Jägerhut aufzunehmen. In diesem Augenblick entlud sich ein Gewehr der beiden Wildschützen, und die Kugel traf den ahnungslosen Förster, so daß er sich unter fürchterlichen Schmerzen auf dem Hai wälzte und einen qualvollen Tod starb.

Des Försters Sohn, selbst ein junger Forsteleve, wußte sofort, wer seinem Vater den Schuß versetzt hatte. Rache war sein einziger Gedanke. Es dauerte auch gar nicht lange, da stellte er den alten Klapproth. Ein kurzer Kugelwechsel erfolgte, und der Wildschütze ging den gleichen Weg wie sein Neffe Aukam und hauchte sein zähes Wildererleben im Spritzenhause zu Hohegeiß aus. Man bettete ihn in dieselbe Erde des alten Bergfriedhofes, wo beide nun schon über 120 Jahre Grab an Grab ruhen.

Die Forstverwaltung versetzte aber den jungen Forsteleven in das Harzburger Amt, um der letzten Blutrache im Harz ein Ende zu bereiten. —

Noch heute erzählen die Alten aber, wenn sie abends zusammensitzen, vom Leben und Sterben dieser beiden Wildschützen aus dem Hochharz, und im Nachbarort kann man sogar gelegentlich noch das balladenhafte Volkslied hören, das kurz nach der Tragödie entstand und in Bänkelsängerart gesungen wird:

Ihr lieben Leute, groß und klein,
lernt euch ein neues Liedelein!
Von heut' ab wird es so gemacht,
Klapproth und Aukam, die gingen auf die Jagd.
Sie gingen aus ihrem Dorf hinaus
und gingen den Hohegeißer Berg hinauf.
Sie wollten den Hohegeißer Forst durchsehn,
Ob da nicht ein bißchen zu knallen wär. (usw.)

Stipstöreken aus dem ostfälischen Volksleben

von Otto Lohmann

2. Das Eierlangen in Meinbrexten

Es war so um 1880 in Meinbrexten (Kr. Holzminden) an der Weser. Die Naturallieferungen an die Pfarre, die Jahrhunderte lang üblich gewesen waren, sollten abgelöst werden. Für die Anzahl der von den einzelnen Höfen zu liefernden Eier fand sich bei den Pfarrakten jedoch keine Liste vor. So beauftragte mein Vater, der damals Pastor in Meinbrexten war, sein Hausmädchen Karoline, beim Einsammeln der Eier die auf den einzelnen Höfen empfangene Stückzahl jeweils aufzuschreiben.

Karoline geht wie alle Jahre tapfer los. Beim ersten Hofe: „Na, Karläine, wat wutt 'e denn?“ „En schöönen Griuß von Herrn Pastuur, un eck wolle de Aiere langen!“ — „Toif man, eck håle se deck gläiks!“ Als Karoline nach dem Empfang ihren Zettel hervorholt und die Zahl aufschreiben will: „Karläine, wat måkest 'e denn då?“ — „Eck sall et upschräiben. Dat Kunsestoorjum will et wetten. De Aiere söllt ja awwelöäset weren.“ — „Wat, upschräiben? Upschräiben?“ fragt der Bauer mißtrauisch und nimmt die Hälfte der Eiergabe wieder weg. Ebenso ergeht es Karoline in zwei anderen Höfen.

Weinend kommt Karoline in die Pfarre zurück und erzählt ihr Mißgeschick. Sie wolle nun lieber nichts mehr aufschreiben. „Ja“, sagt mein Vater, „das hilft nun alles nichts. Wir müssen die Liste zusammenstellen. Fang nun mal beim Vollmeier an, der wird dir sicher keine Eier wieder wegnehmen!“

Karoline geht also wieder los und sagt ihren Spruch. Der Vollmeier holt 24 Eier. Karoline will schreiben. Es folgt wieder das bekannte Frage- und Antwortspiel: „Karläine, wat måkest 'e denn då?“ — „Eck sall et upschräiben. Dat Kunsestoorjum will et wetten. De Aiere söllt doch awwelöäset weren.“ — „Wat? Upschräiben? Upschräiben?“ Und dann nach kurzem Besinnen: „Na, Karläine, we'er wednehmen will eck deck naine. Awer schräiw man twölwe, de andern twölwe sünd iut Laiwel!“

AUS DER *HEIMATPFLEGE*

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1957

1. Vortragsabende und Jahreshauptversammlung

Die Reihe der Veranstaltungen des Jahres 1957 wurde eröffnet durch einen Vortragsabend im überfüllten Saale des Parkhotels zu Braunschweig am 18. Januar. Auf ihm sprach Oberstudienrat Bernhard Haake aus Rotenburg (Hann.), der Leiter des Instituts für Wohnkultur des Niedersächsischen Heimatbundes „Von der Kultur und Unkultur des Wohnens einst und jetzt“. Er veranschaulichte seine Gedanken durch eine reiche Fülle von Lichtbildern aus der Formenwelt der anorganischen und organischen Natur, der Baukunst und des gestaltenden Handwerks vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Besondere Aufmerksamkeit erregte er bei den anwesenden Mitgliedern wie bei den zahlreichen geladenen Gästen, unter denen sich erfreulich viele Schüler und Schülerinnen der Oberklassen unserer Oberschulen befanden, mit der Vorführung von Beispielen aus der zeitgenössischen Möbel- und Hausratfertigung niedersächsischer, süddeutscher und skandinavischer Werkstättenbetriebe. Mögen die geschmackbildenden Gedanken des erfahrenen Kunsterziehers gerade bei den jugendlichen Zuhörern auf fruchtbaren Boden gefallen sein! In ihren Händen liegt ja die Verantwortung für die Entwicklung des Stilgefühls und der Heimkultur in den nächsten Jahrzehnten.

Am 11. Februar fand im Vortragssaale des Städtischen Museums zu Braunschweig die Jahreshauptversammlung der Mitglieder statt. Nachdem G. Hartwig als Vorsitzender den Tätigkeitsbericht unseres Vereins über das Jahr 1956 erstattet hatte, gab Dr. H. A. Schultz als Schatzmeister einen Überblick über die Entwicklung der Kassenverhältnisse. Durch Sparsamkeit bei den Ausgaben für die Geschäftsstelle ist es ihm gelungen, nicht nur wie in den Vorjahren außer der Finanzierung der Vereinsveröffentlichungen erhebliche Mittel für Veranstaltungen und praktische Heimatpflege bereitzustellen, sondern auch wiederum einen erfreulichen Überschuß zu erzielen. Das Jahr 1956 schloß mit Ausgaben in Höhe von 9864,35 DM und einem Kassenbestand von 2789,72 DM ab. Das Farblichtbilderarchiv des Vereins konnte dank einem erheblichen Zuschuß des Kultusministeriums auf 1500 Dias vermehrt werden. Auf Antrag der Kassenprüfer, als deren Sprecher v. Kalm die sorgfältige und gewissenhafte Kassen- und Buchführung erneut lobend anerkannte, erteilte die Versammlung dem Schatzmeister gern Entlastung.

Auf der Tagesordnung stand ferner unter „Verschiedenes“ eine von Notar Mollenhauer eingebrachte und von der Versammlung einstimmig gebilligte Entschließung gegen die weitere Verwendung eines Waldgebietes im Westharz zwischen Seesen, Bad Grund, Wildemann und Lautenthal als Truppenübungs- und Schießgelände. Sie wurde vom Vorstände der Landesregierung und dem Landtage zugeleitet und in Heft 1/1957 unserer Zeitschrift abgedruckt. Nach dem geschäftlichen Teile berichtete Dr. W. Flechsig Neues „Aus der Arbeit der Sammelstelle für ostfälische Volkskunde im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum“. Das Forschungsmaterial dieser Sammelstelle ist seit ihrer Errichtung im Jahre 1950 u. a. durch den Versand von 8 Mundartfragebogen mit 860 Einzel- und Satzfragen an über 400 ehrenamtliche Mitarbeiter bedeutend vermehrt worden. Die Auswertung der Fragebogenergebnisse dient in erster Linie zur Ergänzung der Lautformen und des Wortschatzes in der Zettelkartei des Braunschweigischen Wörterbucharchivs im Landesmuseum und zur Kartierung ostfälischer Laut- und Wortgrenzen, die schon in über 60 Sprachkarten dargestellt sind; darüber hinaus verhilft das Material aber auch zur Ermittlung der Geltungsbereiche von Volksbräuchen, Sagentypen und Flurnamen in Ostfalen. Als Beispiele für diese schriftliche Forschungsmethode wurden einige ausgewählte Sprachkarten im Lichtbilde vorgeführt. Als Beispiele für die neuesten technischen Möglichkeiten sprach- und volkskundlicher Forschung kamen außerdem Tonbandaufnahmen von Mundartsprechern aus Nordsteinke im Kr. Helmstedt, Börßum im Kr. Wolfenbüttel und Sievers-

hausen im Kr. Einbeck zu Gehör, die über das rein Sprachliche hinaus auch als Quellen für Volksbräuche, Sagen, soziale und wirtschaftliche Verhältnisse unserer Dörfer aufschlußreich sind.

Am 23. Februar trafen sich im Saale der Gastwirtschaft von Mesecke in Mascherode rund 100 Mitglieder aus Braunschweig, Mascherode und anderen Orten zu einem gemeinsamen Abendessen heimatlichen Gepräges, das aus Eisbein mit Sauerkohl und „Klump“ bestand. Anschließend wurde im gleichen Saale ein Heimatabend durchgeführt, zu dem auch die dem Landesverein bisher nicht angehörenden Einwohner des Dorfes als Gäste geladen waren. Im Ablauf dieser Veranstaltung, die durch mehrere Liedvorträge des Männerchors Mascherode unter Leitung von P. Schettler verschönt wurde, folgte nach den Begrüßungsworten unseres Vorsitzenden G. Hartwig ein Lichtbildervortrag von Dr. Flechsig über das für Mascherode besonders naheliegende Thema: „Bauerntum am Rande der Großstadt“. Er zeigte im Bilde Beispiele der alten bauerlichen Baukunst, Möbelkunst und Tracht aus dem Landkreise Braunschweig als Beweise für eine echte Dorfkultur, die ihre Eigenständigkeit gegenüber der Stadt bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts gewahrt hat, und wies mahnend darauf hin, daß die Dorfheimat in Stadtnähe sich auf die Dauer nur dann gegen die städtischen Vermassungs- und Verflachungserscheinungen behaupten könne, wenn sich das Landvolk wieder dazu bekenne, eine ihm wesensgemäße eigene Dorfkultur zu pflegen. Dazu gehört auch die Erhaltung und Pflege der plattdeutschen Volkssprache. Für sie trat Rudolf Fricke ein, indem er „Eernsthaftige un lustige Dichtelße ut en bronswickschen Lanne“ vortrug. Danach legte der Mascheroder Ortsgeichtsforscher Fritz Habekost, dem hauptsächlich die gute Vorbereitung der ganzen Veranstaltung zu danken war, ein zu Herzen gehendes und mitreißendes „Bekennnis zur Dorfheimat“ ab. Der sichtbare Erfolg dieses Abends zeigte sich in einer Reihe von Beitrittserklärungen, die unser Landesverein anschließend von Mascheröder Einwohnern entgegennehmen konnte. Möge darüber hinaus Fritz Habekosts Vorbild bei seinen Dorfgossen dazu helfen, unsere heimatpflegerischen Gedanken immer mehr zum Allgemeingut aller verantwortungsbewußten Kreise des Landvolkes werden zu lassen!

Am 18. März sprach der bekannte Landschaftsarchitekt Diplomgärtner Dr. Werkmeister aus Hildesheim in einem Lichtbildervortrage vor unseren Mitgliedern und geladenen Gästen im Saale des Parkhotels über die brennende Frage: „Kultursteppe oder Fruchtlandschaft in unserer Heimat?“ Er stellte anschaulichen Aufnahmen von naturentfremdeten Industrielandschaften und einseitig überzüchteten Ackerbausteppen unseres Heimatraumes Bilder solcher Landschaftsteile gegenüber, in denen sich Pflanzen- und Tierwelt, Luftraum, Erdboden und Wasser trotz einer jahrhundertelangen Nutzung durch den Menschen noch in einem natürlichen Gleichgewicht ihrer Wechselwirkungen befinden oder durch verantwortungsbewußte Landespflege wieder in ein solches Gleichgewicht versetzt wurden. Er wies mit unbestechlichen Zahlen nach, daß sich die scheinbar höheren Aufwendungen für eine solche ausgeglichene Fruchtlandschaft am Ende auch für den rein wirtschaftlich denkenden Menschen durch höheren und krisenfesten Nutzen bezahlt machen, ganz abgesehen von der Notwendigkeit, um der körperlichen und seelischen Volksgesundheit willen der Heimat wieder ein grünes Kleid an Stelle ihres von Sandstaub und Industrieruß verschmutzten Gewandes zurückzugeben.

Zu ganz ähnlichen Ergebnissen gelangte Stadtbaurat Dr. Krebs aus Salzgitter-Lebenstedt, als er am 5. Dezember auf unserem ersten Vortragsabend nach der Sommerpause im Saal des Städtischen Museums am Beispiele der Stadt Salzgitter die „Industrielle Entwicklung im ländlichen Raume“ behandelte. Da ihm das Wort meisterlich zu Gebote stand, vermochte er auch ohne Lichtbilder, bewußt auf sie verzichtend, seinen Zuhörern die verwinkelten Probleme verständlich zu machen, denen die Siedlungs-, Verkehrs- und Industrieplanung in einer durch Krieg und Demontage in seiner organischen Entwicklung gehemmten jungen Industrielandschaft gegenübersteht. Das Ruhrgebiet, wo eine ähnliche Entwicklung vor hundert Jahren einsetzte, sei uns ein warnendes Beispiel dafür, wohin es führen muß, wenn man die Dinge, ungezügelt durch verantwortungsbewußte und weitblickende, überörtliche Planung laufen läßt, wie sie laufen wollen. Es müsse um des Menschen wie um der Natur willen alles bedacht werden, was nötig sei, um neben den Stätten der Arbeit auch gesunde Wohnviertel in schöner, naturgemäßer Umgebung zu schaffen, und es müsse jeder Quadratmeter Bodens, der nicht für Werksanlagen, Verkehrseinrichtungen oder menschliche Behausungen unbedingt benötigt werde, für die Volksernährung oder Volksgesundheit als lanwirtschaftliche Nutzflächen oder Erholungsflächen

gesichert werden. Wenn an einer Stelle der Wald den Bedürfnissen der Industrie weichen müsse, solle früh genug damit begonnen werden, an anderer Stelle entsprechend große Waldflächen neu zu schaffen. Nur so könne das Gleichgewicht zwischen Industrie, Mensch und Natur zum Besten aller gewahrt bleiben!

2. Studienfahrten

Die erste Fahrt des Sommerhalbjahres ging unter Leitung von Dr. H. A. Schultz in den „Salzgau“. Besichtigt wurden in Neuwallmoden die Reste der mittelalterlichen Burg, in Altwallmoden die von Pastor Bazilla gezeigte, zur Totenhalle würdig umgestaltete Kapelle von 1248, die mächtige, als Naturdenkmal geschützte Dorflinde und das Schloß mit dem mittelalterlichen Bergfried und dem außen wie innen reich gezierten Herrenhaus von 1579. Nach der Kaffeetafel im Ratskeller zu Bad Salzgitter wurde als letztes Ziel Ringelheim mit dem reichen Fachwerkbau der ehemaligen Klostermühle von 1699, dem schöngepflegten Gutsark und der romanischen, im Innern barock umgestalteten ehemaligen Klosterkirche besucht. Dort führte nach einem Vortrag des Pfarrers Kurth über die Geschichte des Klosters die Braunschweiger Organistin Hilde Pfeiffer-Dürkop in gewohnter Meisterschaft die kostbare Barockorgel mit Sätzen von Sweelink und J. S. Bach vor und gab damit der Fahrt einen weihervollen Ausklang.

Die zweite ganztägige Fahrt galt am 16. Juni dem von Braunschweig weit abgelegenen und daher wenig bereisten Kreise Osterode. Unter der Führung von Dr. Schultz wurde zuerst auf dem Wege über Seesen und Gittelde die Kreisstadt Osterode selbst besucht, die vom Bombenkrieg glücklich verschont, ihr altertümliches Gepräge gut bewahrt hat. Betrachtet wurden neben Fachwerkhäusern des 17. und 18. Jahrhunderts (besonders auf der Rollstraße) auf dem Rundgange durch die Innenstadt die barocke Schloßkirche (1751/52), das klassizistische Kornmagazin, die mittelalterliche Stadtmauer, das Rathaus von 1552 und die Ägidienkirche mit ihrer neuerdings restaurierten, figurenreichen Holzdecke von 1545 und den jetzt aufgerichteten schönen Grabsteinen der letzten Herzöge und Herzoginnen des Hauses Braunschweig-Grubenhagen aus dem späten 16. Jahrhundert. Dann ging es weiter nach Herzberg, wo das Mittagessen im Hotel „Deutscher Kaiser“ eingenommen und das von Heinrich dem Löwen erbaute Welfenschloß mit seinem malerischen Innenhof (16. und 17. Jahrhundert) besichtigt wurde. Nachdem man beim Verlassen Herzbergs vom Wagen aus einen Blick auf den mit gärtnerischen Anlagen anmutig eingefärbten sagenumwobenen Jüsteich, einen 35 m tiefen Erdfall, geworfen hatte, gelangte man über Pöhle auf der Paßstraße durch den waldreichen Rothenberg zur Rhumequelle, einem der eigenartigsten Naturwunder Niedersachsens. Über die geologisch-hydrologischen Voraussetzungen der Entstehung und des erstaunlichen Wasserreichtums dieser Quelle, die als die stärkste Deutschlands gerühmt wird, berichtete dort auf Grund der neuesten Fachliteratur Studienrat Schriddle. Dann ging die Fahrt weiter nach Katlenburg, wo sich von dem steil über dem lieblichen Rhumetal aufragenden Burgberge prächtige Rundblicke ins Eichsfeld, zum Harz und in die Gandersheimer Gegend boten. Hier, wo an die Stelle einer Grafenburg schon früh im Mittelalter ein Kloster, nach ihm ein Schloß der welfischen Herzöge und schließlich eine Domäne getreten war, fand man freilich außer der im 17. Jahrhundert erneuerten Kirche, dem alten Gutstor und der mächtigen Gerichtslinde nur noch wenig, was an die bewegte Vergangenheit erinnerte, dafür um so mehr gegenwartsnahes Leben in Hof und Garten der zur bäuerlichen Umsiedlerschule umgewandelten Domäne. Auf der Rückfahrt nach Braunschweig über den Harz war nach der Kaffeetafel an der Sösetalsperre Gelegenheit, diese ältere Stauanlage mit der neuen Okertalsperre zu vergleichen und allgemeine Fragen des Talsperrenbaues und der Landschaftspflege zu erörtern.

Die dritte, ebenfalls ganztägige Fahrt, die unter der Führung von Dr. Flechsig und Dr. Th. Müller stand, sollte hauptsächlich dazu dienen, Landschaft und Wirtschaft des westostfälischen Berglandes zwischen Hildesheims Wald und Hils kennenzulernen. Wir nahmen zu diesem Zweck den Weg vorbei an den Lichtenbergen über den Grasdorfer Paß durch Heersum, Wendhausen und Heide zur Innerste, dann im Lammetal aufwärts durch Salzdetfurth, Breinum, Segeste nach Wrisbergholzen und über die Sieben Berge ins Leinetal nach Alfeld. Unterwegs ließ Dr. Müller mehrmals anhalten, um die geologische Struktur der lebhaft durch Bergriegel und Flußtäler gegliederten Landschaft zu erklären und auf ihre wirtschaftliche Nutzung hinzuweisen. In Alfeld übernahm Kreisheimatpfleger

Barner mit zweien seiner Museumshelferinnen die Führung der in drei Gruppen aufgeteilten Teilnehmer. In seinem vorbildlichen Kreisheimatmuseum gab er einen aufschlußreichen, lebendigen Überblick über die Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte seiner Stadt und des Kreisgebietes. Bei dem anschließenden Rundgang durch die Altstadt wurden dann die bemerkenswertesten Baudenkmale (Altes Seminar von 1610, Rathaus von 1584/86, Nikolaikirche aus dem 13.—15. Jahrhundert und Schustergildenhause aus dem 16. Jahrhundert) gezeigt. Nach dem gemeinsamen Mittagessen wurde die Fahrt fortgesetzt. Es ging auf das linke Ufer der Leine hinüber und vorbei an Doershelf durch die waldreichen Vorberge des Hilses aufwärts nach Grünenplan. Dort gab zunächst Dr. Th. Müller in der Glashütte einen Überblick über die Entstehung dieses Werkes und der dazu gehörigen Glasmachersiedlung als Gründung des Herzogs Karls I. von Braunschweig um 1740 und den weiteren Werdegang der Glashütte in der Hand des Staates bis zur Überführung in Privathand. Nach ihm ergriff Direktor Mader das Wort, um die jüngste Entwicklung des Werkes seit dem Kriege mit seinen neuen Produktionszweigen (hauptsächlich Brillenglas) und den gegenwärtigen Absatzmärkten zu schildern. Ein Rundgang durch den Betrieb vorbei an den glutheißen Schmelzöfen und den Prüfständen für das frischgezogene Rohglas gab auch dem Laien einen nachhaltigen Eindruck von der Bedeutung der hier seit 200 Jahren wirksamen Glasmachertradition und der hohen Güte ihrer Erzeugnisse. Da durch die gruppenweise vorgenommene Führung weit mehr Zeit als veranschlagt verbraucht worden war, mußte auf die weiterhin vorgesehene Besichtigung der Hübürgwälle auf dem Knollen bei Ippensen verzichtet und gleich zur Kaffeetafel in der Gastwirtschaft „Zum Auetal“ im Weiler Osterbruch bei Oppenhausen durchgefahren werden. Nach dieser Rast wurde als letztes Tagesziel die einsame Weißenwasserkirche am Waldrande oberhalb von Kalefeld angesteuert. Dort erwartete Pastor Preuß die Fahrtteilnehmer und führte sie zunächst hangaufwärts zum Kahlberge, um die seltsamen „Zwergensteine“ mit ihren kultischen Einmeißelungen und die rätselhaften Hohlwege und Wälle am Hange des Kahlberges zu zeigen und von der Höhe aus die weite Landschaft zwischen den Randbergen des Harzes und des Leinetales zu erklären. Diese Gegend am Kahlberge wird bereits in vorchristlicher Zeit eine besondere Bedeutung gehabt haben, denn sonst wäre gewiß nicht die Kirche dorthin in die Einsamkeit dicht neben einen Quellteich gebaut worden, der vermutlich ein germanisches Quellheiligtum gewesen ist. Darauf deutet auch der Befund unter dem Kirchenfußboden hin, wo man vor wenigen Jahren bei einer Grabung die Schlammablagerungen eines von der Quelle gespeisten Wasserbeckens entdeckte. Davon und von der jetzigen Nutzung des Gotteshauses für Totenfeiern, Taufen und anderen Sondergottesdiensten erzählte Pastor Preuß nach dem Eintritt in die nur von Kerzenlicht feierlich erhellte Kirche. Er weckte damit in seinem Zuhörer eine andächtige Stimmung, die auf der Rückfahrt nach Braunschweig in der Dunkelheit noch lange nachklang.

Am 7. September wurde die vierte Fahrt halbtägig in den Westteil des Ambergaues unternommen. Dr. H. A. Schultz zeigte zuerst in Bilderlahe bei Seesen den Domänenhof mit dem ehemaligen fürstbischöflichen Amtshaus von 1637, von dem aus früher der hildesheimische Teil des Ambergaues verwaltet worden war. Dann führte er die Teilnehmer zu Fuß durch Wiesen und schönen Buchenwald empor zum nahen Wohldenstein und schilderte dort angesichts der guterhaltenen Gräben und Wälle und der Ruine des mächtigen Bergfriedes Anlage und Schicksale der verfallenen Burg gleichen Namens, die von den Wohldenberger Grafen erbaut worden war, eine Weile dem Stifte Gandersheim und dann lange Zeit den Hildesheimer Bischöfen gehört hatte, bis sie im frühen 16. Jahrhundert von dem Welfenherzog Erich zerstört wurde. Nach der Rückkehr von dem schönen Waldspaziergange ging die Fahrt weiter über Königsdahlum, wo im Vorbeifahren der leider völlig verschwundenen Königspfalz gedacht wurde, zum „Dillsgraben“ am Rande des Bergwaldes Harplage. Die unheimliche Stille, die über dem demütigenden und tiefen, rings von Bäumen bestandenen Trichter dieses gewaltigen Erdfalles ruht, und die starken Schwankungen seines Wasserstandes haben, wie Dr. Flechsig dort ausführte, allerlei Sagen von einem versunkenen Schloß und anderen gespenstischen Begebenheiten um diesen verrufenen Ort entstehen lassen. Über sie und die mythologische Deutung des seltsamen Namens, die Dr. Flechsig erörterte, wird gelegentlich in unserer Zeitschrift berichtet werden. Vom Dillsgraben fuhr man dann nach Bockenem zur Kaffeetafel in der Gaststätte Kniep und gelangte erst in der Dunkelheit, nachdem eine Bremspanne am Autobus behoben war, über Baddeckenstedt und Lichtenberg nach Braunschweig zurück.

Die fünfte und letzte Studienfahrt galt am 5. Oktober halbtägig unter der Führung von Dr. Schultz den ältesten und den jüngsten Bauten im Stadtkreis Salzgitter. Im Ortsteil Gebhardshagen wurde zunächst die in ihren ältesten Teilen aus romanischer Zeit stammende Wasserburg besichtigt und im Anschluß daran eine längere Kreuz- und Querfahrt durch die neuen Wohnviertel dieses Ortsteiles am Hardeweg unternommen. Sie vermittelte erfreuliche Eindrücke von der dortigen Siedlungsplanung, die durch wohlüberlegte Anpassung der Straßenzüge und Baukörper an die Hanglage des Baugeländes und durch glückliche Einbindung der Häuser mit ihren Gärten in die Reste des gerodeten Waldes durchaus landschaftsgemäße Lösungen hervorgebracht hat. Nachdem man zum Burgberg über Lichtenberg gelangt war, schilderte dort oben Dr. Schultz die Ergebnisse seiner monatelangen, aufsehenerregenden Ausgrabungen auf dem Ruinengelände der von Heinrich dem Löwen erbauten Burg, bei denen durch Brandschichten eine dreimalige Zerstörung (im 12., 14. und 16. Jahrhundert) nachgewiesen werden konnte. Besonderen Eindruck auf die Teilnehmer hinterließen die vorher noch völlig unbekannte Warmluftheizungsanlage unter dem Pallas und die mächtige, erstmalig freigelegte Toranlage. An die Kaffeetafel in der Gastwirtschaft auf dem Burgberge schloß sich eine trotz der Dunkelheit und des Regenwetters interessante Rundfahrt durch das Zentrum des Stadtkreises Salzgitter, den Ortsteil Lebnstedt an. Dabei wurde das allmähliche Zusammenwachsen der verschiedenen alten Bauabschnitte zu einer großzügigen Einheit und die Entstehung neuer Geschäftsviertel, eines stattlichen Krankenhauses und anderer öffentlicher Bauten erkennbar.

Die fünf Studienfahrten des Jahres 1957 hatten unseren Mitgliedern erneut Gelegenheit geboten, Orte und Landschaftsteile Ostfalens mühelos und rasch kennen zu lernen, die zumeist mit der Bahn gar nicht oder nur auf langwierigen und umständlichen Umwegen zu erreichen wären. Dabei konnten der Vielseitigkeit unserer Vereinsaufgaben entsprechend, wieder die verschiedenartigsten Interessen befriedigt werden, orts- und landesgeschichtliche wie kunstgeschichtliche oder wirtschaftsgeschichtliche, volkskundliche wie naturkundliche. Neben heimatkundlichen Kenntnissen wurden mannigfaltige heimatpflegerische Anregungen vermittelt. Was so auf den Fahrten gehört und gesehen wurde, wirkte befruchtend auf die künftige Vereinsarbeit in der Heimatforschung sowohl wie in der praktischen Heimatpflege.

3. Monatsversammlungen

Die Monatsversammlungen der Braunschweiger Mitglieder fanden wie in den Vorjahren jeweils am 2. Montag der meisten Monate in Dannes Hotel statt. Auf ihnen berichteten in Kurzreferaten am 14. Januar Pastor J. H. Wicke über die Pläne und Entwürfe zum Wiederaufbau der im Bombenkrieg zerstörten Magnikirche in Braunschweig, am 11. März Notar H. Mollenhauer und Dr. W. Flechsig über neue Heimatkalendar und Heimatzeitschriften der Sowjetzone Deutschlands, am 6. April Oberforstmeister i. R. Dr. Weißer mit Lichtbildern über „Waldhygiene“, am 13. Mai und 18. Juli Dr. H. A. Schultz über die Fortschritte seiner Ausgrabungen auf dem Burgberg bei Salzgitter-Lichtenberg und über andere Untersuchungen an mittelalterlichen Bauwerken, am 12. August Konrektor H. Röhr aus Königslutter über den Tetzelsstein im Elm und die Tetzelsage in neuer Sicht, am 9. September Studienrat G. Schridde mit Lichtbildern über Stand und Aufgaben des Naturschutzes und der Landschaftspflege im Verwaltungsbezirk Braunschweig, am 14. Oktober der Geologe Dr. Rödiger über die Suche nach Erdöl in Niedersachsen und das Verfahren der Probebohrungen, am 11. November Dr. Fr. Niquet über die Ausgrabungen des Braunschweigischen Landesmuseums auf dem Pfingstberg bei Helmstedt und am 9. Dezember Prof. O. Hahne über Bortfeld und die Bortfelder sowie Notar H. Mollenhauer über die Probleme der Lebensfähigkeit und Standortbedingungen für einen Braunschweiger Zoo.

Die recht lebhaften Aussprachen, die sich auf den stets gut besuchten Monatsversammlungen an die einzelnen Referate anschlossen und dem Vorstand manche wertvollen Anregungen für seine Arbeit gaben, bewiesen aufs neue, wie beliebt und vielseitig fruchtbar diese regelmäßigen Zusammenkünfte der aktivsten Vereinsmitglieder sind.

4. Arbeit des Vorstandes

Der Vereinsvorstand kam im Laufe des Jahres 1957 zu 12 Sitzungen in der Geschäftsstelle auf der Mönchstraße zusammen und unternahm außerdem 3 gemeinsame Tagesfahrten im Volkswagenkleinbus, um sich in mündlichem Gedankenaustausch mit Fach-

leuten und Vertretern kommunaler Stellen über heimatpflegerische Maßnahmen und Pläne in anderen Teilen Niedersachsens zu unterrichten und nebenbei heimatkundliche Anregungen für künftige Studienfahrten der Vereinsmitglieder zu sammeln.

Die erste Vorstandsfahrt führte am 6. Mai in den Oberharz und das südwestliche Harzvorland. In der neuen Siedlung **Schulenberg** oberhalb der Okertalsperre wurden mit Oberkreisdirektor Kerl aus Clausthal-Zellerfeld Fragen der Talsperrennutzung für den Wassersport und der Baugestaltung in Schulenberg, die Einbeziehung des gesamten Oberharzes in einen einzigen großen Naturpark mit lärmfreien, für den Autoverkehr gesperrten Landschaftsteilen und die Förderung der Volkstumspflege im Kr. Zellerfeld. Nach dem Besuch der Sösetalsperre, der Stadt Osterode, der Ruine Lichtenstein und Katlenburgs wurden unter Führung von Forstmeister Dr. Wobst in den Waldungen zwischen Gittelde und Oldershausen die vorbildlichen waldbaulichen Maßnahmen in Augenschein genommen, die dort zur Wiederherstellung eines naturgemäßen, biologisch gesunden und daher zugleich holzwirtschaftlich rentablen wie schönen Mischwaldes geführt haben, wie wir ihn in unserer Heimat überall antreffen möchten. Am 31. August besuchte der Vorstand die braunschweigische Enklave **Thedinghausen** bei Bremen, um sich einer abendlichen Zusammenkunft mit kommunalen Vertretern und führenden Persönlichkeiten des Kulturlebens dieses Amtsbezirks über dortige Anliegen der Heimatforschung und Heimatpflege zu unterrichten. Auf der Hinfahrt wurde u. a. dem zu einem Heimathaus des Kreises Grafschaft Hoya gestalteten Bauernhausmuseum in **Syke** ein längerer Besuch abgestattet, wo Kreisheimatpfleger Dierking über die volkstumspflegerischen Möglichkeiten eines solchen Heimathauses Rechenschaft gab. Ganz ähnliche Eindrücke vermittelte am 1. September ein Abstecher von Thedinghausen über Bremen und Oldenburg nach **Bad Zwischenahn** zum dortigen Bauernhausmuseum, dessen Einrichtung und Aufgaben Museumsleiter Zoller erklärte. Am 28. September besuchte der Vorstand den vom Niedersächsischen Heimatbund in **Bückeburg** veranstalteten Niedersachsentag und besichtigte auf der Rückfahrt Landfrauenschule und ehemalige Klosterkirche Obernkirchen, Hessisch Oldendorf, die ehemalige Klosterkirche Fischbeck, Lauenstein am Ith und Salzhemmendorf, die sämtlich als wenig bekannte Ziele für weitere Studienfahrten der Mitglieder ins Leine- und Weserbergland in Betracht kommen.

Als Vertreter des Vorstandes nahmen am 4. März Dr. Flechsig, Studienrat Schridde und Dr. Schultz auf Einladung der Höheren Naturschutzbehörde an einer Sitzung in der Gaststätte Schäfersruh bei Schapen teil, auf der unter dem Vorsitz des Verwaltungsvizepräsidenten Drewes mit Vertretern der Gemeinde Schapen, der Stadt Braunschweig, des Landkreises Braunschweig, der Forstverwaltung und der Wasserbaubehörde über den Antrag der Schapener verhandelt wurde, am Rande des Naturschutzgebietes Riddagshausen einen Sportplatz errichten zu dürfen. In Februar hatten bereits Notar Mollenhauer und Studienrat Schridde im Auftrage des Vorstandes gemeinsam mit dem Leiter des Harzklubzweigvereins Seesen, Buchhändler Lippelt, das als Truppenübungsplatz genutzte Waldgelände im Westharz zwischen Seesen, Bad Grund, Wildemann und Lautenthal besucht, um auf Grund eigener Eindrücke eine Eingabe auszuarbeiten, die der Landesverein an die Landesregierung wegen der Freigabe des fraglichen Geländes für den Wander- und Erholungsverkehr richten wollte.

Auf den 12 Vorstandssitzungen wurden nur zum Teil geschäftlich-organisatorische Dinge besprochen wie der Haushaltsplan des Schatzmeisters für die Vereinsausgaben im Jahre 1957, die Vorbereitung der Vortragsveranstaltungen und Studienfahrten, die Herausgabe einer Schrift „Heimarbeit im Zonenrandgebiet Braunschweig“ als Heft 2 unserer Sonderchriftenreihe, die Ausstattung der Vereinszeitschrift durch regelmäßige Beigabe von Kunstdrucktafeln, die Erweiterung des Schriftenaustausches und die Werbung neuer Mitglieder. Daneben nahm jedoch die Behandlung von Aufgaben der praktischen Heimatpflege einen breiten Raum ein. In ihrem Vordergrund standen **Fragen des Naturschutzes und der Landschaftspflege**, darunter die Sicherung des Naturschutzgebietes Riddagshausen gegen erneut aufgetretene Gefahren (Sportplatzvorhaben der Gemeinde Schapen und Aufforstungsplan für die Papenwiese), Förderung der Landschaftsschutzpläne für das Reitlingtal im Elme und das Gelände der ehemaligen Königspfalz Werla bei Schladen, Einspruch gegen die weitere Nutzung eines Waldgebietes im Harz bei Seesen als Truppenübungs- und Schießgelände, Einspruch gegen die erwogene Ausbeutung der Okertalsperre als Trinkwasserspeicher und Anregungen für die gärtnerische Umgestaltung der verwahrlosten Umgebung des Ludgerikreuzes bei Helmstedt. Der Vorstand befaßte sich ferner mit dem Schutz eines alten Sandsteinreliefs an der

Außenwand der Langelsheimer Kirche gegen Witterungsunbilden, mit der Verunstaltung des Hornburger Stadtbildes durch eine in Platzmitte aufgestellte Telephonzelle, mit der bedauerlichen Zerstörung des kulturgeschichtlich bemerkenswerten Zigeunergrabes in Volkmarode und mit den heimatgeschichtlichen Laienspielen des Schulleiters Müller in Gilzum.

Das Ergebnis dieser heimatpflegerischen Erörterungen fand seinen Niederschlag in zahlreichen Anfragen, Berichten und Anträgen des Vorstandes an staatliche und kommunale Dienststellen und im brieflichen Meinungsaustausch mit Sachverständigen und gleichgerichteten Vereinigungen. Manches konnte auf diese Weise schon im vergangenen Jahre zu einem erfreulichen Abschluß gebracht werden. Möge das andere, was noch unerledigt in der Schwebe blieb, 1958 zum Wohle unserer Heimat wunschgemäß gelingen! Fl.

Neues heimatliches Schrifttum

Das schöne Dorf

Die Betreuung der Dörfer gehört zu den vordringlichen Aufgaben einer zielbewußten Heimatpflege. Dabei gilt es nicht nur, wertvolles Gut der Vergangenheit zu erhalten und weiter zu entwickeln, sondern auch neue Anlagen aller Art zweckmäßig und formschön zu gestalten, ferner auch zeitgemäße Einrichtungen zu treffen.

Daß es sich bei den Bestrebungen um ein allgemein-deutsches Anliegen handelt, erweist eine ansprechende Broschüre, welche die „Zentrale Kommission Natur- und Heimatfreunde im Kulturbunde zur Demokratischen Erneuerung Deutschlands“ unter dem Titel „Das schöne Dorf“ herausgegeben hat (ohne Verlags- und Jahresangabe). Da die Ausführungen durch zahlreiche Bilder unter Gegenüberstellung von guten und schlechten Beispielen unterstützt werden, sind die herausgearbeiteten Anregungen besonders wertvoll. Die fachlichen Ratschläge haben, unabhängig von Fragen der Organisation, auch für unsere Heimat eine gegenwartsnahe Bedeutung.

Es ist auch unsere Überzeugung, daß „wir uns in unseren Heimatgemeinden wohlfühlen wollen wie im eignen, liebevoll eingerichteten Hause, und aus der täglichen Umgebung immer wieder Kraft schöpfen für unser Schaffen“ (S. 6) oder daß „die erste Voraussetzung für ein Gelingen unserer Pläne die begeisterte Mitarbeit der gesamten Dorfbewölkerung ist“ (S. 7).

Die praktische Erfahrung lehrt in unserer engeren Heimat und anderwärts, daß die bäuerliche Bevölkerung mit Arbeit sehr überlastet ist und sich nicht an die kürzeren Werkstunden wie in den Industriebetrieben halten kann. So scheint oft die Zeit zu fehlen, um sich außerberuflichen oder idealen Bestrebungen hinzugeben. Dem ist aber immer wieder entgegenzuhalten, daß gar nicht zeitraubende oder gar kostspielige Arbeiten verlangt werden, sondern zunächst nur Verständnis für die ohnehin notwendige Dorf-, Haus- und Hof-Gestaltung. Es handelt sich mithin nicht um eine zusätzliche „Belastung“, vielmehr um eine Bereicherung des Alltagslebens.

In welcher Form man bei der Schaffung seiner ureigenen Umgebung gut, gedankenlos oder gar schlecht vorgehen kann, zeigt die genannte Broschüre überaus eindringlich. Es zeugt von gesundem Realismus, daß in ihr auf wirtschaftlichen Nutzen durchaus Rücksicht genommen wird.

Die Schrift verdankt ihre Entstehung einem 1955 begonnenen Wettbewerbe unter dem Stichworte „Das schöne Dorf“ und verarbeitet vorwiegend praktische Erfahrungen aus der Umgebung von Dresden. Der Wettbewerb umfaßt u. a. folgende Aufgaben:

1. Allgemeine Pflege: Ordnung, Sauberkeit und Hygiene.

Unter diesen Begriff fallen besonders folgende Maßnahmen:

Sauberkeit der öffentlichen Straßen, Plätze und Gewässer (Pflege der Dorfteiche und Bäche, Ordnung der Abwasserführung).

Beseitigung wilder Müllablageplätze, Schaffung geregelter Sammelplätze an geeigneten Orten.

Beseitigung störender und falsch angelegter Dungstätten, Anlage von ordnungsgemäßen Dung- und Kompostplätzen.

Beseitigung überholter und überflüssiger Werbung und Reklame.

Regelmäßige Pflege der öffentlichen Anlagen, Gedenkstätten und Wege.

Anlage und Pflege der öffentlichen Grünanlagen und der Vorgärten.
Ständige Unterhaltung der Einfriedungen, Pflege der Hausfronten der Häuser.
Sachgemäße und ständige Pflege des Grünbestandes (Bäume, Sträucher, Obstbäume).
Instandhaltung der Wegemarkierungen und Hinweisschilder.

2. Baupflege.

Hierunter sind alle Maßnahmen zu verstehen, die sich auf den Schutz der Altbauten von historischem und baugeschichtlichem Werte erstrecken. Sie beziehen sich auf gut erhaltene Dorfbilder, bezeichnende Beispiele von Haus- und Hofformen, Hofeinfahrten, Taubenhäuser sowie auf technische Denkmale wie Mühlen, Brücken, Dorfschmieden u. a. Aber auch die übrigen Alt- und Neubauten sind entsprechend zu pflegen.

3. Pflege der Dorflandschaft.

Ein gesundes und schönes Dorf kann sich nur in einer gesunden Landschaft entwickeln. Dilettantische Eingriffe sind zu vermeiden. Die Entblößung der Dorflandschaft von Baum und Strauch führte zur Verschlechterung des Kleinklimas und zur Minderung der Bodenfruchtbarkeit. Unter Beachtung der biologischen Voraussetzungen ist ein Grünplan für die gesamte Dorflandschaft zu entwickeln, in dem die Anlage von Feldschutzstreifen, Bachuferbepflanzungen und die Dorfdurchgrünung festgelegt werden.

In der Broschüre wird hervorgehoben, daß alle Pläne den jeweiligen Verhältnissen angepaßt werden müssen, und daß mit der Verwirklichung erst nach Jahren zu rechnen ist¹⁾. Ferner hat man sich nicht damit begnügt, die oben angegebenen allgemeinen Ziele aufzustellen, sondern hat umfangreiche, praktische Erfahrungen in freimütiger und zuverlässiger Weise erörtert. Darin ist der besondere Wert der Schrift zu erblicken. So lernen wir die Siedlungstypen sowie die Formen der Höfe aus Vergangenheit und Gegenwart kennen. Wir erfahren, daß es bei den Bauten nicht nur auf richtige Proportionen ankommt, sondern auch auf Dächer und Fenster, Türe und Tore. Ferner werden wir über die Unterschiede der Baustoffe und deren Verwendungsmöglichkeiten belehrt.

Den Verfassern der Broschüre kam es auch auf folgende Anliegen, die leider nur stichwortmäßig wiedergegeben werden können, an: die zweckmäßige Anlage von Dung- und Kompostplätzen, die Gestaltung und Pflege von Einfriedungen, von Vorgärten und sog. Bauerngärten, die Anpflanzung von Bäumen und Hecken an richtigen Stellen, die Wahl geeigneten Geländes zu Friedhöfen und deren Ausstattung, die Behandlung von Bienenweiden und etwaigen Schulgärten, desgleichen von Spiel- und Sportplätzen, die Schaffung von Rast- und Ansichtsplätzen, von Wanderwegen und Lehrpfaden²⁾, die Pflege von Quellen, Bächen und Teichen.

Die wiedergegebenen Stichworte zeigen, wie wichtig es ist, die Dörfer in ihrem ganzen Lebensbereich heimatschützerisch zu erfassen. Die Frage der wirtschaftlichen Organisation der Betriebe hat damit nichts zu tun. Der Heimatschutz ist von der Tagespolitik unabhängig. In unserer engeren Heimat wird der Erfolg aller Bestrebungen nicht von obrigkeitlicher Bevormundung, sondern weitgehend von der Freiwilligkeit der betroffenen Bevölkerungskreise abhängen.

Heinz Mollenhauer.

Kurt Meyer-Rotermund: „Wolfenbütteler Bilderbogen, Anna Amalia bis Wilhelm Busch“. (2,75 DM). E. Fischer Verlag, Wolfenbüttel.

Der Verfasser, der bereits 1956 in ansprechender Weise über seine Heimatstadt Wolfenbüttel unter dem Titel „Letztes Biedermeier um die Jahrhundertwende“ geplaudert hat, legt uns ein neues Werk zum Ruhme der „Kleinen Residenz“ vor. Auch diesmal ist es Meyer-Rotermund trefflich gelungen, seine Leser zu fesseln und für die Heimat zu begeistern. In 18 Skizzen schildert er das Leben und Treiben in der Stadt während des 18. und 19. Jahrhunderts, und zwar vorwiegend als Hintergrund für das Wirken bedeutender Per-

sönlichkeiten. Einige Bildbeigaben unterstützen die Ausführungen wirksam.

Mit Recht macht der Verfasser auf die Beziehungen aufmerksam, die sich zwischen Wolfenbüttel und Weimar durch Anna Amalia, die Tochter Karl I. und die spätere Mutter von Karl August, ergeben. In neuartiger Form berichtet er von Lessing, Goethe, Stendhal, Busch und besonders ausführlich von Wilhelm Raabe. Auch einiger Originale wird gedacht. Da Meyer-Rotermund teilweise als Augenzeuge auftreten kann, sind seine Schilderungen insoweit von besonderem Interesse.

Das Büchlein ist eine erfreuliche Bereicherung der Heimatliteratur, aber auch der deutschen Literaturgeschichte. H. M.



1932 — 1957

MÄNTEL - STEINBACH

Papenstieg 8

Elegante **Damenmäntel**

Kostüme · Kleider · Röcke und Blusen

ausgesucht für hohe Ansprüche, aber abgestimmt auf niedrige Preise

GROSSE FREUDE BEREITEN UNSERE BÜCHER

Bernhard Mewes

Braunschweig - Tradition · Trümmer · Aufbau

116 Seiten Kunstdruck, geb. DM 8,40

Herman Flesche

Braunschweiger Kostbarkeiten des Kunsthandwerks

108 Seiten Kunstdruck, 40, geb. DM 8,40

Theodor Müller

Ostfällische Landeskunde

532 Seiten, 72 Textabbildungen, 32 Kunstdrucktafeln
Halbleinen DM 18,—, Ganzleinen DM 20,—

Werner Spieß

von Vechelde

Die Geschichte einer Braunschweiger Patrizierfamilie
206 Seiten mit 12 Bildnistafeln, brosch. DM 12,60

Hans-Jürgen Quersfurth

**Die Unterwerfung der Stadt Braunschweig
im Jahre 1671**

Das Ende der Braunschweigischen Stadtfreiheit
304 Seiten, 7 Kunstdrucktafeln. geb. DM 16,—

Albert Trapp

Kleine Braunschweig-Fibel

Halbleinen gebunden DM 1,50

Werner Spieß

Chronik der Stadt Braunschweig 1801-1950

geb. DM 4,80

Friedrich Dennert

**Geschichte des Brockens und der
Brockenreisen**

124 Seiten, 10 Kunstdrucktafeln, brosch. DM 4,50



WAISENHAUS - BUCHDRUCKEREI UND VERLAG

**Heimbs
Kaffee**

... so roll und würzig
weil
aerotherm geröstet

Man weiß vor Sorgen sich geschützt,
wenn man ein Bankspargbuch besitzt.

Wir führen Banksparkonten:

VEREINIGUNG BRAUNSCHWEIGISCHER BANKEN UND BANKIERS

COMMERZ- UND DISCONTO-BANK

Aktiengesellschaft
in Braunschweig

DEUTSCHE BANK

Aktiengesellschaft
Filiale Braunschweig

DRESDNER BANK

Aktiengesellschaft
in Braunschweig

GEBRUDER LÖBBECKE & CO.

Braunschweig

NIEDERSÄCHSISCHE BANK FÜR WIRTSCHAFT UND ARBEIT AG

Filiale Braunschweig

C. L. SEELIGER

Wolfenbüttel

Braunschweigische Heimat



1958

44. Jahrgang · Heft 2

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig



Inhaltsverzeichnis

	Seite
Ausgrabungen auf dem Tillanger bei Bad Gandersheim im Jahre 1884. Mitgeteilt von Dr. Franz Niquet, Braunschweig, Neustadtring 43	33
Das Rätsel der Klinte. Ein namenkundlicher Beitrag zur frühen Besiedlungsgeschichte Ostfalens. Von Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6	36
Vom ostfälischen Bauernhause und einem alten Fachwerkbau in der Stadt Braunschweig. Von Rudolf Fricke, Braunschweig, Memeler Straße 25 a	44
Instrumentenbuch des Herzogs Julius von Braunschweig für die herzoglichen Steinbrüche 1575. Von Konrektor Heinz Röhr, Königsutter, Pastorenkamp 12	49
Waren die Bergstädte des Oberharzes Zufluchtsstätten für Diebe und Mörder? Von Oberstudienrat Herbert Lommatzsch, Clausthal-Zellerfeld	51
Die Luttersche Heerstraße und der Handel mit Duckstein-Bier nach dem Magdeburgischen. Von Tierarzt Dr. Albert Hansen-Ostfalen, Eilsleben	54
Wie die Lärche in unsere Wälder kam. Pionierarbeit braunschweigischer Forstmänner. Von Forstmeister Rudolf Paes, Bodenstedt	56
Aus dem alten Rábke. 2. Das Küchengerät und der sonstige Hausrat. Von Karl Böhme, weiland Pastor in Rábke, mitgeteilt aus dessen ungedruckten Aufzeichnungen von Ministerialrat i. R. Rud. Homann in Rábke	59
Aus der Heimatpflege:	
Unser Ehrenmitglied Otto Hahne wurde 80 Jahre alt	62
Neues von der Braunschweigischen Flurnamensammlung	63
Neue Naturschutzmaßnahmen im Landkreis Wolfenbüttel	63
Neues heimatliches Schrifttum	64

So wird heute aerotherm geröstet!





aerotherm geröstet

Dieses Röstverfahren garantiert einen absolut reinschmeckenden, klaren, sauberen Kaffee, weil die Aerotherm-Röstung jede geschmackliche Beeinflussung des empfindlichen Röstgutes ausschließt.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag

44. Jahrgang

Juni 1958

Heft 2

Ausgrabungen auf dem Tillanger bei Bad Gandersheim im Jahre 1884

mitgeteilt von Franz Niquet

Auf der Suche nach einem Aufsatz über „Ausgrabungen bei Ackenhausen“ von Dr. F. Brackebusch¹⁾, dem Sohn des Kantors Brackebusch²⁾, fand sich der folgende Grabungsbericht in den Akten des Ortsvereins Wolfenbüttel des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde³⁾.

Die Anregung zu dieser Grabung war von Kantor Brackebusch ausgegangen, der sich an den Ortsverein Wolfenbüttel gewandt hatte, wie aus dem Briefwechsel zwischen dem Sekretär des Ortsvereins Dr. P. Zimmermann und Dr. Brackebusch hervorgeht⁴⁾.

Der Wert dieses kurzen Grabungsberichtes besteht in den doch ziemlich genauen Angaben über Anzahl, Größe und Aufbau der Hügel und besonders in dem Plan der Hügelgräbergruppe. Von diesen Hügeln ist heute keine Spur mehr im Gelände zu erkennen. Es handelt sich um Grabhügel der süddeutschen Hügelgräberbronzezeit der osthessischen Ausprägung, wie die Beigaben zeigen.

Mit der Fundortbezeichnung Tillanger liegen im Braunschw. Landesmuseum verschiedene Bronzen⁵⁾, darunter auch der Gürtelhaken, den Brackebusch als „kunstvoll gearbeiteten Bronzehaken“ bezeichnet. Ein Teil dieser Gegenstände stammt sicherlich aus den Hügeln, die der Ackermann Lange bereits vor Beginn der Ausgrabung eingeebnet hatte. Brackebuschs Bericht hat folgenden Wortlaut:

„Fundbericht über die Ausgrabungen auf dem Tillanger

Der in der Heberbörde befindliche Tillanger war eine, früher unbebaute, mit Heidekraut, Lycopodium etc. überwachsene Fläche, welche ungefähr 15 Minuten SO von Gremshiem und ungefähr 20 Minuten von Ackenhausen gelegen, von Gandersheim aber eine gute Stunde entfernt ist.

Während der sogenannte große Till nach Gremshiem gehört (Pastorenland) und bereits vor längeren Jahren in Ackerland umgewandelt ist — auf ihm sollen sich nach Aussage eines alten Mannes die drei größten Hügel befunden haben —, ist der sogenannte kleine Till in einer Größe von etwa 12 Morgen bei der Separation dem Ackermann Ferdinand Lange in Ackenhausen zugefallen. Von letztgenannter Fläche sind bereits in den Vorjahren etwa 4 Morgen, die mit Urnen, Bronzegegeräten pp — cf. die von meinem Vater, Kantor Brackebusch, beigefügten Gegenstände! — enthaltenden Erdhügeln bedeckt waren, zu Ackerland gemacht.

Auf dem bis jetzt noch nicht urbar gemachten Terrain (s. dem beigefügten Plan), welches etwa 8 Morgen groß ist, erheben sich über 20 größere und kleinere Erdhügel.

Einer dieser Hügel (I.), der — wie die übrigen — aus aufgeschüttetem, gutem Lehm Boden bestand, wurde Ende Mai 1884 abgetragen. Sein Umfang betrug nicht ganz 40 m, die Höhe in der Mitte etwa 1,30 m. Bei der genannten Arbeit kam ein aus größeren und kleineren, meist abgerundeten, teilweise auch (durch Verwitterung? pp) durchlöchernten Kalksteinen (wie solche an dem etwa 20 Minuten in NO-Richtung entfernten „Krochen“ vorkommen) gebildeter Ring zutage. Derselbe hatte in der Richtung N/S einen Durchmesser von 10 m und in derjenigen von O/W einen solchen von 8 m, seine Breite mochte 0,45 m, seine Höhe 0,50 bis 0,70 m betragen.

Ziemlich in der Mitte des Hügels fanden sich unter einigen, verhältnismäßig kleinen, dünnen, teilweise scharfkantigen Kalkplatten im Lehm Boden steckend: Holzkohlen, Scherben gebrannten Tons, verschiedene größere (Pferde- ?), Schenkel-, Wirbelknochen, abseits davon auch einige (bearbeitete?) Stückchen dunklen, konglomeratartigen festen Gesteins.

Ziemlich oben im Hügel lag ein überrostetes eisernes Schwert.

Die Abtragung zeigte, daß die Fläche, auf welcher dieser Hügel sich erhob, vorher geebnet und festgetreten (?) war.

Die anfangs Juni 1884 erfolgte Abtragung eines zweiten Hügels (II.), der gleichfalls einen Umfang von fast 40 m, sowie eine Höhe von 0,86 m zeigte, ergab folgendes:

Auch hier fand sich ein, aber nicht vollständiger Steinring in Gestalt eines nach W (Ackenhäuser Mühle) zu offenen Bogens. Seine Höhe mochte 0,20 m betragen. Das Material desselben war ein gleiches wie beim ersten Hügel. Auch hier traten vereinzelte Kalkplatten auf. In der Mitte fanden sich wieder, im Lehm zerstreut, Holzkohlenstückchen und gebrannte Tonscherben. In der Nähe des Steinrings wurden ein Feuerstein und, weit voneinander entfernt, zwei zusammengehörige Stücke einer geformten Sandstein-(?)platte gefunden.

Der Grund dafür, daß der Steinring hier nicht vollständig war und daß sich hier — wie beim ersten Hügel — Kohlen- und Tonscherben in wirrem Durcheinander im Hügel vorfanden, dürfte in der Benutzung derselben zu Schanzen in nachfolgenden Kriegszeiten zu suchen sein.

Ähnliche Funde, wie bei der eben beschriebenen Abtragung der Hügel I und II, wurden auch in den danach aufgedeckten Hügeln gemacht.

Die Aufdeckung von Hügel IV lieferte außerdem eine Menge Pferde Zähne und drei zusammengehörige Bronzestücke.

In Hügel V fanden sich bearbeitete (?) Feuersteine, die Hälfte eines Bronzerings, auch ein Stückchen stark verrosteten Eisens.

Hügel VI lieferte eine Scherbe grauen Glases, einen kunstvoll gearbeiteten Bronzehaken, stark verrostetes Eisen und ein eigentümlich geformtes Steinstück (Reibstein?).

In Hügel VII, der eine sehr große Ausdehnung — wohl 1,50 m hoch — hatte, aber bereits früher bei Anlegung eines Weges teilweise niedergelegt war, fanden sich außer einem Bronzehammer, Tonscherben, Holzkohlen, bearbeitete, scharfkantige Feuersteine, unter ihnen auch ein (?) Messer aus gleichem Material. Auch zeigten sich in diesem Hügel außer einem, etwa 3 m von der Peripherie ent-

fernten, zirka 0,40 m hohen und zirka 0,15 m breiten Steinringe zwei Reihen von Kalksteinen, welche von dem genannten Ringe je 1,50 m nach innen respektive außen gelagert waren (s. beifolgende Skizze).

Die Auffindung eines verrosteten eisernen Schwertes in Hügel Nr. 1 und der Umstand, daß trotz sorgfältigster Arbeit aus keinem der Hügel v o l l s t ä n d i g e Urnen zutage gefördert wurden, bestätigt die in der Umgegend verbreitete Angabe, daß diese heidnischen Begräbnisstätten, welche vom Volke „Schanzen“ genannt werden, im 30jährigen Kriege als solche dienten und damals zu diesem Zwecke teilweise umgearbeitet wurden.

Gandersheim, im Juli 1885.

gez.: Dr. phil. F. Brackebusch, Rektor.“

¹⁾ Nach dem Bericht in den „Braunschw. Anzeigen“ wurde er in der Sitzung des Ortsvereins Wolfenbüttel verlesen und die Funde der Grabung vorgezeigt.

²⁾ Niquet, F.: Grundzüge der Vor- und Frühgeschichte des Kreises Gandersheim. In „Der Landkreis Gandersheim“, Bd. I, 1958, 23—39, bes. Anm. 1.

³⁾ Sie befinden sich im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel. Ihre Kenntnis verdanke ich Herrn Staatsarchivdirektor Dr. Kleinau und Herrn Staatsarchivrat Dr. Götting.

⁴⁾ Der Briefwechsel lautet:

„Herrn Dr. Brackebusch

Gandersheim

Sehr geehrter Herr!

Ich habe mit Herrn von Heinemann und Herrn von Schmidt-Phiseldeck gesprochen. Sie sind geneigt, für die bewußte Ausgrabung auf dem Tillanger bei Gandersheim eine Summe von etwa 40 M zur Verfügung zu stellen. Jedenfalls ließe sich damit ein Anfang machen, der etwaigen Falls später fortgesetzt werden könnte. Sind Sie nun geneigt, der Beaufsichtigung und Leitung der Sache sich zu unterziehen, so würden Sie uns einen großen Dienst erweisen. Natürlich müßten die Fundstücke der Sammlung unseres Vereins verbleiben; auch müßten wir Sie bitten, einen möglichst genauen Fundbericht aufzunehmen und uns zu übersenden.

Glück auf! Gute Ausbeute wünscht mit bestem Gruße an Sie und Ihren Herrn Vater

Ihr

Dr. Zimmermann“

Wolfenbüttel, den 8. 10. 1883.

„Gandersheim, den 17. Oktober 1883

Sehr geehrter Herr Dr.!

Verzeihen Sie gütigst, daß ich erst heute Ihr werthes Schreiben vom 8. ds. beantworte. Leider ist es mir für jetzt unmöglich, mich der Ausführung des von meinem Vater angeregten Planes in Betreff der Ausgrabungen auf dem Tillanger zu unterziehen. Als ich nämlich von meiner Reise nach dort heimkehrte, war Herr Professor von Koenen aus Göttingen bereits hier eingetroffen, um unsere Gegend geologisch zu kartieren. Da ich genanntem Herrn nun schon vor längerer Zeit meine Hülfe hierbei zugesagt hatte, bin ich mit demselben während der letzten Woche unserer nun abgelaufenen Ferien täglich von früh bis späthin in dieser Angelegenheit thätig gewesen. So mußte ich denn zu meinem Bedauern einstweilen Ihren gütigen Auftrag unausgeführt lassen. Sollten Sie nun nicht vorziehen, Ihren Plan schon jetzt unter Aufsicht eines Sachkundigen ausführen zu lassen, so bin ich in späteren Ferien gern dazu bereit.

Mein Vater hat vorläufig mit dem Besitzer des betr. Ackers und dem Vorarbeiter die Verabredung getroffen, daß, wenn sie inzwischen Arbeiten vornehmen sollten, sie mit Vorsicht zu Werke gehen und ihm etwaige Fundstücke einliefern möchten.

Mit den besten Grüßen

Ihr

Brackebusch“

⁵⁾ a. a. O. wie ²⁾; hier Taf. 9 c—f.

Das Rätsel der Klinte

Ein namenkundlicher Beitrag zur frühen Besiedlungsgeschichte Ostfalens
von Werner Flechsig

Im Jahre 1940 hat Edward Schröder, der Altmeister der deutschen Namenforschung, zum ersten Male Herkunft und Verbreitung des Namenwortes Klint in Norddeutschland wissenschaftlich erörtert¹⁾. Er wußte, daß es in Skandinavien als Bezeichnung für eine mehr oder weniger steile, meist felsige Anhöhe allgemein gebräuchlich ist, und kannte auf deutschem Boden aus der Literatur neben zahlreichen holsteinischen Belegen für dieses Wort einige in der Bremer Gegend, sechs in der Lüneburger Heide, einen in der Altmark und zehn in Ostfalen, darunter die vier Klinte in der Stadt Braunschweig²⁾, drei in der Grafschaft Wernigerode³⁾ und drei im Amtsbezirk Harzburg⁴⁾. Er schloß aus dieser weitläufigen, wenn auch noch recht spärlichen Bezeugung des Wortes Klint von Skandinavien bis zum Nordharze, daß es ein „nordisches Lehnwort“ sei, „das im Stromgebiet der Weser und vereinzelt der Elbe mäßig südwärts vorgedrungen ist“. Wann und von welcher Siedlergruppe das Wort Klint zusammen mit dem von W. Seelmann als dänisch bezeichneten Flußnamen der Oker im Zuge einer „Friedlichen Invasion“ aus dem Norden nach Ostfalen mitgebracht sein könnte, darüber hat sich Schröder allerdings nicht klar ausgesprochen.

Zehn Jahre später habe ich die Frage nach Herkunft und Alter unserer Klinte erneut aufgeworfen, nachdem ich bei der Durchsicht der umfangreichen handschriftlichen Sammlungen des braunschweigischen Flurnamenarchivs⁵⁾ außer den schon von Schröder erwähnten 10 Belegen 27 weitere aus dem Raume zwischen Bode und Oberweser entdeckt hatte. Die starke Vermehrung der Fundstellen und ihre eigenartige Verteilung in unserer Landschaft schienen schon damals das Problem der Lösung näher gebracht zu haben. Als ich 1950 die erste Verbreitungskarte der ostfälischen Klinte in unserer Zeitschrift veröffentlichte, äußerte ich die Ansicht, das Namenwort Klint dürfte erst in der Zeit der frühmittelalterlichen Rodungen zu uns gelangt sein, da die Klinte meist im Walde oder auf gerodetem alten Waldboden lägen⁶⁾. Gegen diese allzu vorschnelle Deutung des Befundes wandte Karl Bischoff 1954 mit vollem Recht ein, daß doch ein gut Teil der Klinte im alten Frilande liege und die Verteilung der übrigen im Gebirge und in spätbesiedelten Gegenden für das Alter des Wortes in Ostfalen nichts besage, „weil diese natürlich von den älteren Freilandschaften aus benannt sein können“⁷⁾. So verlockend es auch scheinen mag, die in Helmolds Slavenchronik erwähnte Umsiedlung von 600 holsteinischen Familien in das Harzgebiet während des letzten Viertels des 11. Jahrhunderts mit der Südwanderung des Namens Klint in Verbindung zu bringen, so stehen dem nach Bischoff doch gewichtige und überzeugende Einwände entgegen. Er erklärte daher: „Sind aber die Klinte nicht erst durch diese Nordalbinge des 11. Jahrhunderts ins Land gebracht, dann wird man sie in die Landnahmezeit setzen müssen. Den Sachsen möchte man sie nicht ohne weiteres zuweisen, weil sie in sonstigen sächsischen Gebieten zu fehlen scheinen. Man ist versucht, Schröders skandinavische Verbindung aufrecht zu erhalten“.

Diese Hinweise regten mich zu einer weiteren Jagd auf Klinte an. Ihr Erfolg übertraf meine kühnsten Erwartungen. Die Zahl der ostfälischen Klinte, die mir

bekannt wurden, stieg von 37 im Jahre 1950 auf 94 im Jahre 1958, ist jetzt also schon fast zehnmal so groß wie vor 18 Jahren, als E. Schröder sich zum ersten Male mit den Klinten unseres Gebietes befaßte. Ostfalen erscheint heute nicht mehr wie damals nur als ein bescheidener Ausläufer des norddeutschen Klintbereiches, sondern als eines seiner Hauptgebiete. Daraus ergeben sich vielleicht ganz neue Gesichtspunkte für die Geschichte der germanischen Stammeswanderungen im allgemeinen und für die Besiedelungsgeschichte Ostfalens im besonderen.

Den starken Zuwachs an Klinten verdanke ich in der Hauptsache den vielen ehrenamtlichen Helfern im Lande, die in der Zwischenzeit neue Flurnamenssammlungen von ihren Orten fertiggestellt und eingeliefert haben, und den langjährigen treuen Bearbeitern der Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, die auf eine Sonderfrage nach dem Vorkommen der Namenwörter Klint, Klimp, Brink und Büel manche wertvollen Einzelangaben lieferten. Ferner schulde ich Dank für wichtige Hinweise den Herren Prof. Otto *Hahne* in Braunschweig, Dr. *Dehnke* in Peine und Dr. *Zoder* in Hildesheim, die mir in uneigennütziger Hilfsbereitschaft teils mündliche, teils schriftliche Auskünfte aus ihrem eigenen Forschungsmaterial gaben.

In der hier veröffentlichten neuen Verbreitungskarte sind mit derselben Signatur wie die Klintbelege auch die Belege für die abweichenden Formen Klink und Klinz (Klinsberg) eingetragen. Daß es sich bei ihnen nur um spätere Entstellungen des unverständlich gewordenen Wortes Klint handelt, ergibt sich schon aus den gleichartigen Geländeverhältnissen, die für alle drei Wortformen bezeugt sind, wird aber vor allem dadurch erwiesen, daß gelegentlich für ein und dasselbe Gelände nacheinander bald die eine, bald die andere Form in der schriftlichen und mündlichen Überlieferung erscheint. So wechseln Klint und Klink miteinander ab bei den Nrn. 1, 5, 20, 31, 38 und 67 unserer Liste, Klint und Klinz bei den Nrn. 11, 32 und 34. Um das Auffinden der Fundorte auf der Verbreitungskarte zu ermöglichen, sind sie dort mit den gleichen laufenden Nummern versehen wie in der Liste. Die Nummern folgen im wesentlichen der Richtung von Norden nach Süden, rücken dabei aber streifenweise immer weiter von Osten nach Westen fort, wobei größere räumliche Sprünge zwischen 5 und 6, 38 und 39, 74 und 75 mit in Kauf genommen werden mußten. Mit Hilfe der Kreisangaben hinter den Ortsnamen in der Liste wird sich der Leser aber gewiß auf der Karte leicht zurechtfinden, weil auf ihr auch die Namen der Kreisstädte eingetragen sind.

A. Klinte östlich der Oker

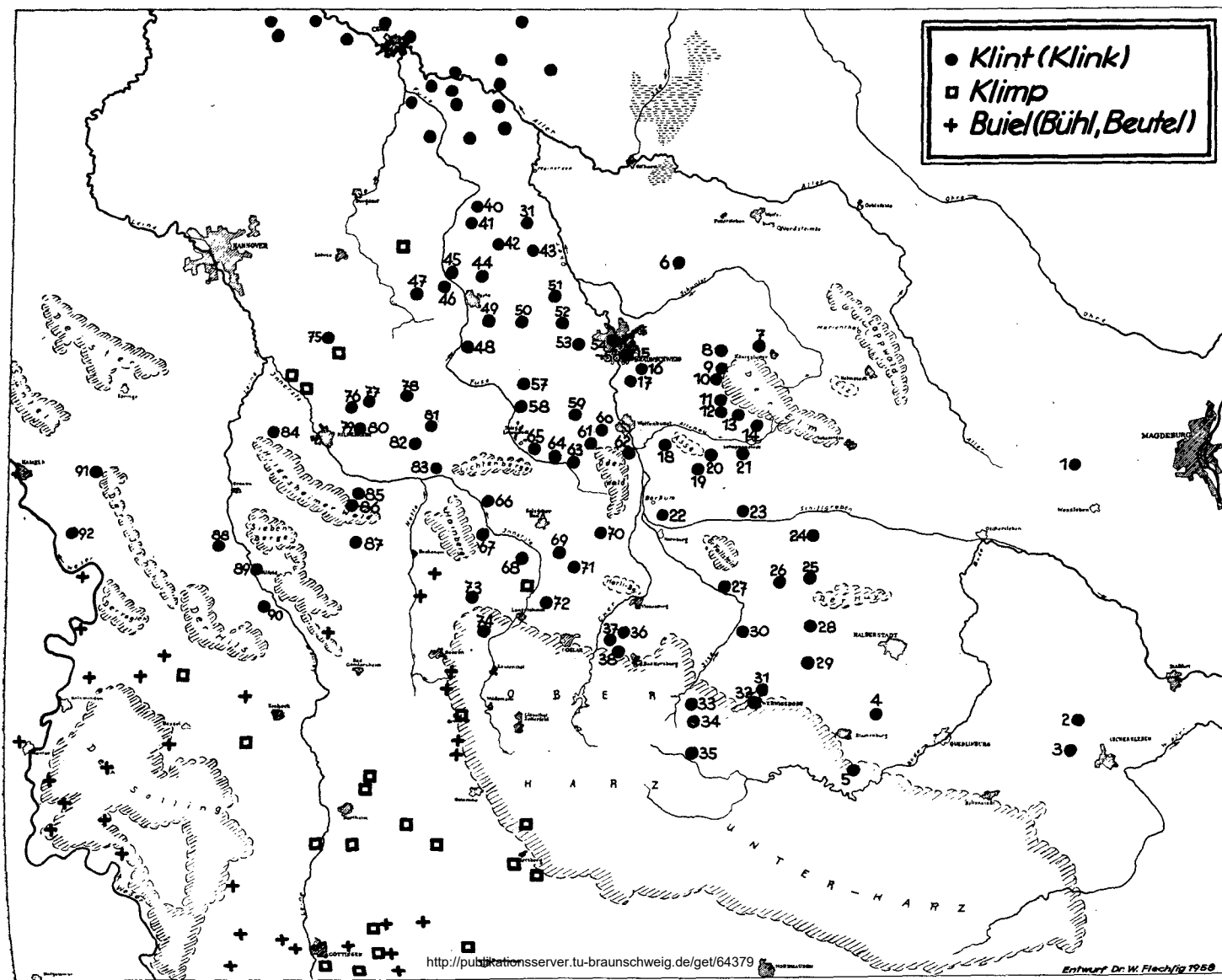
1. Wüstung Klink bei Bergen, Kr. Wanzleben: Ortsname 1179 Klink(e), 1317 Clynte, 1339 Klincke und Klinche, um 1370 Klinghe, 1446 Clinte, 1458 und 1480 Klinkte.
2. Wilsleben, Kr. Quedlinburg: 1311 decimam super Clint.
3. Wüstung Herkesdorf b. Aschersleben: 1314 locus qui vocatur Clint.
4. Börnecke, Kr. Blankenburg: 18. Jahrh. Am Klint, Vor dem Klint.
5. Wienrode, Kr. Blankenburg: 19. Jahrh. Kattenklint, 1939 mdal. (mundartlich) Kattenklink (Acker ost-südöstl. v. Dorfe).
6. Essenrode, Kr. Gifhorn: 19. Jahrh. Rothenklint, 1954 mdal. de ro(d)e Klint.
7. Lauingen, Kr. Helmstedt: 19. Jahrh. Auf der Klinkbreite (Feldmark dicht westl. vom Dorfe).
8. Gardessen, Kr. Braunschweig: 1755 auf dem Klinte (Feldmark westl. vom Dorfe).

9. Destedt, Kr. Braunschweig: 1587, 1659 u. 1743 der große und kleine Klinsberg, 1930 mdal. Klinsbarch (Feldmark westl. vom Dorfe).
10. Hemkenrode, Kr. Braunschweig: 1773 Klint (Feldmark östl. v. Dorfe).
11. Erkerode, Kr. Braunschweig: 1773 Klinsberg u. Auf dem Klintberge, 1958 up'm Klinte (Feldmark südöstl. v. Dorfe).
12. Evessen, Kr. Wolfenbüttel: 1957 Löwenkint (Dorfstraße).
13. Ampleben, Kr. Wolfenbüttel: 1958 Klint (Dorfstraße).
14. Samleben, Kr. Wolfenbüttel: 1958 Klint (Dorfstraße).
15. Braunschweig, Stadtteil Altewiek: 1390 ff. uppe dem Klinte (Straße nahe dem Siedlungspunkt bei der Magnikirche).
16. Rautheim, Kr. Braunschweig: 1958 Klint (Dorfstraßenkreuzung).
17. Mascherode, Kr. Braunschweig: 1958 mdal. up'm Klinte (Feldmark nordwestl. v. Dorfe).
18. Gr. Denkte, Kr. Wolfenbüttel: 1770 Am Klintwellenberge (Feldmark nördl. v. Dorfe).
19. Remlingen, Kr. Wolfenbüttel: 1754 Auf dem Klinte (steil ansteigender Acker am Nordrande des Dorfes).
20. Gr. Vahlberg, Kr. Wolfenbüttel: 1760 Am Klinte (Acker), 1943 mdal. Haunerklint (Steilhang zwischen Gutsark und Pfarrgarten in der Nähe der Geflügelställe).
21. Wüstung Neindorf b. Schöppenstedt, Kr. Wolfenbüttel: 1760 Klintanger, Auf dem Klint und Ubern Klint (Feldmark westl. v. Sch.).
22. Achim, Kr. Wolfenbüttel: 1860 Auf dem unteren Klinte (Acker nahe dem Dorfe östl. der Kirche).
23. Groß Winnigstedt, Kr. Wolfenbüttel: 1958 Klint (Dorfstraße).
24. Dedeleben, Kr. Halberstadt: 1958 Klint (Dorfstraße).
25. Badersleben, Kr. Halberstadt: 1957 mdal. Klockenklint (ansteigende Dorfstraße).
26. Dardesheim, Kr. Halberstadt: 1390 „an unsem hove de gelegen is uppe dem clinte in dem dorpe to Derdessum“ (im Dorfe).
27. Osterwieck, Kr. Halberstadt: 19. Jahrh. Sonnenklint.
28. Wüstung Wetteborn b. Athenstedt, Kr. Halberstadt: 1503 Kattenklint.
29. Wüstung Severthusen b. Derenburg, Kr. Halberstadt: um 1496 up dem Klinte.
30. Wasserleben, Kr. Wernigerode: 1788 und 1846 Auf dem Klinte (Dorfstraße).
31. Wernigerode: 1340 mons vulgo Cattenclinth, 1399 an dem Cattenklynte, 1530 Hufe am Katzenklint, 1562 am Katzenklint (Feldmark nördl. der Stadt).
32. Wernigerode: 1522 uppe dem Klynte (Straße bei der Oberpfarrkirche).
33. Isenburg, Kr. Wernigerode: 1587 Dannenklint, 1738 Tannenklint, 1742 Dannklinten (Forstort bei der Plessenburg).
34. Schierke, Kr. Wernigerode: 1407 ff. Arnesklint, Arndtklindt, Arnzsklint, 1518 Arensklinz, 1695 Arentsklindt, 1738 Ahrensklantz (Forstort mit Klippen im Harz).
35. Schierke, Kr. Wernigerode: 1512 u. 1525 Piperklint undirn Brocken, 19. Jahrh. Pfeifersklint (Forstort am Holtemmenberge im Harz).
36. Harlingerode, Kr. Wolfenbüttel: 1620 u. 1666 Rupenklint, 1709 Rutenklint (in der Feldmark).
37. Harlingerode, Kr. Wolfenbüttel: 1620, 1653 u. 1759 Schwalenklint, 19. Jahrh. Schwalbenklint (Feldmark nordöstl. v. Dorfe am Steilufer der Radau).
38. Bad Harzburg, Forstamtsbez. II: 1578 Klinkkopf, 19. Jahrh. Großer u. Kleiner Klint (Forstort südl. der Wüstung Göttingerode).

B. Klinte westlich der Oker

39. Rietze, Kr. Peine: 19. Jahrh. Schirneklint (Feldmark).
40. Dedenhausen, Kr. Peine: 19. Jahrh. Im großen Tollenklint (Feldmark).
41. Eddesse, Kr. Peine: 19. Jahrh. Reuterklint (Feldmark).
42. Edemissen, Kr. Peine: 19. Jahrh. Ziegenklint (Feldmark).
43. Wipshausen, Kr. Peine: 19. Jahrh. Klintwiese (Feldmark).
44. Stederdorf, Kr. Peine: 1957 Klint (im Dorfe).
45. Eixe, Kr. Peine: 1958 Klint (erhöhte Wiese über der Fuhseniederung).
46. Vöhrum, Kr. Peine: 1860 Osterklint (Feldmark an der Straße nach Peine).
47. Hämelerwald, Kr. Peine: 19. Jahrh. Klint (beim Gut Adolphshof).
48. Gr. Ilsede, Kr. Peine: 1781 „Land im Weieken Meer zwischen dem grünen Klinte“.
49. Dungenbeck, Kr. Peine: 19. Jahrh. Bäckerklint (im Dorfe).
50. Woltorf, Kr. Peine: 19. Jahrh. Bastklint.

51. Wendeburg, Kr. Braunschweig: 1753 Hinter dem Steinklint, 1952 mdal. An'n Sta(i)n-
klinte (Acker).
52. Bortfeld, Kr. Braunschweig: 1951 mdal. Smeeklint (Dorfplatz).
- 52a. Bortfeld, Kr. Braunschweig: 1769 u. 1951 mdal. Speckenklint (Wiese nordwestl. v.
Dorfe).
53. Lamme, Kr. Braunschweig: 1764 Über dem Klinte (Feldmark südl. v. Dorfe).
54. Braunschweig, Stadtteil Neustadt: 1320 ff. Radheklint (Straße).
55. Braunschweig, Stadtteil Neustadt: 1515 vor dem sueklinte, 1731 Sau-Klint, 19. Jahrh. ff.
Südklint (Straße).
56. Braunschweig, Stadtteil Altstadt: 1297 in clivo (latein. Urkunde), 1309 u. 1314 upme
Klinte, 1344 uppe dem klinte vor sente Petersdore, 1397 uppe dem Becker Clinte,
19. Jahrh. ff. Bäckerklint (Straße).
57. Bodenstedt, Kr. Braunschweig: 1566 Klinthoff (im Dorfe).
58. Broistedt, Kr. Wolfenbüttel: 1957 Klint (Dorfstraße).
59. Beddingen, Stadtkr. Salzgitter: 1865 u. 1939 mdal. Klint (Dorfstraße).
60. Fümmlse, Kr. Wolfenbüttel: 1954 Klint (Dorfstraße).
61. Adersheim, Kr. Wolfenbüttel: 1881 Im Klinkerberge, 1938 mdal. up'm Klinkbarre (Feld-
mark südöstl. dicht am Dorfe).
62. Halchter, Kr. Wolfenbüttel: 1734 Auf dem Klinte (Balkeninschrift an Haus Nr. 11), 1958
mdal. Klint (Dorfstraße).
63. Barum, Stadtkr. Salzgitter: 1781 Klintwiese, 1844 Auf dem Klinte, 1939 mdal. up'm
Klinte (Ortsteil, teilweise bebaut, teilweise Gärten).
64. Heerte, Stadtkr. Salzgitter: 1957 Bäckerklint (Dorfstraße).
65. Salder, Stadtkr. Salzgitter: 1939 Auf dem Klinte (Dorfstraße).
66. Gr. Elbe, Kr. Wolfenbüttel: 1410 „de klinthoff to groten Elvede“ (im Dorfe).
67. Sehlde, Kr. Wolfenbüttel: 1957 Klint und Klink (ansteigende Dorfstraße).
68. Upen, Kr. Goslar: 19. Jahrh. Zeenklink (Feldmark nördl. v. Dorfe).
69. Othfresen, Kr. Goslar: 1957 Klink (Paßhöhe der Straße im Walde zwischen O. und
Liebenburg).
70. Gielde, Kr. Goslar: 1950 mdal. Klinkbarch (Dorfstraße).
71. Gr. Döhren, Kr. Goslar: 19. Jahrh. Auf dem Klint und Schwalbenklint (Feldmark
zwischen Gr. u. Kl. Döhren).
72. Jerstedt, Kr. Goslar: 19. Jahrh. Auf dem Ziegenklinke, 1952 mdal. up'm Ze'enklinke
(Feldmark v. Dorfe).
73. Wüstung Dolgen b. Langelsheim, Kr. Gandersheim: 1756 Auf dem Sonnenklint.
74. Langelsheim, Kr. Gandersheim: 1680 Schwalenklint (Forstort am Kleinen Kurdstal im
Harze).
75. Lühnde, Kr. Hildesheim-Marienburg: 19. Jahrh. Klint (Feldmark südl. v. Dorfe).
- 75a. Rautenberg, Kr. Hildesheim-M.: 1934 mdal. Klintbarch u. Heog (Standort der Wind-
mühle südöstl. v. Dorfe).
76. Hönnersum, Kr. Hildesheim-M.: 19. Jahrh. Klink (Feldmark).
77. Machtsum, Kr. Hildesheim-M.: 19. Jahrh. Klinkmorgen (Hang in der Feldmark nördl.
v. Dorfe).
78. Ahstedt, Kr. Hildesheim-M.: 1958 mdal. Kalwerklint (Feldmark).
- 78a. Ahstedt, Kr. Hildesheim-M.: 1958 mdal. Schrotklint (Feldmark).
79. Einum, Kr. Hildesheim-M.: 19. Jahrh. Klint, auch Klink (Feldmark am Glockensteine).
80. Einum, Kr. Hildesheim-M.: 19. Jahrh. der Klink (Garten im Ilsenbeeksfelde).
81. Nettlingen, Kr. Hildesheim-M.: 1957 mdal. up'm Klinte (Dorfstraße).
82. Wöhle, Kr. Hildesheim-M.: 1957 mdal. Klint (Dorfplatz mit dem anschließenden Halb-
spannerhof).
83. Grasdorf, Kr. Hildesheim-M.: 1958 Klint (Dorfstraße).
84. Groß Escherde, Kr. Hildesheim-M.: 19. Jahrh. Klintgärten (Gärten südöstl. v. Dorfe
unmittelbar an die Hausgärten grenzend).
85. Detfurth, Kr. Hildesheim-M.: 1802 1 Himptenstück auf dem Klinte.
86. Wüstung Tidexen b. Salzdettfurth, Kr. Hildesheim-M.: 1958 mdal. Klint (Feldmark).
87. Bodenburg, Kr. Hildesheim-M.: 19. Jahrh. Hinter der Klintrecke, 1955 mdal. Hinder där
Klintrieke (Feldmark).
88. Hoyershausen, Kr. Alfeld: 19. Jahrh. Im Klint



89. Alfeld: 1957 Klinsberg (amtlicher Name einer ansteigenden Straße in der Innenstadt).
 90. Imsen, Kr. Alfeld: 19. Jahrh. Klinsberg (Dorfstraße).
 91. Bessingen, Kr. Holzminden: 1765 Auf dem Klink.
 92. Börby, Kr. Hameln-Pyrmont: 1928 mdal. Up'm Klinte (im Dorfe).

Sicherlich sind in dieser Liste die ostfälischen Klinte noch nicht vollständig erfaßt. Vor allem können wir noch mit manchem Zuwachs rechnen aus den schon jetzt recht ergiebigen Kreisen Peine, Hildesheim-Marienburg und Alfeld, deren Flurnamenbestand erst zu einem kleinen Teil erfaßt ist, und vielleicht auch aus den Kreisen Gifhorn, Burgdorf, Hannover, Springe und Hameln-Pyrmont, wo die Flurnamensammlung leider noch mehr im Rückstande ist. Daß dort am Nord- und Nordwestrande Ostfalens noch einiges zu holen sein mag, lassen die reichen Klintbelege aus dem gut durchforschten Kr. Celle vermuten, die ich zwar in die Karte, nicht aber in die Liste mit aufgenommen habe, weil sie schon einer Übergangszone zwischen Ostfalen und dem nördlichen Niedersachsen angehören⁸⁾. Nach Nordwesten hin scheint das Verbreitungsgebiet der ostfälischen Klinte allerdings bald hinter Hannover zu enden. Unter den anscheinend vollständig veröffentlichten Flurnamen des Kr. Neustadt a. Rbbg. findet sich nämlich kein einziger sicherer Klintbeleg⁹⁾. Geringer als im westlichen Ostfalen ist die Aussicht auf neue Klintfunde im Osten zwischen der Mittelbe und einer Linie von Königslutter über Schöppenstedt, Winnigstedt und Badersleben nach Wernigerode. Dort hat sich unter rund 3300 Flurnamen des Kr. Helmstedt nur ein einziger Klint an seinem Nordwestrande (Lauingen) finden lassen, und die Suche nach Klinten in der zwar nicht vollständigen, aber immerhin 1800 Namen umfassenden Flurnamensammlung der Kreise Haldensleben und Oschersleben von Albert *Hansen*¹⁰⁾ verlief ebenso ergebnislos wie die Durchsicht der mustergültigen und erschöpfenden Bestandsaufnahme der Flurnamen des Landkr. Wanzleben und des Stadtkr. Magdeburg von Werner *Burghardt*¹¹⁾. Am ehesten könnten wir wohl noch einige weitere Funde in den Kreisen Halberstadt, Quedlinburg und Aschersleben erwarten.

Ordnen wir nun die Belege unserer Klintliste nach den Ortsnamentypen, zu denen sie gehören, so ergibt sich folgendes Bild: Von den ON (Ortsnamen) auf -rode sind 7 Orte vertreten (Nr. 5, 6, 10, 11, 17, 31, 36), von den ON auf -dorf 5 (Nr. 3, 21, 44, 50, 83), von den ON auf -berg und -burg 5 (Nr. 20, 33, 51, 75 a, 87), von den ON auf -hausen 5 (Nr. 29, 40, 43, 88, 90), von sonstigen ON-Typen des mittelalterlichen Landesausbaues 11 (Nr. 4, 15, 27, 28, 34, 47, 49, 52, 74, 85, 89), von den ON auf -heim unter Einschluß der nicht ganz sicher einzuordnenden Orte Rietze, Eddesse, Edemissen und Eixe 17 (Nr. 8, 12, 22, 26, 39, 41, 43, 45, 46, 60, 61, 63, 68, 76, 77, 79, 86), von den ON auf -leben 5 (Nr. 2, 13, 14, 24, 25), von den ON auf -stedt 6 (Nr. 9, 23, 57, 58, 72, 78), von den ON auf -(l)ingen 5 (Nr. 7, 19, 59, 91, 92), von den ON auf -ithi (-elde) 10 (Nr. 18, 48, 64, 66, 67, 70, 71, 75, 82, 84) und von sonstigen ON-Typen der ältesten Namensschicht einschließlich der Orte Rautheim, Wasserleben und Nettlingen, die ursprünglich nicht -heim, -leben und -ingen als Grundwort bzw. Suffix aufwiesen, 7 (Nr. 16, 30, 53, 62, 65, 73, 81). Es stehen also 33 früh- und hochmittelalterlichen Orten 50 Siedlungen der Landnahmezeit mit Klinten gegenüber.

Für die Frage nach dem Alter des Namenwortes Klint in Ostfalen ist es nun entscheidend wichtig, daß es hier nicht nur als Flurname in größerer Entfernung von den Siedlungen vorkommt, sondern gar nicht selten auch als Straßen-, Platz-

oder Hofname innerhalb der Ortschaften oder als Bezeichnung für Ackerstücke, Wiesen oder Gärten in unmittelbarer Nähe des Ortsrandes. Das gilt für 9 Orte aus der Zeit des mittelalterlichen Landesaufbaues und für 27 Orte der Landnahmezeit, darunter 3 Orte auf -leben, 6 auf -heim, 3 auf -stedt, 5 auf -ingen, 6 auf -ithi und 4 andere ON der ältesten Schicht. Wahrscheinlich wäre die Zahl der uns bekannten Klinte in ostfälischen Dörfern dieser frühen ON-Gruppen noch größer, wenn nicht solche Ortslagebezeichnungen meist nur mündlich überliefert und infolge der Neubautätigkeit in den Dörfern während der letzten Jahrzehnte vielfach durch neuzeitliche Straßennamen verdrängt worden wären. Unter den von mir noch gerade rechtzeitig erfaßten Klinten waren einige nur ganz wenigen alten Einwohnern noch vom Hörensagen aus dem Munde der Vorfahren bekannt, andere, im Mittelalter zufällig schriftlich bezeugte, dagegen heute überhaupt nicht mehr (Bodenstedt, Gr. Elbe).

Mag aber der Bestand der uns in den Dörfern überlieferten Klinte noch so lückenhaft sein, er genügt doch vollkommen, um eine klare Vorstellung vom Alter dieses Namenwortes in unserer Heimatlandschaft zu begründen. Es ist wohl ausgeschlossen, daß so auffällige Geländeteile wie die Klintanhöhen längere Zeit hindurch namenlos bleiben konnten, wenn um sie herum oder an ihrem Rande menschliche Ansiedlungen entstanden waren. Ebensowenig bestand in alter Zeit wohl ein Anlaß, solche Geländebezeichnungen nachträglich zu ändern, solange sich an der Nutzung des Geländes nichts änderte, es sei denn, daß etwa eine fremde Volksgruppe sich der Siedlung bemächtigte, die alten Einwohner verdrängte oder unterjochte und nun mit ihren neuen Lebensgewohnheiten auch eigene Namen für den Ort selbst und seine Flurteile einführte. Solch ein tiefgreifender Umbruch mag vielleicht für manche unserer -leben- und -heim-Orte erwogen werden, kommt aber sicher nicht für die Siedlungen der ältesten Schicht in Betracht, die allein schon durch die Bewahrung ihrer hochaltertümlichen Namen eine ungestörte Überlieferung verraten. Wenn sich das Namenwort Klint in oder nahe bei solchen Siedlungen der ältesten Namensschicht findet, dann war es hierzulande also schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung heimisch, vielleicht sogar bereits vor Christi Geburt.

Die Sachsen können es demnach nicht gewesen sein, die das Namenwort nach Ostfalen aus dem Norden mitbrachten, denn die Ausweitung ihres Machtbereiches bis in das nördliche Harzvorland fällt frühestens in das 6. Jahrhundert. Aber auch die Angeln und Warnen, die einige Jahrhunderte früher an der Ausbildung des Thüringer Großreiches südlich und nördlich des Harzes beteiligt waren, kommen aus zeitlichen und geographischen Gründen nicht in Betracht, weil ihr ostfälischer Siedlungsbereich nach Ansicht der Historiker im Verbreitungsgebiet der ON auf -leben lag, wo die Klinte im Vergleich zum Gebiet westlich der Oker recht selten sind. Leider ist uns aus den ersten vier Jahrhunderten unserer Zeitrechnung kein germanischer Volksstamm überliefert, dessen Wohnsitze wir mit einiger Sicherheit im Raume zwischen Elm und Innerste ansetzen könnten. Die Nachrichten über die vielberufenen Cherusker sind dafür viel zu ungenau und umstritten, von den nebelhaften Fosi ganz zu schweigen. Hier kann uns nur die Vorgeschichtsforschung weiterhelfen. Sie hat gerade in den letzten Jahren eine überraschend große Anzahl vorher unbekannter Siedlungen und Friedhöfe in dem fraglichen

Raume festgestellt, die alle im letzten Jahrhundert v. Chr. beginnen und eine schlagartige Zunahme der Siedlungsdichte und Bevölkerungszahl erkennen lassen¹²⁾. Hier haben wir also eine Volksgruppe vor uns, die zeitlich wie räumlich sehr wohl für die Einführung des Namenwortes Klint wie für die Benennung der Siedlungen unserer ältesten Ortsnamenschicht in Betracht kommen kann. Es wird eine wichtige Aufgabe der Spatenforscher sein, durch eingehende Vergleiche zwischen der Hinterlassenschaft, den Bestattungssitten und Siedlungsformen dieser ostfälischen Fundplätze und den nächstälteren Funden in weiter nördlich oder östlich gelegenen Gebieten das Herkunftsland unserer „Klintleute“ zu ermitteln. Hand in Hand damit sollte eine planmäßige Bestandsaufnahme der Klinte auch in der Lüneburger Heide, in der Altmark und in Schleswig-Holstein gehen, um den Wanderweg der Klintleute nicht nur archäologisch, sondern vielleicht auch namenkundlich noch genauer festlegen zu können. Sollten diese Bemühungen zum Erfolge führen, so wäre damit ein bedeutender Fortschritt in der ostfälischen Siedlungsgeschichte und Stammeskunde getan. Es würde dann neues Licht fallen auf das Verhältnis zwischen den Ostfalen und den Elbsweben der Völkerwanderungszeit, die das Namenwort Klint anscheinend nicht gebraucht haben, weil sie es bei ihrer Südwanderung nicht nach Thüringen, Mainfranken und Südwestdeutschland mitgebracht haben, sowie zwischen Ostfalen, Cheruskern und Chatten.

Wie gerade im westostfälischen Berglande zwischen Harz und Oberweser noch manches siedlungsgeschichtliche und stammeskundliche Rätsel zu lösen ist, zeigt unsere Karte sehr deutlich. Dort steht dem nördlichen Klint ein bedeutungsgleicher, aber etymologisch andersartiger Klimp im Südtile des Berglandes gegenüber, der nach einigen Fundorten im Kern oder am Rande ältester Siedlungen (Geismar, Obernjesa, Kl. Lengden, Waake) in die gleiche Frühzeit zurückreichen muß wie unser Klint. Die Grenzen seiner Verbreitung sind jedoch leider nach allen Seiten hin noch ungewiß, da bisher zu wenige Flurnamensammlungen aus den ehemaligen Fürstentümern Göttingen und Grubenhagen vorliegen. Nur soviel läßt sich schon jetzt erkennen, daß Klimp in Gemengelage mit dem ebenfalls bedeutungsgleichen ober- und mitteldeutschen Namenwort B ü h l (mundartlich in Ostfalen auch Buiel) auftritt. Das macht die Verhältnisse dort noch verworrener, aber auch interessanter, weil wir vielleicht mit einiger Kühnheit aus der Bühl-Verbreitung im westostfälischen Berglande den geschichtlich bezeugten Ausgriff der Chatten von Hessen aus nach Norden ablesen können.

Mögen diese Zeilen Spatenforscher, Historiker und Flurnamenforscher dazu anregen, gemeinsam an der Lösung aller Rätsel um die Klinte und Klimpe in Ostfalen weiterzuarbeiten!

¹⁾ Edward Schröder: Deutsche Namenkunde. 2. Aufl. Göttingen 1944, S. 317 ff. — ²⁾ Heinrich Meier: Die Straßennamen der Stadt Braunschweig. Wolfenbüttel 1904, S. 14 f., 58, 85 f. u. 102 f. — ³⁾ Walther Grosse: Geschichte der Stadt und Grafschaft Wernigerode in ihren Forst-, Flur- und Straßennamen. Wernigerode 1929, S. 40, 87, 90, 115, 138. — ⁴⁾ Richard Wieries: Geschichte des Amtes Harzburg nach seinen Forst-, Flur- und Straßennamen. 2. Aufl. Braunschweig 1937, S. 69, 93 u. 105. — ⁵⁾ Flurnamenarchiv des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz, aufbewahrt im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum in Braunschweig. — ⁶⁾ Werner Flehsig: Ostfälische Volkstumsgrenzen im Lichte der Dialekt- und Flurnamengeographie (in: Braunschweigische Heimat, 36. Jahrg. 1950, S. 53—89); hier S. 85 f. — ⁷⁾ Karl Bischoff: Elbstfälische Studien. Halle 1954; hier S. 87—90. — ⁸⁾ Paul Alpers und Friedrich Barescheer: Celler Flurnamen-

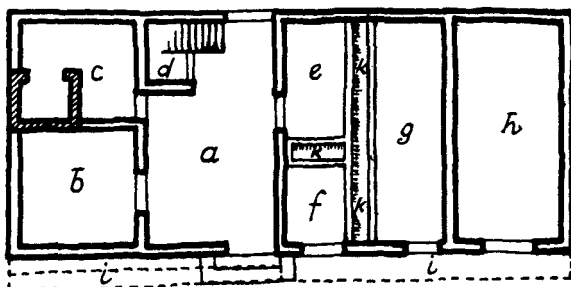
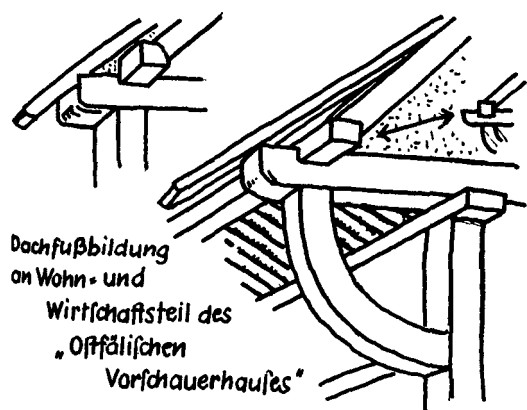
buch: Celle 1952, S. 136 und öfter. — ⁹⁾ Kurt Heckscher: Die Volkskunde des Kreises Neustadt. Hannover 1930, S. 249 ff. — ¹⁰⁾ Eine Abschrift dieser handschriftlichen Sammlung stellte Dr. Albert Hansen in Eilsleben großzügig dem Braunschw. Landesmuseum zur Verfügung. — ¹¹⁾ Eine Abschrift des Namenregisters seiner noch ungedruckten Dissertation verdankt das Braunschw. Landesmuseum dem Verfasser Dr. Werner Burghardt in Recklinghausen. — ¹²⁾ Für diesen Hinweis danke ich Dr. Franz Niquet, dem Leiter der vorgeschichtlichen Abteilung am Braunschw. Landesmuseum f. Geschichte u. Volkstum.

Vom ostfälischen Bauernhause und einem alten Fachwerkbau in der Stadt Braunschweig

von Rudolf Fricke

Unter den letzthin in unserer Zeitschrift veröffentlichten wissenschaftlichen Abhandlungen gebührt den Forschungen von Gerhard Eitzens über die Bauernhäuser des nördlichen Braunschweiger Landes größte Beachtung. Nie zuvor sind derart genaue Untersuchungen bei uns vorgenommen worden, auch nicht in der 1895 bzw. 1901 erschienenen „Braunschweiger Volkskunde“ von Richard Andree, dem doch der Ruhm gebührt, mit seinem Werk grundlegende Arbeit geleistet zu haben. Im Vorwort zur ersten Auflage ist der dringliche Hinweis enthalten, daß in Ansehung der umstürzenden und einebnenden Zeitverhältnisse auf volks- und heimatkundlichem Gebiet die Notwendigkeit bestehe, zu retten was noch zu retten sei. Was nun auch immer innerhalb der inzwischen verstrichenen 60 Jahre zum Weiterbau des Andreeschen Werkes geschehen sein mag: Das heimische Bauernhaus blieb forschungsmäßig weitgehend unbeachtet. Man begnügte sich mit dem, was Andree einst darüber niedergelegt hatte. Leider weist selbst dieses einen merkwürdigen Mangel auf, der in der — nicht nur bei Andree zu vermerkenden — Bevorzugung des nördlichen Hallenhauses als „Niedersachsen“-Haus besteht und sachlich keineswegs zu rechtfertigen ist. Dessen Grenze verläuft längs einer von Südwesten nach Nordosten dahinziehenden Linie, auf der auch die Stadt Braunschweig liegt. Südlich davon aber sind bis zum Harz (und darüber hinaus) mitteldeutsche Häuser und Hofanlagen von jeher heimisch gewesen. Sie wurden von Andree als „thüringisch“ bezeichnet. Diese Bezeichnung — wie auch die des nördlichen Hallenhauses als „Sachsenhaus“ — geht von der Voraussetzung aus, daß Hausbau und Stammeseigenart eng miteinander verbunden sind. Das soll nun keinesfalls bestritten werden, jedoch darf die mitbestimmende Macht wirtschaftlicher Faktoren nicht völlig außer Acht gelassen werden. Ein solcher Faktor aber ist schon die Bodenbeschaffenheit des Ackers, und durch sie kamen schon vor undenklichen Zeiten in unserer durch Volkstum, Sprache, Sitten und Gebräuche weitgehend einheitlichen Landschaft Ostfalen zwei verschiedene Hausformen in Gebrauch. Die Grenzlinie zwischen dem den mitteldeutschen Hausformen des intensiven Ackerbaues und dem Weidewirtschaftshaus des Nordens entspricht durchaus der des fruchtbaren Ackerlandes und vor dem Harz gegen die einstmals nur wenig bestellten Sandgebiete der Heide. Das mitteldeutsche Haus nimmt also den wirtschaftlich wichtigsten Teil des früheren Herzogtums Braunschweig ein. Um so weniger begreiflich erscheint seine Hintansetzung bereits in der „Braunschweiger Volkskunde“. Während dort dem „Sächsischen“ Hause über 17 Seiten Text mit 15 Abbildungen und Rissen gewidmet sind, wird das „Thüringische“ Haus mit 5½ Seiten und 5 Abbildungen abgetan. Auch in den

volkskundlichen Sammlungen unserer Museen, deren schönste und reichste Trachtenstücke meist dem Gebiete des mitteldeutschen Hauses entstammen, ist dieses nicht seiner wahren Bedeutung entsprechend gewürdigt, dem nördlichen Hallenhaus aber ein ihm nicht gebührender Vorrang eingeräumt. So hat — vielleicht unter dem Eindruck der stattlichen Erscheinung des sogenannten „Niedersachsenhauses“ und einer ihm verbundenen nördlich ausgerichteten Stammesschwärmerei — eine wissenschaftlich nicht vertretbare Vernachlässigung des mitteldeutschen (und im engeren Sinne eigentlich braunschweigischen) Hauses stattgefunden. Diese Tatsache mutet um so sonderbarer an, als auch die Stadt Braunschweig — wie alle südniedersächsischen Städte — mit ihren geschichtlichen Fachwerkbauten unzweifelhaft dem Bereich der mitteldeutschen querdieiligen



Grundriß des Hauses Kl. Schöppenstedt Nr. 2
(Wirtschaftsteil bereits gekürzt)

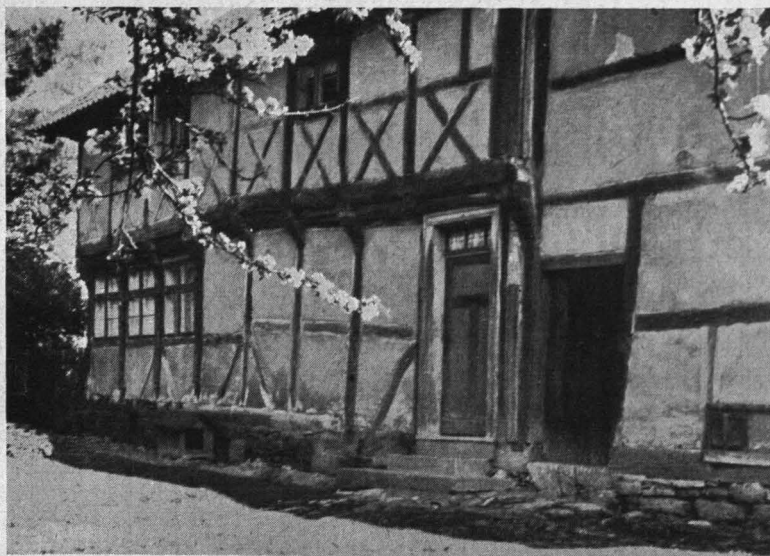
- | | | |
|-----------|----------------|----------------------|
| a) Diele | e) Futterraum | h) Diele m. darüber- |
| b) Stube | f) Pferdestall | liegendem Banse- |
| c) Küche | g) Kuhstall | raum |
| d) Kammer | k) Krippen | |

Traufenfronten, nicht aber dem des giebelständigen Längsdielenhauses seit mindestens einem halben Jahrtausend angehört. Sich endlich der Erforschung des bisher zu Unrecht vernachlässigten, volkskundlich durchaus wichtigen südostfälischen Bauernhauses anzunehmen, scheint um so mehr ein Gebot der Stunde, als weit stärkere denn die von Richard Andree beobachteten Umwälzungen das noch Erhaltene bedrohen. Dem, der sich einer solchen Aufgabe ernstlich widmen will, bietet sich ein weites Betätigungsfeld, ja, die Arbeit eines Einzelnen dürfte nicht ausreichen, die zahlreich abgewandelten Typen des mitteldeutschen Hauses in unsrem Raum in der ihnen noch verbleibenden Frist zu erfassen. Das zeigte schon die erste bildmäßige Bestandsaufnahme aller vor 1850 erbauten Bauernhäuser des Landes Braunschweig, die W. Flechsig mit Hilfe des Photographen R. Rieger in den Jahren 1939 bis 1943 durchführte (vgl. die Berichte in der „Braunschweigischen Heimat“ 1941 S. 102—110 und 1942, S. 3—10). Daß eine eingehende bautechnische und baugeschichtliche Untersuchung aller dieser Häuser mit der Sorgfalt eines Gerhard Eitzen geschehe, vielleicht sogar unter seiner tätigen Mit-hilfe, ist dringend zu wünschen.

Daß nun der mitteldeutsche Hausbau nicht weniger bau- und kulturgeschichtliche Werte birgt als das nördliche Hallen-(Längsdielen-, Niedersachsen-)haus, soll hier durch kurze Behandlung einiger zum gleichen Typus gehörender Häuser,

die im Stadtgebiet Braunschweigs oder doch in dessen unmittelbarer Nähe liegen, aufgezeigt werden. Es geschieht ohne Anspruch auf lückenlose Vollkommenheit der Beschreibung und vorbehaltlich künftiger, weiterreichender Erkenntnisse.

Unter den in unserer Heimat vorkommenden mitteldeutschen Hausformen muß eine in der Modellsammlung des Niedersächsischen Heimatmuseums, Hannover vertretene als besonders altertümlich hervorgehoben werden. Es handelt sich um das von W. Flechsig zuerst sachlich richtig bezeichnete „Ostfälische Vorschauerhaus“, von P. J. Meier wenig glücklich „Erkeroder Typus“ genannt. Das durchgehend zweigeschossige Ostfälische Vorschauerhaus ist ein



Haus Nr. ass. 2 von 1727 in Klein Schöppenstedt, Landkreis Braunschweig Aufn. R. Fricke

„Einhaus“, umfaßt also wie das sogenannte Niedersachsenhaus, Wohnung, Stall und Scheune unter einem gemeinsamen Dach, ist jedoch ein „traufenständiges“ Querdielengebäude. Der Wohnteil (Feuerspann) steht — zumindest mit der nur hofseitigen Vorkragung seines Obergeschosses — gegen den Wirtschaftsteil mehr oder weniger vor, so daß vor dem letzteren (unter gemeinsamem Dach) jenes Vorschauer gebildet wird, dem dieser Haustyp seinen Namen verdankt. Zwischen Wirtschaftsteil und Feuerspann befindet sich die Diele mit Haustür und Ausgang zum Garten hinter dem Hause. Vermutlich spielte sie in alter Zeit (vor Aufkommen des später angefügten Feuerspanns) als Wohnstätte mit Feuerstelle die gleiche Rolle wie das „Flet“ des nördlichen Hallenhauses. Gelegentliches Vorkommen einer unter dem Dach verborgenen dritten Giebelwand (Sicke) kann als Relikt jener Zeit gedeutet werden, mag aber auch als Maßnahme gegen Funkenflug aus der alten Feuerstätte (schornsteinlos) zu werten sein. Auffallend ist die weite Stellung der von der Grundschwelle bis zum Dach durchgehenden Ständer im Wirtschaftsteil des Hauses, die der entwicklungsgeschichtlich jüngere (und städtisch-modisch beeinflusste) Wohnteil nicht aufweist. Die Anfügung dieses „Feuerspanns“ an den ursprünglichen Hauskörper wird von manchen Forschern in

relativ späte Zeiten gesetzt, liegt aber, wie G. Eitzen auch für das Hallenhaus unserer Gegend annimmt, beim Ostfälischen Vorschauerhaus ebenfalls weiter zurück. In Sickinge, das noch eine erhebliche Zahl dieser Bauten aufweisen kann, befinden sich solche mit Schmuckformen, die — auch unter Berücksichtigung konservativen Nachschaffens von der Hand des ländlichen Zimmermanns — mit einiger Vorsicht noch ins 16. Jahrhundert gewiesen werden können. Die größte Altertümlichkeit des Gefüges besteht außer in den weitgestellten Ständern des Wirtschaftsteiles im Aufbau des Vorschauer-Dachüberstandes mit seinen Sparrenfüßen in Schwalbenschwanzschnitt für das einstige Strohdach. Die Dachschwelle, im vorgeschobenen Balken (mit Kopfband) versenkt gelagert, nimmt den Druck des Sparrens auf. Der offene Raum zwischen Dachschwelle, Balkenköpfen und Rähmholz wird durch Wellerhölzer geschlossen. Die den Wirtschaftsteil in zwei Geschosse teilenden Balken sind — ein konstruktiver Rückschritt — häufig den Querriegeln der Außenwände aufgelegt; wo sie den Ständern regulär verbunden wurden, erscheinen die Zapfen nicht mehr wie in den Zeiten der alten niederdeutschen Zugbalkenkonstruktion an den Außenwänden, sondern verbleiben unsichtbar im Ständer.

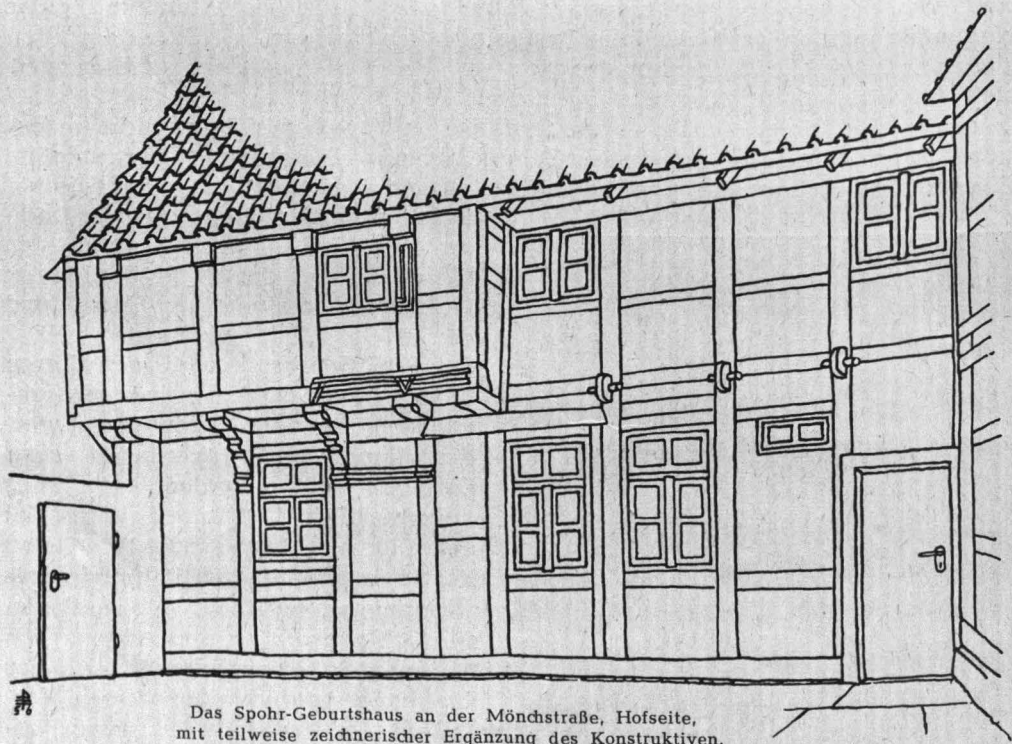
Leider sind viele der stadtnahen Ostfälischen Vorschauerhäuser nicht im Zustand ihrer Errichtung auf unsere Zeit gekommen. Die innere Gliederung im Wirtschaftsteil ist wohl nirgend unangetastet geblieben. Mit dem Verschwinden



Ehemalige Stirnseite des heutigen Spohr-Geburts-
hauses mit Fachwerkfries d. 1. Hälfte des 15. Jh. am
„Wohnteil“. — Rechts „Dielen“-Teil mit altertüm-
licher Durchzapfung.

des Strohdaches änderte sich der Dachstuhl, so bei dem 1663 errichteten Hause Melverode Nr. 6 (Modell im Nieders. Heimatmuseum Hann.) und dem Hause Kl. Schöppenstedt Nr. 2 von 1727. Feuerstätten, die den älteren Zustand vor Einziehen von Schornsteinen wenigstens ahnen lassen, werden kaum noch zu finden sein. Dennoch ist außerdem viel des volkscundlich Wichtigen erhalten. Bei den Häusern Melverode Nr. 6 und Kl. Schöppenstedt Nr. 2 sind entwicklungsgeschichtlich bemerkenswerte Vorgänge zu beobachten. Am Melveroder Hause erstreckt sich der Überhang (wie bei allen älteren Vertretern des Vorschauerhaustypus) allein auf den Wohnteil, in Kl. Schöppenstedt greift er auch auf den Teil des Hauses über, der die Diele enthält. Das Gesamtgebäude erhält somit ein stattlicheres Aussehen, aber der ehemalige Überstand des Wohnteiles gegen den Wirtschaftsteil im Grundriß ist nicht mehr vorhanden. Solche Vorgänge des Wachsens oder Schwindens stehen häufig am Anfang oder Ende

einer Entwicklung, und wahrscheinlich war der erste, dem noch urtümlichen Ostfaltenhause angefügte „Feuerspann“ in dessen Grundriß bündig einbezogen. Das scheint durch den Befund eines erst jetzt im Weichbild der Stadt Braunschweig entdeckten Architekturrestes aus der Zeit um 1500 bestätigt zu werden, der wohl als der älteste erhaltene Bestandteil eines ostfälischen Bauernhauses anzusprechen ist. Aber ein Bauernhaus in der hansischen Großstadt? Nun, die Sache gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man weiß, daß das Haus seine Front ehemals dem Klosterhofe St. Ägidien, dem heutigen Spohrplatz, zuwandte. Es mag des Klostervogtes „Dienstwohnung“ gewesen sein, das Geburtshaus des Komponisten Ludwig Spohr, Spohrplatz Nr. 7. Freilich, im Verlauf der Jahrhunderte mußte es viel über sich ergehen lassen und hat von seinem ursprünglichen Zustande nur noch die Außenwände von Feuerspann und Diele, — nicht ohne Schaden —, bewahrt. Dennoch bieten sich dem, der den Hof des Grundstückes Spohrplatz Nr. 7 betritt,



Das Spohr-Geburtshaus an der Mönchstraße, Hofseite, mit teilweise zeichnerischer Ergänzung des Konstruktiven.

Zu unseren Kunstdrucktafeln

Wir begannen im vorigen Hefte mit der Beigabe einer Folge von je 4 Kunstdrucktafeln, auf denen, unabhängig von einem Aufsatz, nach und nach die geschichtlich und künstlerisch bedeutsamsten alten Bauwerke des Braunschweiger Landes mit ihren wichtigsten Ausstattungsstücken im Bilde vorgeführt werden sollen. Wir wollen damit allen Heimatfreunden, die nicht die längst vergriffenen Inventarbände der „Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig“ von P. J. Meier und K. Steinacker besitzen, eine erste Anschauung von diesen Kulturwerten vermitteln und dadurch zu einer eingehenderen Beschäftigung mit ihnen anregen.

Blick auf die
Zisterzienser-Klosterkirche
vom Innenhof aus.



Das wiederhergestellte
Laienrefektorium
in Mariental.

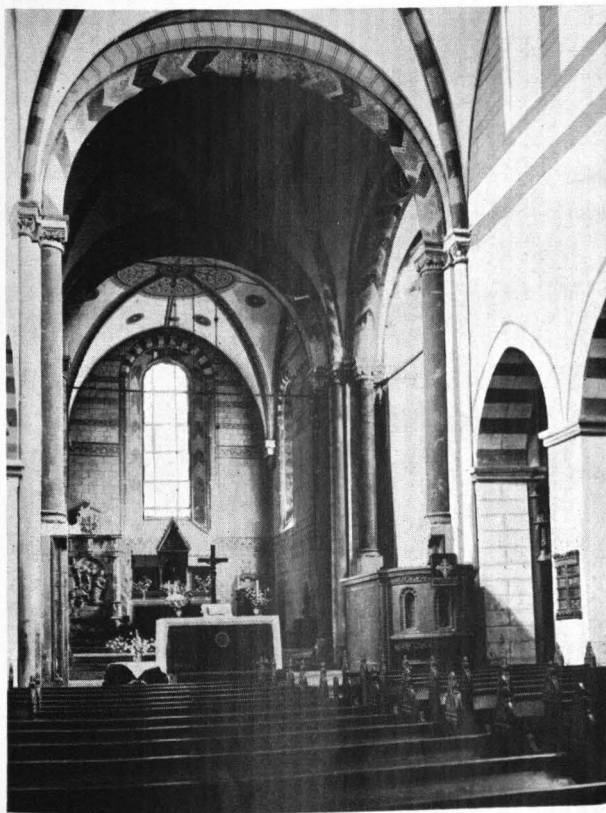
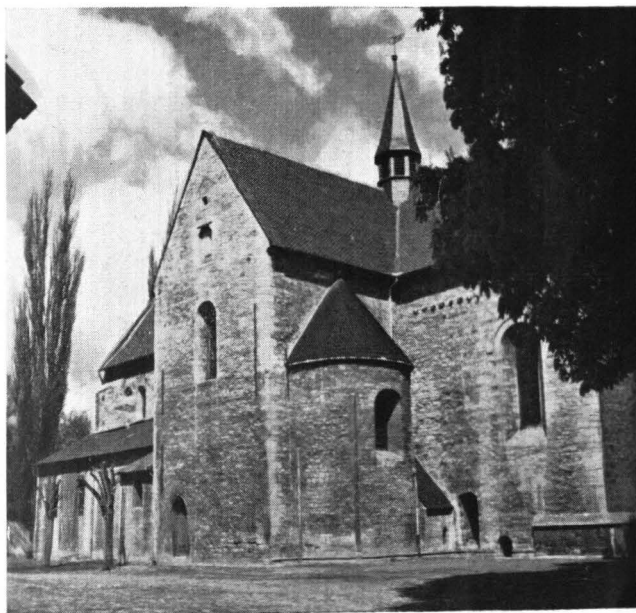


Der Kapitelsaal im Westflügel des Klosters Mariental.



Der aus Kalkstein hergestellte Taufstein in der Süpplingenburger Stiftskirche. Ursprünglich stand dieser Taufstein in der abgebrochenen Peterskirche. An der Schale Renaissancebandwerk und die Wappen der Stifter (Anton von Warberg, † 1583, und Gemahlin Gertrud von Veltheim).

Blick auf die
Stiftskirche zu Süplingenburg
vom Südosten her.



Das Innere der Süplingenburger
Stiftskirche.

Tafel IV



Burg Neuhaus. 1372 beurkundet Herzog Magnus, daß zum Bau dieser Burg, die er zur Hälfte zu bezahlen habe, ihm die Stadt Braunschweig eine Summe Geldes hergegeben habe.



Blick von der
Parkseite auf das
Schloß Wolfsburg.

noch genug der Altertumsmerkmale an Zierat und Gefüge. Wie bei den vorbeschriebenen jüngeren Bauten sieht man auf gemeinsamer Grundschwelle einen Hausteil mit Überhang des Obergeschosses neben einem solchen mit von der Grundschwelle zum Dach durchgehenden Ständern. Diese enthalten über dem Erdgeschoß noch die unzweifelhaften Spuren jenes niederdeutschen Ankerbalkengefüges, das beim Braunschweiger Bürgerhause bis gegen 1490 nur noch in hofseitigen oberen Stockwerken und als Zubehör des Dachgefüges, nicht mehr jedoch über Erdgeschoss, in Gebrauch war. Die oberen Enden der durchgehenden Ständer unseres Hauses sind von Brettern verdeckt und lassen dort keine Spuren einstiger Durchzapfungen erkennen. Das Dach ist jedoch — zuletzt durch Kriegseinwirkung — mehrfach verändert. Vermutlich lagen hier einst auf einem (die Ständer verbindenden) Rähmholz die das Vorschauer bildenden Balken. Beim Wohnteil bezeugen erhaltene Profile, Balkenköpfe, Knaggen und Schwellenzierat (Trapezfries) die Zeit um 1500 (älteste Datierung früher am Alten Petritore 17 von 1498), ebenso die unter der Dachtraufe vorhandenen, nur wenig vorstehenden rechteckigen Balkenköpfe. Sie sind als Merkmal einer Übergangskonstruktion *) in der Stadt nach 1500 nicht mehr zu belegen, bleiben jedoch auf dem Lande noch lange üblich. Auffallend ist die städtisch-enge Stellung der Ständer auch des Dielenteiles. Sie wird ein Zugeständnis an stadteigene Baugewohnheiten sein, deren man sich auf dem Lande gern bediente, aber auch eigene Gepflogenheiten gelegentlich in die Stadt mitbrachte, allerdings meist nur in deren geistliche Konklaven. Mehr über diese Dinge zu sagen, mag späteren Ausführungen vorbehalten bleiben. Für dieses Mal soll nun das Geburtshaus Ludwig Spohrs als „ältestes Bauernhaus unserer Landschaft“ im einstigen Klosterhof von St. Ägidien die Richtigkeit dieser Behauptung belegen. Es sei in doppelter Hinsicht allen denkmalpflegerisch tätigen Stellen empfohlen: Als Geburtshaus eines bedeutenden Geigers und Komponisten und als eigenartiges baugeschichtliches Altertum.

¹⁾ s. Andree, Br. Volksk. S. 192, Fußnote 2 betr. handschriftl. Dorfbeschreibung von Woltwiesche 1749 u. s. w.

*) Siehe: Rudolf Fricke, Braunschweiger Fachwerk um 1490, Br. Heimat 1949, S. 30—34.

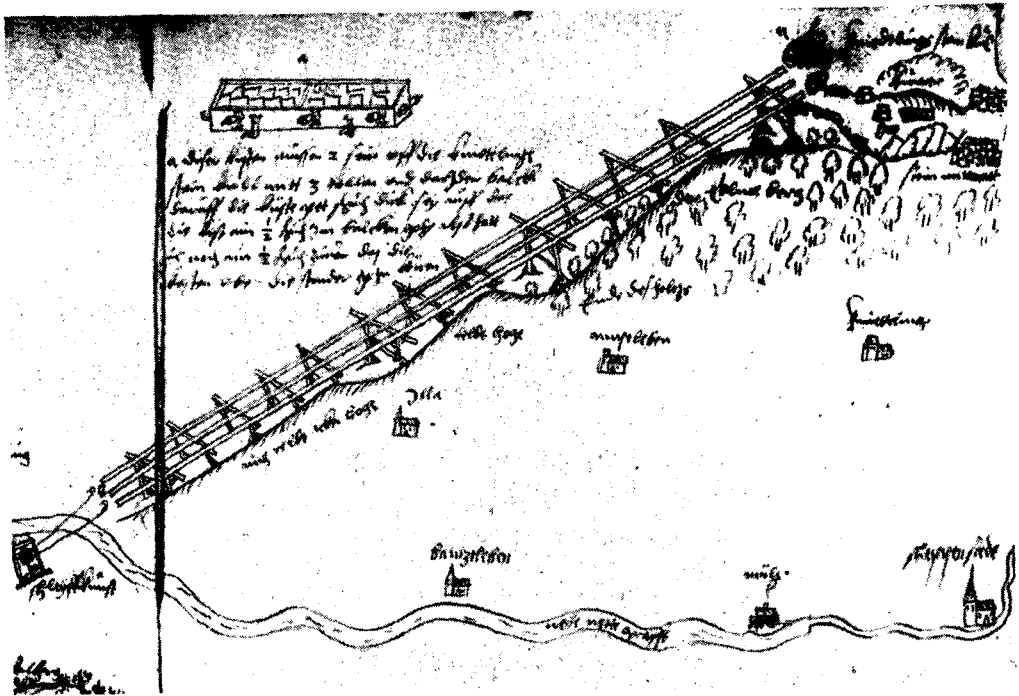
Instrumentenbuch des Herzogs Julius von Braunschweig für die herzoglichen Steinbrüche 1575

von Heinz Röhr

Von Herzog Julius von Braunschweig (1568—89) ist bekannt, daß er die wirtschaftliche Entwicklung des Landes sehr gefördert hat. Seine besondere Vorliebe galt dem Berg- und Hüttenwesen. Aber auch für die Steinbrüche seines Landes hat er sich sehr interessiert. Ein eindrucksvolles Beispiel dafür bildet das Instrumentenbuch des Herzogs für die herzoglichen Steinbrüche aus dem Jahre 1575, das das Niedersächsische Staatsarchiv Wolfenbüttel verwahrt (L Alt. Abt. 2 A 1 IV Nr. 245).

Es gibt, wie in der Einleitung ausgeführt wird, ein „Verzeichnis, was Wir, von Gottes Gnaden, Julius, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, auf unseren Steinkuhlen, so Wir dieselben den 21. Mai 1573 selbst in Besichtigung genommen, für Mangel an Instrumenten und Verordnung, auch Beschwerung der Dienste im Auf- und Abladen der Steine,

so zu unserer Feste geführt werden, befunden.“ Im einzelnen werden folgende notwendigen Instrumente für den Betrieb in den Steinbrüchen aufgeführt: „Starke Schleiffen und beschlagene und aufs beständigste gefertigte Laufwalzen oder Laufrollen von Messing oder Eisen“, Bierleitern, Schragen, „damit man auf den Wagen desto besser laden kann“, eiserne Ketten und Hakenwinden, Schnellwinden, Kräne, Quirlhaken mit Wirbeln, Wagen mit „langen, starken, beschlagenen, vierkantigen Schalen“, Haspeln, Hebezeuge, „damit man bequemlich ohne beschwerliche Arbeit auf- und abladen mag“, Hebebäume, Brecheisen verschiedener Größe, hölzerne Schlagen, eiserne Keile, große Hebezapfen und Hebehaken. Sämtliche Instrumente sind beschrieben, zum Teil auch in ihrer Wirkungsweise erklärt. Zur Veranschaulichung sind zahlreiche Skizzen, teils



Entwurf des Herzogs Julius für die „Gleitkunst“ zum Transport der Steine vom Elm zur Altenau

sogar farbige Stiche beigegeben. Besonders interessant ist die Darstellung einer vom Herzog selbst erfundenen Maschine, von der folgende Beschreibung gegeben wird: „Das neue Instrument, damit man Kalk ohne große Mühe durch zwei Personen, da sonst fünfundfünfzig müßten zu gebrauchen werden, kann bereiten, haben Wir, Julius, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, den 13. September 1573, durch fleißiges Nachtrachten unserem Unternehmen zum Besten selbst erfunden, demnach durch dieses Instrument drei- undfünfzig Personen einsparen und zu anderer Arbeit gebrauchen können.“

Aufschlußreich sind auch die Anweisungen des Herzogs an seine leitenden Beamten und Baufachleute (Großvögte, Amtmänner, oberste Zeug- und Baumeister, Schmiede- und Zimmermeister, Maurer- und Werkmeister usw.) vom 6. August 1573. Er fordert sie darin auf, genaue Angaben über die vorhandenen Steinbrüche zu machen. Gemeldet soll vor allem, wie mächtig der Stein, wie stark

der Abraum und wie weit der Steinbruch von Wolfenbüttel entfernt sei. Auch die alten, stillgelegten Steinkuhlen sollen erfaßt werden. Als herzoglicher Bauschreiber, der die Meldungen entgegenzunehmen hat, wird dabei der bekannte Baumeister Paul Franke genannt. Es soll ferner beratschlagt werden, wie die Nette (Altenau) umgeleitet und aufgestaut werden könne, damit die Steine darauf transportiert und über die Oker nach Wolfenbüttel gebracht werden können. Eine Zeichnung verdeutlicht die Pläne des Herzogs über den Transport der Steine mit Hilfe der „Gleitskunst“ vom Elm bzw. vom Oesel zur „neuen Nette“ und von dort weiter zur Oker. Um die Schifffahrt auf der Oker und Nette auch in der trockenen Jahreszeit zu ermöglichen, war die Anlage eines großen Teiches zum Aufstauen des Wassers vorgesehen. Auf den Steinkuhlen sollten je eine Hufschmiede und ein Pferdestall, Schuppen zum Lagern der gebrochenen Steine und Werkstätten, um die Steine „aus dem gröbsten behauen zu können“, errichtet werden. „Desgleichen ein Krug bei der Kneitlingskuhle und etzliche verschiedentlich notwendige Pferdestallung neben etzlichen Stuben und Kammern für die Dienstleute, gleichfalls ein Backofen, so daß zu gedachtem Orte eine Wohnung und Haushaltung errichtet werde ohne unseren Schaden und Abgang anderer Regalien, darin neben den Dienstleuten auch die Steinmetzen, Steinheber und Steinbrecher, weil sonst kein Dorf daselbst in der Nähe liegt, zu Nachtzeiten ihr Lager haben mögen“. Steinkuhlen sollten nicht nur im Sommer, sondern besonders im Winter, „wo sich die Steine wegen der Kälte besser voneinander spalten und Werkstücke sich leichtlicher brechen lassen“, gemacht werden. Das sei auch deshalb notwendig, damit die benötigten Leute in der Saat-, Ernte- und Düngerzeit verschont oder zu Mist- und Mergelfahrten gebraucht werden könnten. Die Kalköfen sollten ebenfalls im Sommer und im Winter brennen. Der Herzog weist in diesem Zusammenhang auf eigene Beobachtungen in Frankreich, Belgien, Schlesien und im Vogtland hin. Auch ein Malstock und ein Richtscheit zum Messen der Steine müsse auf jeder Steinkuhle vorhanden sein.

Waren die Bergstädte des Oberharzes Zufluchtsstätten für Diebe und Mörder?

von Herbert Lommatzsch

In den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts führte die Absicht der am Besitz des Westharzes beteiligten Landesherrschaften, die dortigen Erzlager auszubeuten, zur Gründung der sieben Bergstädte des Oberharzes (Grund, Wildemann, Zellerfeld, Lautenthal, Clausthal, St. Andreasberg). Um die für den Bergbau benötigten Bergleute zur Aufgabe ihrer bisherigen Wohnsitze, die vielfach im östlichen Erzgebirge lagen, zu veranlassen, wurden ihnen besondere Vorrechte in Aussicht gestellt (Wochenmarkt, Steuerfreiheit, Freiheit vom Hofdienst, Recht zu backen, brauen, schlachten, Bier auszuschänken, Holz zu schlagen usw.). Diese Vorrechte wurden den Bergstädten in den sogenannten Bergfreiheiten garantiert.

Wenn man als Vortragender vor Kurgästen, Geschichtsvereinen usw. auf diese Besiedlung des Oberharzes und die Bergfreiheiten zu sprechen kommt, dann wird gewöhnlich von den Zuhörern folgendes vorgebracht: „Ist es richtig, daß in den Bergfreiheiten einige Artikel vorhanden sind, durch die Verbrechern Straffreiheit

zugesichert wurde, wenn sie sich dazu entschlossen, den unwirtlichen Harz aufzusuchen und sich in den Bergstädten niederzulassen?" oder: „Trifft es zu, daß sich die Bevölkerung der Bergstädte zu einem wesentlichen Teil aus Verbrechern zusammensetzte, die entweder zwangsweise oder durch Versprechungen auf den Harz gebracht wurden?“

Die nachstehende Betrachtung soll sich nun mit der Klärung dieser Frage einmal an Hand eines Vergleiches einer Reihe von Bergfreiheiten beschäftigen, die von den Herzögen von Braunschweig-Wolfenbüttel den Bergstädten Grund, Wildemann und Zellerfeld in den Jahren 1524 bis 1613 gegeben worden sind. Dabei wird außerdem noch eine bisher kaum bekannte Bergfreiheit für die (nie gegründete) Bergstadt „Julius Rammelsbergfreiheit“ unmittelbar bei Goslar aus dem Jahre 1572 mit herangezogen werden.

Die braunschweigisch-wolfenbüttelschen Bergfreiheiten zerfallen in zwei zeitlich voneinander zu trennende Gruppen, die Bergfreiheiten von 1524 bis 1532 und die nach 1553 erlassenen Bergfreiheiten.

Die zweite Gruppe, die mit der für Zellerfeld, Wildemann und Grund erlassenen Bergfreiheit von 1553 beginnen, weisen gegenüber den Bergfreiheiten von 1524 und 1532 wesentliche Ergänzungen und Erweiterungen auf. Viele dieser Ergänzungen bedeuten eine Verbesserung für die Hinzuziehenden, andere Bestimmungen bedeuten aber auch Einschränkungen.

Die eigenartigsten Zusätze, welche die Bergfreiheit von 1553 und ihr im wesentlichen wörtlich folgend die späteren Bergfreiheiten aufweisen, sind folgende beiden Artikel:

„Es sollen auch alle, die sich auff vnnseren bergksetten wesentlich wenden Und Niederlassen oder ßunst bergkwerck bawen wurden, auch *s c h u l d t**, die in vnnseren Fürstenthumb Braunschweig oder daselbst *n i c h t t* gemacht, mitt keiner gerichtts hülf zu der bezalung gezwungen, genöttigett, auch nicht auffgehalten oder gehemptt werden.“

„Desgleichen die Jenigen, so nitt vorsetzlich vnd etwa durch Nottwehr zu einem Todtschlage kommen, sollen auch der ortt gesichert sein.“

Friedrich Günther, dem der erste Abdruck der Bergfreiheiten von 1524 bis 1613 zu verdanken ist, gibt in seinen allgemeinen Texterläuterungen auf S. 263 f. a. a. O. den Sinn dieser beiden Artikel folgendermaßen wieder:

„Schulden, die ein Zuziehender im Braunschweigischen oder anderswo gemacht hat, können mit keiner Gerichtshülfe beigetrieben werden. Auch sollen die Bergstädte Freistätten für solche sein, die in der Notwehr oder sonst unvorsätzlich einen Totschlag begangen haben.“ Von diesen Erläuterungen ist die erste offensichtlich falsch, der Artikel besagt vielmehr, daß nur Schulden, die *n i c h t* im Braunschweigischen oder auf den Bergstädten (daselbst) gemacht worden sind, nicht mit Gerichtshilfe eingetrieben werden können.

In dieser richtigen Fassung bedeutet allerdings dieser Artikel einen erheblichen Anreiz für Bergleute, die in einem nichtbraunschweigischen Staatswesen verschuldet waren und die sich nun auf den Bergstädten einer gerichtlichen Verfolgung entziehen konnten. Man möchte aber fast meinen, daß sich diese Zusicherung fast wie ein Freibrief für die Bergleute ausnimmt, die in der benach-

barten und erst 1552 durch den Riechenberger Vertrag von Heinrich dem Jüngeren schwer geschädigten Reichsstadt Goslar einkauften und nicht bezahlten.

Eigenartig berührt in diesem Zusammenhang, daß die Bergfreiheit von 1613 einen Zusatz erhält, der bestimmt, jeder könne wieder wegziehen, aber erst nachdem er die Schulden, die er auf dem Bergwerk gemacht habe, abgetragen habe.

Der zweite Absatz aber, der davon spricht, daß diejenigen, die einen Totschlag in Notwehr begangen haben, nicht aus den Bergstädten verwiesen werden, zeigt, daß man, so großzügig man gegenüber den zivilrechtlich zu verfolgenden Schulden sich verhielt, strafrechtlich und gegen Verbrecher keinerlei Großherzigkeit zu zeigen gewillt war. Er beweist, daß man nur die aufnahm, die ihre Unschuld, d. h. die *Notwehr*, nachweisen konnten.

Die Richtigkeit dieser Auslegung zeigt der Wortlaut einer Bergfreiheit, die deshalb eigenartig ist, weil sie für eine Bergstadt erlassen wurde, die niemals gebaut worden ist.

Auch die Planung dieser Bergstadt steht in Zusammenhang mit dem Streit zwischen den Herzögen von Braunschweig-Wolfenbüttel und der Reichsstadt Goslar.

Um den Rammelsberger Bergbau und die dort beschäftigten Bergleute völlig in die Hand zu bekommen, hatte schon Heinrich der Jüngere um das Jahr 1554 geplant, eine eigene Bergstadt unmittelbar neben Goslar zu bauen. Er hatte auch bereits seinen Beamten Auftrag gegeben, einen Stadtplan zu entwerfen, wobei die Stadt Marienberg in Sachsen (Erzgebirge) zum Vorbild genommen worden war. Dieser Plan gelangte nicht zur Ausführung. Er wurde aber im Jahre 1571 wieder von dem Sohne Heinrichs, dem Herzog Julius, aufgenommen. Entgegen den Vorschlägen seiner Beamten, die ihm den Bau einer kleinen Bergstadt von 50 Häusern bei dem Herzberg vorschlugen, weil dort genug Wasser vorhanden sei, entschied sich Julius für einen Platz unter dem Petersberge. Die neue Bergstadt sollte „Julius Rammelsbergfreiheit“ heißen. Sie ist aber nicht gebaut worden, weil sich die Goslarer entschlossen, lieber alle Forderungen des Herzogs zu erfüllen, als sich eine solche Konkurrenz vor die Nase setzen zu lassen.

Geblichen aber ist die für diese Traumstadt erlassene Bergfreiheit vom 6. Mai 1572.

Herzog Julius begründet den Bau der Bergstadt damit, daß die Goslarer nicht gestatten wollen, in „Irer Stadt also stattlich den Schwefel zu leggen“ und dann damit, daß man sonst die Bergburschen nicht in Zucht und Gehorsam nach der Bergordnung halten könne.

Nachdem diese Bergfreiheit den zukünftigen Bewohnern große Freiheiten einräumt — so bestimmt ein Absatz: „doch da Jemandts Schwanger Weiber hette, die zu solchem Fischen (d. h. zur Forellenfischerei) lust gewönne, und bey unseren verwalter oder Fischer darumb angehalten, sollen ime auf Quittantz die notturft Jedesmalss gefolget und vergünstiget werden“ — heißt es:

Wenn sich jemand niederlassen würde, der außerhalb dieses Fürstentums Schulden halber habe weichen müssen, der oder dieselbe sollten solcher Schulden halber, wie dies auf den anderen umliegenden Bergwerken gebräuchlich sei, „gefreitt sein“, nicht aber Räuber, Mörder, Diebe, Totschläger, Kirchenbrecher, oder andere, die sich nicht nach „unseren“ oder anderen christlichen Kirchen-

ordnungen, die erlassen und angenommen worden sind, verhalten. Wer aber zu einem „unversehentlichen“ Totschlage verursacht worden sei und eine Notwehr nachweisen könne, der soll auch diese Freiheit genießen, wie sich das zu Recht gebührt.

Damit ist wohl nachgewiesen, daß die Landesherren keineswegs Verbrecher anlockten, weil sie an Bergleuten Mangel litten, sondern daß sie im Gegenteil alles daransetzten, um nur solche Arbeitskräfte zu erhalten, die auch das bürgerliche Leben der Bergstädte nicht gefährdeten.

Benutzte Literatur: Friedrich Günther, Die Bergfreiheiten des früheren Kommunion-Oberharzes und ihre Geschichte, (Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde, 39. Jg. 1906, S. 256—307). — G. v. Salz, Die Territorialhoheit des braunschweigisch-lüneburgischen Fürstenhauses über den Harz, (Manuskript in der Bücherei des Oberbergamtes Clausthal XV D 134). Beide Abhandlungen mit Urkundenanhang.

*) In den späteren Bergfreiheiten steht: u m Schuld.

Die Luttersche Heerstraße und der Handel mit Duckstein-Bier nach dem Magdeburgischen

von Albert Hansen

Im Jahre 1780 entstand als Manuskript eines unbekannten Verfassers eine „Umständliche Topographie des 2. Districts des Magdeburgischen Holzkreises“, deren etwas gekürzter Inhalt in der Topographie des Herzogtums Magdeburg von Heineccius veröffentlicht wurde.

Jeder Ort hatte seine Poststraße anzugeben und die Entfernung von der nächsten Stadt. Im Abschnitt Kloster Marienborn ist berichtet: „Die Poststraße von Helmstedt nach Magdeburg gehet über Morsleben, $\frac{1}{4}$ (Meile) Weges von hier.

Die Heerstraße von Lutter nach Magdeburg passieren die Duckstein(bier)-wagens, desgl. einige Frachten zur Braunschweiger Messe.“

Es wird also unterschieden zwischen der Poststraße im obersten Allertal entlang, der heutigen Reichsstraße Nr. 1, und der Heerstraße nach Königslutter. Es läuft nun ein alter Höhenweg dicht südlich von Marienborn entlang über den 210 m hohen Rodenberg nach Harbke. Marienborn entstand ja einmal kurz vor 1200 als Hospiz und Herberge an der Kreuzung dieses Weges mit dem zwischen den beiden Dynastensitzen Sommerschenburg und Walbeck in dem früher dort gelegenen Dorfe Moordal.

Verfolgt man den Höhenweg weiter, so zielt er westlich der braunschweigischen Grenze, unter Umgehung Helmstedts, auf Runstedt, dann südlich am Elz vorbei auf Frellstedt — Königslutter. Harbke hatte ja eine nicht minder wichtige Zollstation als Morsleben, weil hier auch eine wichtige Nordsüdstraße von Lüneburg nach Leipzig führte. (Vgl. meinen Aufsatz: Der Frachtverkehr am Harbker Zoll, in den Magdeburgischen Geschichtsblättern 1931/32.)

In östlicher Richtung führte dieser Weg weiter über die Vitriolhütte und über das Zechenhaus nach Ummendorf. Nach Überschreiten der Aller gelangten die Reisenden über Eilsleben nach Ovelgünne. Der Abschnitt des Feldweges zwischen Ovelgünne — Dreileben heißt noch heute die Alte Heerstraße. Daß er über Dreileben führte, läßt das Hausbuch des Dreileber Amtes erkennen. Das Amt hat zwei Ducksteinfahrer, davon jeder 3—4 Spann Pferde (12—16 Tiere) hatte. Ein Vollbauer wird als Ackermann und Ducksteinführer bezeichnet. Hier befand sich also ein Wagenwechsel der Ducksteintransporte. Der weitere Weg lief über Comturei Bergen — Groß Rodensleben — Hohendodeleben — Magdeburg.

Die Rückfahrt wurde mit Magdeburger Stückgut bezahlt gemacht, das für die Braunschweiger Messe bestimmt war. Dieser Markt wurde schon früh von den Kaufleuten des Magdeburger Landes aufgesucht. So verschied im Jahre 1688 der Seehäuser Kaufmann „Herr“ Gottfried Contius, nachdem er auf der Braunschweiger Messe erkrankt war, auf der Rückfahrt im Dorfe Wefensleben, wo er, ein Dreißigjähriger, beerdigt werden mußte. Wenn Josef Winckler in seinem westfälischen Schelmenromane „Pumpnickel“ berichtet, die Magdeburger Landkaufhäuser wären erst von den reisenden westfälischen Leinwandhändlern begründet worden, so auch das Seehäuser, so stimmt das nicht ganz, Seehausen hatte damals schon mehrere angesehene Kaufleute, von denen gleich noch einmal die Rede sein soll.

Auch Seehausen schätzte das Ducksteingebräu, wie sein Kirchenbuch erkennen läßt. Im Jahre 1678 verstarb hier ein Hermann Sölter, Halbspänner aus Süpplingen, im 65. Jahre. Dieser gute Mann ist durch einen schweren Fall vom Wagen (welcher mit zwei Fässern Duckstein beladen war, so auf ihn gefallen und ihn ganz zerquetscht haben, ohngefähr das ganze Hirnfach) allhier „selig“ verstorben.

Der „Duckstein“ hatte schon früh Freundschaften mit der Bierstadt Königsutter vermittelt. Das Seehäuser Schöffenhbuch erwähnt 1576 einen Henning van Lutter, und 1660 wird der Bürger Hans Meyer zu Königsutter mit der Witwe Meta Peters, geb. Reinhard, zu Seehausen copuliert. Ein Jahrhundert später, 1778, verstarb in Seehausen Heinrich Ebert, der Brauknecht des Herrn Grabenstedt, im 54. Lebensjahre. Bekümmert setzte der Pfarrer hinzu: „er war dem Trunke ergeben et non reliquit unde efferi potuit“. Gewiß richtete er sich allzu sehr nach dem Liede, das die Helmstedter Studenten kannten: mihi est propositum, in taberna mori. Er gehörte nach Süpplingen bei Lutter.

Es war den Seehäusern im Jahre 1652 in einem Traktat von ihrer Grundherrschaft, den Herren v. d. Asseburg auf Ampfurth und Schermcke, zugesichert worden, daß sie eigenes Bier brauen und auf ihrem Ratskeller eigene und fremde Biere ausschenken dürften. Aber das eigene Gebräu scheint nicht immer geraten zu sein und gemundet zu haben. Jedenfalls durchbrach der „Herr“ Heinrich Victor Meyer, der Richter ihres Schöffengerichts, dieses städtische Privileg als erster. Er ließ sich vom Kurfürsten zu Brandenburg und Herzogen zu Magdeburg im Jahre 1695 eine Schankgerechtigkeit verleihen. Die anderen Kaufleute folgten.

Schon 1711 galt es als ein Privileg des Amtsrichters, als Entschädigung für seine richterliche Tätigkeit, Wein und Bier ausschenken zu dürfen. Daß dieser Ausschank beliebt war und hier wohl auch „Duckstein“ verzapft wurde, ersieht man aus einem anderen, jetzt auch kassierten Dokument des Schermcker Archives, das sich mit den Krugschulden des Rates von Seehausen beschäftigen mußte, in welcher

Angelegenheit das andere Asseburgische Amt Ampfurth mit einer Acta secundiert de anno 1718: „Das Richteramt zu Seehausen und daran gesuchte Ergötzlichkeit.“ Fürwahr, hier paßte der Wandspruch:

Der Ratsherrn ungezähmte Gier ist ihre Lust am Saufen!
Nie lassen sie ein Tröpflein Bier noch Wein daneben laufen.
Und sollt ein Saugkalb aus Versehn sich nicht zum Eimer finden,
Sollt man es füglich zwischen Zween von diesen Herren binden.
Doch lezzten sie sich nicht am Krug, wär flugs ihr Witz verklommen,
Sie würden nicht so schrecklich klug vom Rathaus niederkommen.
Darumb zeucht sie's auf Schritt und Tritt zu denen vollen Fässern,
Damit sie ja am Brunnen nit das Quentchen Geist verwässern.
Herr höre unser brünstig Schrein, wann wir zum Humpen fassen,
Daß sie uns Bürger-Meisterlein auch ihr Particul lassen.

Wie gern dieses einstige Helmstedter Studentenbier im benachbarten Magdeburger Holzlande getrunken wurde, konnte man noch jetzt an den Beziehungen der Bauern des Obersten Allertales zum letzten Duckstein-Brauwirt Paul Funke in Helmstedt ermessen.

Noch nach der Aufgabe dieses Spezialgebräus nützte er der Nachfolgerin, der Braunschweiger Feldschlösschenbrauerei, mit seiner Achtung und Beliebtheit auf seinen geselligen Kneipfahrten. „Paulchen“ war im ganzen Allertal eine bekannte Persönlichkeit. Das von ihm empfohlene neue Bier wurde bis nach Ummendorf und Eilsleben verschenkt und gern getrunken. Am Ende des Krieges fand er in seinem schmucken Hause im Brunnental ein tragisches Ende. Ein abgeschossener feindlicher Flieger zerstörte sein Anwesen.

Wie die Lärche in unsere Wälder kam

Pionierarbeit braunschweigischer Forstmänner

von Rudolf Paes

Welche Augenweide, wenn das erste zarte Grün der Lärchenbäume den Wald im Frühling belebt und wenn ihr Goldschimmer in der Herbstsonne den Abschied vom Sommer verschönt!

Diese Augenweide bieten die Wälder unserer Heimat noch nicht sehr lange, denn die Lärche war von Natur aus hier nicht beheimatet, gehörte daher nicht zu unseren Waldbäumen.

Eingeführt wurde die Lärche, wie die meisten fremden Bäume, als Parkbaum in der Zeit, in der es üblich war, daß die Gutsherren ihren Park mit fremden Bäumen zierten. Sie fand Gefallen durch ihre zarten Langtriebe mit den lichtgrünen und im Herbst goldgelb bis fuchsroten Nadeln und durch ihre Eigenart, sich zum Winter zu entkleiden. Sie wurde daher auch der „Schönbaum“ genannt.

Im ostfälischen Raume war es besonders der Gutsherr Friedrich August von Veltheim in Harbke, der sich um die Anzucht fremdländischer Holzarten und vor allem auch der Lärche verdient machte. Die Harbkesche Baumschule unter der

Leitung des namhaften Botanikers Du Roi gelangte im 18. Jahrhundert zu großer Berühmtheit. Sogar Goethe besuchte sie. Durch den ihm befreundeten preußischen Landjägermeister Graf von Schwerin, der die schlesischen Forsten im Auftrage Friedrichs des Großen bereiste, dabei die Lärche in den schlesischen Wäldern kennengelernt und mit Lärchenpflanzen aus Schlesien ein Wäldchen in Sans-Souci begründet hatte, ließ sich v. Veltheim um 1750 Lärchensamen kommen und den ersten Lärchenanbau im Gutswald durchführen. Dieser war nach den Aufzeichnungen von Du Roi sehr erfolgreich: Im Alter von 19 Jahren hatten die Lärchen bereits eine Höhe von 14,50 m und einen Stammdurchmesser in 58 cm Höhe von 27 cm, im Alter von 22 Jahren 16,25 m Höhe und 36 cm Durchmesser und im Alter von 25 Jahren 18,80 m Höhe und 36 cm Durchmesser. Sie zeigten also ein erstaunliches Wachstum gegenüber den heimischen Waldbäumen.

Daß solcher Anbauerfolg beispielgebend war, ist verständlich. Als erster braunschweigischer Forstmann, der den großen forstwirtschaftlichen Wert der Lärche erkannte und darum ihren Anbau vorantrieb, ist der Oberjäger- und spätere Hofjägermeister von Langen zu nennen. Dieser in der Geschichte der deutschen Forstwirtschaft hervorragende forstliche Pionier hatte auf seinen Studienreisen vom Hofe des Herzogs Ludwig Rudolf zu Blankenburg aus die Lärchenbestände in den Alpen und im Sudetenlande kennengelernt und mit ihrem Anbau in den Blankenburger Revieren um 1730 begonnen, wozu er teils Pflanzen, meist aber Samen aus Tirol und Mähren bezog und damit zunächst kleinere Bestände begründete. Nach Rückkehr von seiner Berufung an den königlich dänischen Hof und Übernahme der forstlichen Verwaltung und Einrichtung des Weserkreises im Jahre 1746 begann v. Langen sogleich hier den Anbau der Lärche. Bemerkenswert ist, daß er sie auch zu seinen Versuchen des Waldfeldbaues benutzte und in vier Jahren etwa 4 m hohe Lärchen erzog. Auch verwandte er die Lärchen wegen ihres eigentümlichen Aussehens zur Kennzeichnung von Grenzen und Forstabteilungslinien.

Angeregt durch die Erfolge v. Langens nahmen dann auch die maßgeblichen Forstmänner der übrigen braunschweigischen Distrikte den Anbau der Lärche vor. Es wurden allerlei Versuche für den Anbau und die Erziehung der Lärchenpflanzen gemacht und zahlreiche Lärchenkämpfe angelegt. Das schwierigste Problem war anfangs die Beschaffung des Saatgutes und, nachdem man selbst Zapfen erntete, das „Aushülsen“ des Samens und seine Behandlung.

Aus den Berichten dieser Zeit liest man eine wahre Lärchen-Begeisterung. In erster Linie sind es die Schnellwüchsigkeit und die Festigkeit und Haltbarkeit des Holzes, die bestechen. Die Lärche soll die durch den steigenden Holzbedarf verarmten Forsten auffüllen und schnell an die aufkommende Industrie absetzbares Holz liefern. In letzterem Sinne propagiert v. Langen auch die günstige Verwendung als Schiffsbauholz über die Verbindung der Weser nach Bremen und Amsterdam und weist darauf hin, daß die Lärche als Schiffsbäum mit 60 bis 80 Jahren das doppelte Geld bringt wie die Eiche mit 200 bis 300 Jahren. Auch die vorzügliche Verwendung des Holzes zu Kohlen wird hervorgehoben; hierbei ist bemerkenswert, daß ein Oberförster selbst Versuche in der Schmiede anstellte mit den Kohlen der einzelnen Holzarten. Außer diesen Vorzügen werden auch günstige waldbauliche Eigenschaften hervorgehoben, z. B. tiefe Bewurzelung, Windfestigkeit, Unempfindlichkeit gegen Frost, frühe Samenergiebigkeit. Infolge der großen

Bedeutung der Jagd in damaliger Zeit werden sogar jagdliche Gründe zur Einbringung der Lärche angeführt, da die Lärche das Wild anziehe.

Diese Vorzüge veranlaßten trotz der Erfahrung einiger Nachteile, z. B. durch Krummwüchsigkeit und Abholzigkeit sowie durch Wildschaden, zu immer stärkerem Anbau, besonders im 19. Jahrhundert, als die Mittelwälder in Nadelholzhochwälder umgewandelt wurden und die Aufforstung der durch die Gemeinheitsteilung anfallenden Flächen einsetzte.

In dieser Zeit war es vor allem der Hofjägermeister von Veltheim, der den Anbau im Lande Braunschweig vorantrieb, zumal er als Enkel des Begründers des Lärchenanbaues in Harbke hier die Lärche von ihrer besten Seite kennengelernt hatte. Er verweist auf die großen Vorzüge der Lärche vor den anderen Nadelhölzern zum Zwecke der Einmischung in die Buchenbestände, da sie viel weniger als Fichte und Kiefer verdämme, obwohl sie vorwüchsig sei, und besonders auch auf ihren raschen Wuchs auf allen Bodenarten und Expositionen, selbst in ganz verödetem Heidehumus, auf alten Steinhalden und auf trockensten Kalkböden. Er möchte die Lärche am Elm nachdrücklichst gefördert wissen und kommt hierbei in Gegnerschaft zu dem Forstmeister Uhde, der „den Elm als reinen Buchenhochwald in seiner jetzigen Celebrität zu erhalten“ gedenkt. Seine Vorschläge werden von der Kammer durch Verfügung geltend gemacht.

Die Berichte von den Tagungen der Forstvereine zeigen, mit welcher Leidenschaft und auch Tiefgründigkeit das Thema des Lärchenanbaues mit seinem Für und Wider behandelt wird und welche mannigfaltigen Erfahrungen und Meinungen vorgebracht werden.

Diese vorzügliche Entwicklung des Anbaues bekommt jedoch dann einen ziemlichlichen Schlag: Eine unbekannte Krankheit vernichtet einen großen Teil der angebauten Bestände! Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts gibt es zahlreiche bis 30jährige Bestände, deren Stämme „von oben bis unten mit allerhand Moosen und Flechten bedeckt“ waren und infolge ihres krummen, schiefen Wuchses ein „malerisches Bild des Todes“ darstellten. Der Forstbotaniker Hartig bezeichnete diese „Lärchenkrankheit“ als Splintkrebs, da die Ursache im Absterben der äußersten Holz- und innersten Bastschichten bestände. Aus den Berichten der Forstbeamten an die Direktion der Forsten in Braunschweig gehen die Ratlosigkeit und Sorge um diese Entwicklung hervor sowie die verschiedensten Meinungen über dieses „Lärchenrätsel“. Die Ursachen werden gesucht in wiederholten Spätfrösten, ungeeignetem Standort (undurchlässiger, nässiger Untergrund; dumpfige, neblige, stagnierende Luft), Mischung mit Fichte, Reinbestände, zu enger Schluß usw. Einige Berichterstatter wiesen aber auch schon auf die Erbanlagen im Zusammenhang mit dem Standort hin. Den Berichten ist ferner zu entnehmen, daß die Bezirke Königslutter, Helmstedt, Mariental, Wolfenbüttel und Braunschweig am wenigsten in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Die Folge dieser Katastrophe war natürlich ein Einstellen des Anbaues; jedoch will die Kammer die wertvolle Holzart nicht völlig aufgeben und ordnet beschränkten Anbau an und zwar „an den Örtlichkeiten, welche der Natur der Lärche völlig zusagen“. Es soll genügend Pflanzmaterial erzogen werden zur „Einsprengung dieser wertvollen Holzart in die Hochwaldverjüngungen mit durchlassendem Boden in freier luftiger Lage“.

Bei dieser Beschränkung des Anbaues ist es bis in die neuere Zeit geblieben. Die Vorzüge der Lärche und die Beispiele der vorhandenen guten älteren Lärchenbestände ließen jedoch unsere Forstmänner nicht ruhen, nach Möglichkeiten des Anbaues unter Ausschaltung der Anfälligkeit für die „Lärchenkrankheit“ zu suchen. Auf ihren Tagungen wurde das Lärchenproblem immer wieder erörtert.

Schließlich wurde von dem Forstbotaniker Prof. Münch der Forstlichen Hochschule Tharandt als des „Lärchenrätsels“ Lösung die Rassenfrage herausgestellt. Er wies auf Grund von Untersuchungen, die von Harbke ausgingen und die von einem seiner Forststudenten aus Braunschweig in anderen braunschweigischen Revieren fortgesetzt wurden, nach, daß die Lärchenbestände aus Samen der Alpenlärche krebsanfällig und von schlechter Wuchsform waren, während diejenigen aus Samen der schlesischen oder Sudetenlärche gesund und von gutem Wuchs waren. Diese Feststellungen ermutigten wieder zum Anbau der Lärche unter Verwendung des Samens der Sudetenlärche bzw. des Samens von vorhandenen als vererbungswürdig erkannten Mutterbeständen. Außerdem wurde nach entsprechenden Versuchen, die auch von der braunschweigischen Forstlichen Versuchsanstalt durchgeführt wurden, die japanische Lärche als krebsfest und anbauwürdig erkannt. Diese ist an ihren braunroten Langtrieben und bläulichen Nadeln sowie den mehr waagrecht abstehenden Ästen zu erkennen, hat jedoch den Nachteil, daß sie nach schnellem Jugendwuchs wieder an Wüchsigkeit nachläßt. Auch wuchsen die Bastarde der europäischen und der japanischen Lärche in das Interesse unserer Forstmänner hinein.

Infolge dieser neuen Erkenntnisse kam die Lärche wieder mehr und mehr zur Geltung und erhielt sozusagen das Bürgerrecht in unseren heimatlichen Forsten. Diese Einbürgerung der Lärche, die sich über 200 Jahre ausdehnte, ist ein Beispiel der gewissenhaften und zähen Pionierarbeit unserer Forstmänner, denen wir diese wertvolle Ergänzung in unserer Forstwirtschaft und diese Verschönerung in unseren heimatlichen Wäldern verdanken!

Aus dem alten Rabe

von Karl Böhm

2. Das Küchengerät und der sonstige Hausrat

Die Küchen standen noch nicht im Zeichen des mit Schmelz überzogenen Blechgeschirrs. Die großen Kessel waren von Kupfer, die Töpfe aber, die man sonst zum Kochen gebrauchte, irden. Sie mußten der Haltbarkeit wegen mit Draht gebunden werden, was im Dorfe besorgt wurde. Auch außerdem hatte man irdenes Geschirr, Schalen, Näpfe, Mus-, Pökel- und Einmachetöpfe, Teller, Krüge und dergleichen. Daneben gab es wenig Blech, Glas und Porzellan, einiges Zinn, Näpfe, Teller, Krüge und Löffel, aber viel Holzachen, und zwar nicht bloß große Geräte, Tubben, Gilten, Mollen, Butterfässer, Koffentkannen, Pökel- und Kohlfässer, sondern auch kleinere Dinge, „Stunße“, Bierkannen, Näpfe, Teller, Büchsen und Löffel. Das alles wurde durch Scheuern mit Scheuergras gereinigt, bei den Bierkannen mußte man sich dabei auf das äußerste beschränken, da sie innen mit Harz ausgepicht waren. Das grobe Geflecht der Körbe, wie sie ausschließlich im Gebrauch waren, lieferten die Weiden.

1784 waren im Krug vorhanden: 3 silberne Eßlöffel, 11 Zinnteller, 4 Zinnlampen, 2 Messinglampen, 1 Zinnapf, 1 Zinnschüssel, 2 Zinnkaffeekannen, 18 zinnerne Eßlöffel, 2 messingne Kaffeekannen, 1 messingne Zuckerdose, 3 kupferne Kessel, von 10, 8 und 3 Eimern Größe, 5 kupferne Stülpkessel von verschiedenem Ausmaß bis zu 1½ Eimern, ein Halbstübchengemäß, 1 Quartiergemäß, 3 verschiedene Brantweingemäße, 2 messingne Brantweintrichter. Mit diesem Bestand nahm der Krug natürlich eine ganz besondere Ausnahmestellung im Dorfe ein.

Eine Waage war wohl meist vorhanden, vielfach sogar zwei; für leichtere Dinge eine gleicharmige Hebelwaage mit Waageschalen aus Holz oder von Messing oder Kupfer und eisernen Waagbalken, zum Aufhängen eingerichtet; für schweres Gewicht aber eine sogenannte Unzelwaage, d. h. eine ungleicharmige Schnellwaage mit einem unveränderlichen Laufgewicht, das verschiebbar war auf dem mit einer Einteilung versehenen längeren Schenkel, sowie zwei Haken, die eine zum Aufhängen der Waage, die andere zum Aufhängen der Lasten — das ganze Gerät war von Eisen.

Die Herdtöpfe stellte man auf eiserne Stäbe, die über das Feuer gelegt wurden, so daß die Flamme zwischen ihnen hochschlagen konnte. Die großen Kessel waren nicht eingemauert; man machte für sie ein Feuer in der Küche an und setzte sie auf einen „Stritten“ darüber. Um das Herdfeuer zu sparen, wurde viel in den Stuben gekocht, die von der Küche aus geheizt wurden; dazu hatte man die „Ansettepötte“, die man an die Glut heranschob.

Die Beleuchtung ließ viel zu wünschen übrig. Früher mögen auch hier Kien-späne verwandt sein, doch ist davon nichts mehr bekannt. Talglichter brannte man nur bei festlichen Gelegenheiten. Für gewöhnlich benutzte man die Ölrüsel, die den auf der Tülle brennenden Docht mit Saatöl, seltener mit Buchöl speisten. Sie schwälchten leicht, besonders beim Gebrauch des Buchöls, so daß sie die Decke schwärzten. Entweder waren sie aus Zinn gemacht oder aus Blech ohne Unterbau. Diese Art hing man mit Draht in dem Holzschieber unter der Stubendecke oder, was das häufigste war, man setzte auf ein hölzernes Untergestell einen kleinen Teller, getragen von einer Säule, die unten dreiteilig in einer Holzscheibe befestigt oder mit drei Füßen versehen war. Natürlich bot solche Aufstellung wenig Sicherheit. Oft genug wurden die Lampen umgeworfen. Den Ölbehälter verschloß ein Klappdeckel, von dem an einer kleinen Drahtstäbchenkette ein Drahtstocher, der „Rakel“, herabhing zum Putzen des Dochtes, zur Entfernung des „Nösels“, der verkohlten und schwelenden Teile. In den Wirtschaftsräumen, für die das offene Licht verboten war, dienten die „Luchten“ mit vier Scheiben um die kleine Öllampe. Man behalf sich aber vielfach im Dunkeln, z. B. beim Pferdefüttern. Nur beim Melken konnte man das Licht nicht entbehren.

Wenn das Feuer nicht in der Herdasche erhalten oder von dort nicht zu holen war, mußte es nun angezündet werden, ursprünglich auch hier wohl durch Reiben von hartem und weichem Holz, dann aber durch das „Pinken“, etwa durch das Anschlagen eines Stahlstückes, zuweilen eines Taschenmessers an einen Feuerstein. Den abspringenden Funken fing man ein mit einem Stück Schwamm, den man auf den Stein hielt. Der glühende Schwamm genügte, um eine Pfeife in Brand zu setzen. Für andere Zwecke mußten erst Schwefelfäden am Schwamm entzündet werden. Man hatte förmliche Pinkfeuerzeuge, kleine Katen, die alles Nötige über

dies Verfahren enthielten, statt des Schwamms auch wohl anderen Zunder. Den Schwamm bereitete man sich selbst aus den schwammigen Baumausswüchsen, die man ablöste, einäscherte, d. h. mit frischgelöschtem Kalk durchbrennen ließ, trocknete und ausklopfte zur Beseitigung des Kalkstaubs.

Die Tafelausstattung war äußerst geringfügig. Alle Hausgenossen aßen aus der großen Schüssel, die ohne weiteres mitten auf den Tisch gesetzt wurde. Für das Pellkartoffelessen bildete sich eine noch einfachere Weise. Die gekochten Kartoffeln brachte die Frau in einem Tuche oder in der Schürze auf die Platte. Daneben stellte man einen Napf mit Schwärchen oder gebratenem Speck und Zwiebeln oder „Stippelse“, d. h. selbst hergerichteter Tunke. Alle langten nun zu: jeder „puhlte“ seine Kartoffeln vor sich ab und nahm sie dann auf die Gabel, um damit über den Tisch in die Tunke zu fahren und wieder zurück in den Mund. Dabei galt es als ungeschickt, wenn man unterwegs von der Tunke abtröpfeln ließ. Deshalb hielt man wohl mit der anderen Hand ein zweites Kartoffelstück unter den Gabelbissen, damit die abfallenden Tropfen aufgefangen wurden. Schnell und gewandt wurde alles erledigt.

Die Koffentkanne pflegte man gebrauchsfertig neben der Bank auf dem Fußboden stehen zu haben.

Zum Mitnehmen der Lebensmittel aufs Feld oder in den Wald oder bei Fahrten über Land hatten die Bauern die „Tobelkiepen“, die aus Weiden und ähnlichem Holz oder aus breiten Spleten wie die Kiepe geflochten wurden und mit einem Stricke versehen waren, an dem man sie trug, umhängte oder am Wagen festband. Die Arbeiter nahmen statt dessen wohl die kleineren „Holster“, lederne Umhängetaschen mit Fellüberfall.

Mit dem Abwischen des Tisches nach dem Essen hielt man sich nicht auf: Es befahl die Frau: „nu lat de Häuner män rin, dat sei de Krumen von'n Dische picket!“ Wenn aber die Hühner die Spuren ihrer Verdauung auf dem Tische zurückgelassen hatten, so hieß es vor der nächsten Mahlzeit: „Junge (oder Mäken), feg de Häunerschiete af, wüllt äten!“

Überhaupt das Reinemachen! Man nahm es nirgends genau damit, weder beim Geschirr und Gerät, noch bei der Wäsche, noch in den Wohnräumen. Wie man z. B. das Eßbesteck nach dem Gebrauch einfach wieder an den Tisch hängte, ohne es abzuwaschen, ist schon erwähnt. So sparte man sonst auch das Waschen und Scheuern.

Waschfässer hatte man noch nicht und Seife war knapp. Man rieb die Wäsche auf einem Tische und begnügte sich mit einem mäßigen Erfolge. Es ist sogar vorgekommen, daß Schürzen oder andere kleine Stücke mit dem „gereinigt“ sind, was im Wäschetubben obenauf schwamm.

Rollen und Plätten war unbekannt und wurde ersetzt durch Klopfen mit besonderen Hölzern, kleinen Walzen mit einem Stiele daran. Zum Säubern der Fußböden im Hause bediente man sich der Besen aus Birkenreisig, wie sie Emmerstedter Händler hier verkauften. Auf den Stein- und Gipsböden streute man vor dem Fegen Scheuergrand. Die Besen schafften aber nur den groben Dreck fort, der feine blieb liegen, soweit er nicht als Staub mit emporgewirbelt wurde.

(Fortsetzung folgt)

AUS DER HEIMATPFLEGE

Unser Ehrenmitglied Otto Hahne wurde 80 Jahre alt

Am 18. Juni 1958 vollendete Prof. Otto Hahne in Braunschweig sein 80. Lebensjahr. Aus diesem Anlasse überreichte der Vorstand des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz dem Jubilar ein Landschaftsbild des Braunschweiger Kunstmalers Karl Neuß als äußeres Zeichen der Dankbarkeit, die alle Heimatfreunde dem unermüdlichen Wirken des hochverdienten Heimatforschers seit vielen Jahrzehnten schulden. Diese Gefühle dankbarer Verehrung fanden auch ihren Ausdruck in dem zugleich übergebenen Glückwunschsreiben des Vorstandes, das folgenden Wortlaut hat:

„Hochverehrter Herr Professor! Als wir Ihnen anlässlich Ihres 75. Geburtstages vor fünf Jahren die Urkunde Ihrer Ernennung zum Ehrenmitgliede unseres Landesvereins überreichten, hatten wir in dieser Urkunde wie auch in Heft 2/1953 unserer Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ bereits unseren Dank für alles das zum Ausdruck gebracht, was Sie in mehr als einem halben Jahrhundert rastloser Gelehrtenarbeit für Heimatforschung und Heimatpflege geleistet hatten.

Wir freuen uns, heute bei Vollendung Ihres 80. Lebensjahres feststellen zu können, daß die damals ausgesprochenen guten Wünsche für Ihr weiteres Wohlergehen und Schaffen aufs schönste in Erfüllung gegangen sind. In den vergangenen fünf Jahren haben Sie in bewunderungswürdiger Frische und Schaffenskraft unsere Mitglieder immer wieder durch Vorträge auf Studienfahrten und Monatsversammlungen wie durch Aufsätze in unserer Zeitschrift an den reichen Erträgen Ihrer erstaunlich vielseitigen Forschungstätigkeit teilnehmen lassen. Sie haben damit in einer Zeit, wo hinter dem allgemeinen Triebe zu materiellem Wohlstande das Streben nach geistiger Vertiefung und Verwurzelung in den Kulturüberlieferungen der Heimat allzusehr zurücktritt, den Jüngeren ein leuchtendes Vorbild faustischen Erkenntnisdranges und selbstloser Hingabe an die Aufhellung unserer Vergangenheit gegeben.

Dafür danken wir Ihnen im Namen aller Heimatfreunde heute aufs neue. Als bescheidenes Zeichen dieses Dankes überreichen wir Ihnen das von dem heimischen Künstler Neuß geschaffene Bild einer Frühsommerlandschaft am Dormlande bei Uhry. In ihm sind die stillen Reize unserer ostfälischen Heimat eingefangen, die Ihnen wie Ihren bäuerlichen Vorfahren ein lange gesegnetes Leben hindurch als Jungborn Kraft zum Empfinden, Denken und Schaffen gegeben hat.

Möge diese Kraftquelle auch im neunten Lebensjahrzehnt für Sie wirksam bleiben, damit Sie in ungetrübter Gesundheit und Schaffensfreude weiterhin einen reichen Lebensabend genießen können, Ihnen selbst zur inneren Beglückung, Ihren Angehörigen zur Freude und unserer Heimat zum Segen! Das wünscht Ihnen der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz.“

Weitere ehrenvolle Glückwünsche erhielt der Jubilar vom Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig, Dr. Fr. Knost, vom Braunschweiger Oberbürgermeister Bennemann und Oberstadtdirektor Dr. e. h. Lotz sowie vom Vorstände des Braunschweigischen Geschichtsvereins.

Neues von der Braunschweigischen Flurnamensammlung

Das Flurnamenarchiv des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz, das seit vielen Jahren im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum aufbewahrt und dort laufend ergänzt wird, erhielt in den letzten vier Jahren wieder manchen wertvollen Zuwachs. Seit dem letzten Bericht über den Stand der Sammelarbeit auf S. 72 des Heftes 2/1954 unserer Zeitschrift wurden folgende Sammelisten ausgefüllt eingeliefert:

aus dem Restkreis Blankenburg-West für die Gemarkung Walkenried von Eisenbahnoberinspektor i. R. Kurt Waßmann;

aus dem Landkr. Braunschweig für die Gemarkungen Hordorf von Lehrer Hermann Frohne und Köchingen von Lehrer Heinz Langhans;

aus dem Landkr. Gandersheim für die Gemarkungen Bruchhof, Erzhausen und Greene von Kirchenrat i. R. Hans Ehlers, Garlbesen und Ippensen von Lehrer i. R. Hermann Müller in Zusammenarbeit mit Kirchenrat Ehlers;

aus dem Landkr. Goslar für die Gemarkungen Bredelern von Lehrer Heinrich Wienecke, Burgdorf von Hauptlehrer Friedrich Beilert, Dörnten von Mittelschullehrer Hermann Braukmann, Dorstadt von Lehrer Friedrich Grope, Gielde von Dozent Heinrich Keune, Gr. Döhren von Hauptlehrer Karl Voges, Gr. Flöthe von Hauptlehrer Fritz Sievers, Heiningen von Lehrer Hermann Warkehr und Jerstedt von der Arbeitsgemeinschaft für Heimat und Brauchtum in J. (Ernst Bolm, Heinrich Bosse, Robert Hille, Otto Vorlop und Wilhelm Ferse);

aus dem Landkr. Helmstedt für die Gemarkung Bornum von Mittelschullehrer i. R. Richard Blume;

aus dem Landkr. Wolfenbüttel für die Gemarkungen Apelnstedt von Pastor Kurt Bodschwinna, Gustedt von Landwirt E. Rumpsen., Kalme und Timmern von Prof. Otto Hahne, Roklum von Landwirt A. v. Alten und Salzdahlum von Kirchenrat i. R. Hans Ehlers;

aus dem Forstamtsbezirk Seesen I für die gesamte Forstgemarkung dieses Bezirkes von Oberförster Erich Hinze.

Allen diesen Heimatforschern und Sammlern sei auch hier noch einmal herzlich gedankt für die Hilfsbereitschaft und das Verständnis, das sie durch ihre Mitarbeit am weiteren Ausbau unseres Flurnamenarchivs bewiesen haben. Sie haben uns Quellen für die Heimatkunde gesichert und erschlossen, die für künftige wissenschaftliche Erkenntnisse über die Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte, das Volkstum und die Sprache unseres ostfälischen Raumes von weitreichender Bedeutung sind. Möge ihr Beispiel andere Heimatfreunde anspornen, sich ebenfalls in den Kreis der Helfer einzureihen, damit möglichst bald vor dem Versiegen der immer mehr schwindenden mündlichen Namenüberlieferung die letzten Lücken geschlossen werden können und mit der seit Jahrzehnten beabsichtigten Veröffentlichung des gesamten Bestandes der Flur- und Forstortsnamen des ehemaligen Landes Braunschweig, geordnet nach Stadt- und Landkreisen, begonnen werden kann!

Fl.

Neue Naturschutzmaßnahmen im Landkreis Wolfenbüttel

Am 26. März 1958 erließ der Landkreis Wolfenbüttel als Untere Naturschutzbehörde eine 2. Verordnung zur Sicherstellung von Naturdenkmälern. Durch sie erhielten den Schutz des Reichsnaturschutzgesetzes vom 26. Juni 1935 als Nr. 36 des Naturdenkmälerbuches des Landkr. Wolfenbüttel eine Eiche bei Oker auf einer Nebenanlage der Bundesstraße 6, etwa 150 m östlich der Straßenabzweigung nach Harlingerode, als Nr. 37 eine Eibe bei der Pfarre in Salzdahlum (Flur 12, Flurstück 73) und als Nr. 38 eine Linde in Klein Dahlum auf dem Festplatz hinter der Schmiede.

Alle Heimatfreunde werden dem Kreistage, der Kreisverwaltung und seinem Kreisbeauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege, unserem Mitgliede Hermann Severit in Schöppenstedt, dafür Dank wissen, daß wieder einige ehrwürdige Bäume dem Zugriff von Axt und Säge entzogen worden sind. Mögen sie noch recht lange unsere Heimatlandschaft verschönen und in allen Betrachtern Ehrfurcht vor dem Walten der Wachstumskräfte in der belebten Natur wecken!

Neues heimatliches Schrifttum

Hermann Wendebourg, „...und der Himmel ist mein Wandertab“. Jahresgabe 1958 der Hoffmann-von-Fallersleben-Gesellschaft, gedruckt von der Buchdruckerei Just & Seiffert in Fallersleben.

Das ansprechende Büchelchen ist heimatkundlich wertvoll, weil der Studienrat Hermann Wendebourg, Braunschweig, in einer Einleitung die Beziehungen der Familie Wendebourg zu dem bekannten Dichter Hoffmann von Fallersleben aufzeichnet, ferner einen Lebenslauf seines Vaters (1856 bis 1926) bietet. Danach gehört Wilhelm Wendebourg zu dem Kulturkreis des Vorharzes. Er ist in Lewe-Liepenburg geboren und hat später fast 35 Jahre lang die Pfarrstelle in Kl. Mahner innegehabt. Es ist erfreulich, daß der Pastor in der scheinbar so anspruchslosen Gegend sich selbst, seiner Familie, seinen Freunden und nicht zuletzt den Gemeindegliedern einen beachtlichen, kulturellen Mittelpunkt schaffen konnte. Die aus einer größeren Zahl ausgewählten und veröffentlichten Gedichte sind Dokumente der Zeit vor dem ersten Weltkrieg und des darauf folgenden Niedergangs. Sie vermögen uns ein anschauliches Bild von dem Denken und Fühlen einer vergangenen Epoche zu geben. H. M.

Werner Spieß: „Die Goldschmiede, Gerber und Schuster in Braunschweig. (Bd. 22 der Braunschweiger Werkstücke, Veröffentlichungen aus Archiv, Bibliothek und Museum der Stadt Braunschweig). Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig 1958.

Als Nebenfrucht von den Vorarbeiten für eine „Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Stadt Braunschweig im Nachmittelalter (1490—1671)“ hat der frühere Direktor des Braunschweiger Stadtarchivs ein 56 Seiten starkes Heft veröffentlicht, in dem die Meisterverzeichnisse der Goldschmiede von 1403 bis 1743, und der Gerber und Schuster von 1525 bis 1671, nach dem Alphabet geordnet, abgedruckt sind. Den Listen gehen Beschreibungen der benutzten archivalischen Quellen voraus, sowie eine knappe, aber recht aufschlußreiche Darstellung des Einflusses der Gilden auf Ratsverfassung und Stadtverwaltung, Handel und Gewerbe der Stadt Braunschweig. Dabei fällt auch neues Licht auf die Wechselbeziehungen zwischen den Fernhändlern, die das Alt-

patriziat der Stadt bildeten, und den führenden Gilden der Wantschneider, Wechsler, Goldschmiede und Kramer.

Das überraschendste Ergebnis der Untersuchungen von W. Spieß ist wohl die Erkenntnis, daß das Goldschmiedehandwerk durchschnittlich nur durch 3,3 Generationen in den einzelnen Familien blühte. Daraus ergeben sich ganz neue Vorstellungen vom sozialen Gefüge und der Lebenskraft der führenden Volksschichten in einer mittelalterlichen Großstadt. Außer dem Wirtschafts- und Sozialhistoriker wird vor allem der Familienforscher aus der vorliegenden Schrift Gewinn ziehen, aber auch für sprachgeschichtliche Fragestellungen der Namenkunde ist hier mancher willkommene Aufschluß zu gewinnen. Welche Unsumme von entsagungs- und mühevoller Kleinarbeit notwendig war, um eine solche Arbeit herauszubringen, kann nur der ermessen, der selbst schon einmal archivalische Quellen ausgeschöpft hat. Fl.

Heinz Mollenhauer, „Der rote Gast im Klepperkrug und andere Harzgeschichten“. (Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig.) Hln. 5,— DM.

Der u. a. durch seine „Streifzüge durch den Südharz“ bekanntgewordene Verfasser legt den Lesern eine Anzahl Novellen vor, die den Lebensraum des gesamten Harzes und des Vorharzes zum Hintergrund haben. Die Erzählungen sind nicht beliebig aus der Luft gegriffen, sondern knüpfen an Überlieferungen an; soweit sie in der Gegenwart spielen, beruhen sie auf Erlebnissen und sind dem lebendigen Leben abgelauscht.

Überraschend ist die Lösung in der Novelle „Der rote Gast im Klepperkrug“. Erzählungen wie „Napoleons Kastanienbaum“ und „Die Flucht des Heimkehrers“ sind Lebenserfahrungen. Die Geschichte von dem „Meineidsritter“ beruhen auf einer merkwürdigen Sage. Tief ergreifend, spannungsreich und tragisch ist der „Mord im Quitschental“. Die Novelle „Hohmanns verpaßter Todestag“ bietet einen heiteren Abschluß. Menschen, Schicksale, Landschaften und Naturschilderungen. Wer ein Geschenk zu machen hat und sich zu einem Buch entschließt, der greife zu diesem Buch. Es ist als Geschenk geeignet für Erwachsene beiderlei Geschlechts wie auch für die reifere Jugend. O. Willke.



Braunschweig

ÜBER 1100 JAHRE



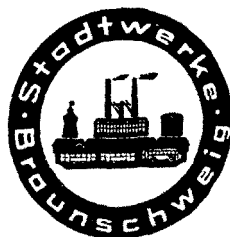
Alte Hanse- und Residenzstadt. Staatstheater; Gemäldegalerie mit Werken von Rembrandt, Rubens, van Dyck, Vermeer; Städtisches Museum und Archiv; Naturhistorisches Museum; Welfenschatz aus dem 11.—15. Jahrhundert. Älteste Technische Hochschule der Welt und bekannte Forschungsanstalten für Physik, Biologie und Landwirtschaft. Industrierwerke von Weltruf.

Warum haben Sie noch keinen Kühlschrank?

Jeder kann einen Kühlschrank kaufen
über das Teilzahlungssystem der Stadtwerke

AUSKUNFTE

erteilen der Fachhandel, die Installateure und die Stadtwerke



VERTRAUENSACHE

ist die Beratung in Geldangelegenheiten.
Der Bankfachmann gibt Auskunft, wie man Geld,
das man nicht für den täglichen Bedarf braucht,
vorteilhaft anlegt.

VEREINIGUNG BRAUNSCHWEIGISCHER BANKEN UND BANKIERS

COMMERZ- UND DISCONTO-BANK

Aktiengesellschaft
in Braunschweig

DEUTSCHE BANK

Aktiengesellschaft
Filiale Braunschweig

DRESDNER BANK

Aktiengesellschaft
in Braunschweig

GEBRUDER LÖBBECKE & CO.

Braunschweig

NIEDERSÄCHSISCHE BANK FÜR WIRTSCHAFT UND ARBEIT AG

Filiale Braunschweig

C. L. SEELIGER

Wolfenbüttel

Braunschweigische Heimat



1958

44. Jahrgang · Heft 3

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Der Bergfried in Hedeper Von Dr. H.-A. Schultz, Braunschweig, Ratsbleiche 4 a	65
Alte ostfälische Erntegeräte. — Wortgeographische Beiträge zur ostfälischen Stammes- kunde Von Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6	70
Die Geburtstagsfeier des Prinzen Ludwig Rudolf in Wolfenbüttel am 22. Juli 1701. — Ein Kulturbild der Barockzeit Von Prof. Otto Hahne, Braunschweig, Körnerstraße 28	78
Aus dem alten Rábke. 3. Die Ernährung Von Karl Böhme, weiland Pastor in Rábke, mitgeteilt aus dessen ungedruckten Aufzeichnungen von Ministerialrat i. R. Rud. Homann in Rábke	81
Sagen aus dem Vorsfelder Werder Gesammelt von Heinz-Bruno Krieger, Königsutter, Neue Straße 10	85
Aus der Heimatpflege: Ehrentage verdienter Heimatforscher und Heimatpflieger — Ernst Bode 80 Jahre — Heinz Mollenhauer 65 Jahre — Gottfried Hartwig 70 Jahre	88
Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde im Arbeitsberéich des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, Abt. Vorgeschichte, vom 1. 1. bis 31. 12. 1957 Von Dr. Franz Niquet, Braunschweig, Neustadttring 43	90
Heimatliches Schrifttum	95



H. BÜSSING & SOHN

BRAUNSCHWEIG

- ▶ Fabrik für Bahnbedarf
- ▶ Gleis-, Tief- und Drehscheibenbau
- ▶ Karosseriebau

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag

44. Jahrgang

September 1958

Heft 3

Der Bergfried in Hedeper

von H. A. S c h u l t z

Nachdem in den vergangenen Jahren in verschiedenen Kirchbauten andere und ältere Baureste ermittelt werden konnten, ist man gar zu leicht versucht, in jedem wichtig erscheinenden Kirchturm einen Bergfried aus früherer Zeit zu erblicken. Der äußere Anblick täuscht sehr häufig. Um einen Bergfried einer früheren Wehranlage in einem Kirchturm feststellen zu können, darf man nicht nur die heutigen äußeren Erscheinungen zu sich sprechen lassen. Man muß vielmehr die Geschichte des betreffenden Dorfes eingehend erörtern; man muß versuchen, den Kern des alten Dorfes aus den späteren Anbauten herauszuschälen; man muß sich überlegen, war an dieser Stelle eine ehemalige Burg- oder Klosteranlage u. a. Je nach der Entwicklung des Dorfes schließen sich dann weitere Fragestellungen an. Erst wenn diese rein urkundliche Arbeit wichtige Hinweise gestattet, kann die topographisch-archäologische Untersuchung an der Kirche selbst einsetzen.

Unter „Bergfried“-Kirchen darf man nur die verstehen, bei denen wirklich ein Bergfried einer Burg, eines Adelshofes oder eines anderen Baues als Vorgänger des Kirchturmes angenommen werden muß. Die übrigen nennt man besser „Wehrkirchen“. Selbstverständlich ist die Bergfriedkirche auch eine — wenn auch gesonderte Form der Wehrkirchen. Es ist immer wieder zu beachten, daß neben den wenigen Bergfriedkirchen sich in starker gegenseitiger Beeinflussung in weitaus größerer Zahl die Wehrkirchen neben den romanischen Bergfrieden entwickelt haben. Es ist bei vielen Kirchbauten recht schwierig, sie dieser oder jener Form — ohne typologisch-schematisch zu werden — zuzuweisen.

Bei der weitaus größten Zahl unserer Kirchen ist der Ursprung unklar. Bei einigen lassen sich dennoch aber, wenn möglichst wenige Umbauten des Kirchturmes erfolgt sind, geschichtliche Zusammenhänge bis in das frühe hohe Mittelalter zurückverfolgen. In Heft 1/1958 der „Braunschweigischen Heimat“ wurde ein alter Bergfried eines Adelshofes in Lochtum in seinem Umbau als Kirchturm behandelt. Der Befund der Untersuchung in Hedeper zeigt eine ganz andere, ebenso interessante Entwicklung eines Bergfriedes.

Die Deutung des Namens Hedeper ist recht schwierig. Der erste Teil des Namens ist kein Personennamen, sondern wohl eine Geländebezeichnung, ebenso das zweite Namensglied, das auch in Heudeber, Olber, Olper, Redeber, Rüper und Schwülper enthalten ist. Diese Namen gehören gewiß der Landnahmezeit an.

nung gehabt. Sie darf nicht mit dem Kickelberg verwechselt werden, der etwas abseits von ihr liegt (Kickelberg — Berg, von dem man eine gute Aussicht hatte).

Ebenso wie für den Berg fehlt auch jede Namensangabe eines Herrengeschlechtes, das sicherlich einst hier gesessen hat. Es muß vor 1200 bereits ausgestorben sein. Es kommt auch kein Fürst in Frage, da sich in der späteren Zeit keine Abhängigkeitsverhältnisse mehr nachweisen lassen. Die oft niedergelegte Vermutung, daß das Kloster Riddagshausen vielleicht ein älterer Lehensträger gewesen sei, ist falsch, da Hedeper bereits vor Gründung von Riddagshausen bestanden hat. Ebenso wenig kann in Hedeper ein Klosterhof des Klosters Heiningen gelegen haben (Bau- und Kunstdenkmäler III, S. 47), da dieses nur im Hof ass. 26 wenig begütert war. Allenfalls könnte es im Besitz des Bistums Halberstadt selbst gewesen sein. Doch diese Fragen können nicht eindeutig geklärt werden. Sie bleiben Vermutungen, da urkundliche Nachrichten fehlen.

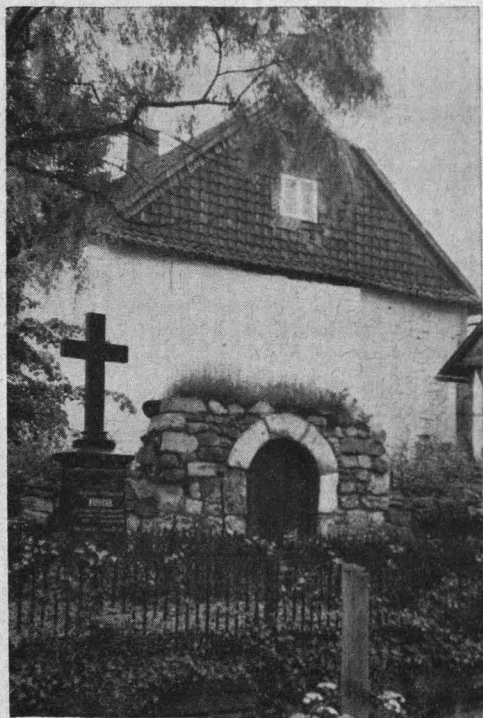
Betrachtet man nun die Anhöhe im Dorfe und die Lage der beiden genannten Bauwerke auf ihr, so ergibt sich, daß vermutlich hier eine frühe Burg-, Adelshofanlage bestanden haben muß. Daß es bereits eine „curtis“ war, ist nicht erkennbar; um 1100 wird die Anlage bereits bestanden haben.

Vergleicht man hierzu die Lage der älteren Gehöfte zu dieser Höhe, so läßt sich hieraus indirekt die Begrenzung der Anlage auf und an der Höhe ermitteln. Die vielen, auch bis heute noch nachweisbaren Wüstungen deuten darauf hin, daß in mehr oder minder weitem Abstände eine ganze Reihe von Siedlungen gelegen haben. Vielleicht haben sie sich um die Wehranlage „auf der Burg“ zusammengezogen, wie man aus der urkundlichen Bezeichnung „novum maior Hedeper“ ersehen kann. Vermutlich hat dadurch erst das Dorf Hedeper den Grundriß erhalten, den wir auf dem Feldriß von 1789 finden.

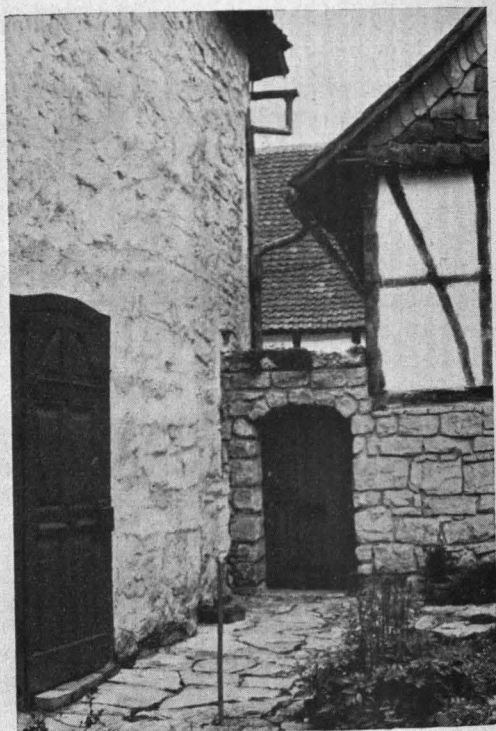
Wem könnte diese burgähnliche Hofanlage gehört haben? Man nennt ein „Geschlecht von Hedeper“; man erwähnt aber in den verschiedenen Zusammenhängen auch die Herren von Asseburg.

Da nach 1200 der Ort „novum maior Hedeper“ genannt wird, ist zu folgern, daß er in dieser Zeit seine Grundform erhalten hat. Bauern zogen sich aus den vielen in der Nähe liegenden Siedlungen nach hier zusammen (vgl. Warberg). Als Mittelpunkt dieses Dorfes wird nach 1200 eine Kirche erbaut sein. Die Grenze zwischen dem Bötelschen und dem Kirchengrundstück ist derart schroff geführt, daß man nur vermuten kann, daß der damalige Besitzer des Burghofes einfach einen Teil der Höhe wie an einem Lineal abschnitt und diesen für den Kirchenbau zur Verfügung stellte.

Der Bötelsche Hof nimmt heute nur noch den westlichen Teil der Anhöhe ein. Der Vorderbau zeigt altes Mauergefüge an der Ostseite, an der Süd- und an der Westseite. Da die südöstliche Ecke nicht rechtwinklig geführt ist, und da die Südseite — seitlich darauf gesehen — ein anderes Mauergefüge aufweist, lassen sich auch bei diesem alten Gemäuer zumindest zwei verschiedene Bauzeiten erkennen. Die ältere ist fraglos die Ostseite, an die die anderen Seiten in Bruchsteinart mit großer Mauerstärke angebaut worden sind. In den Urkunden von 1426, 1453, in dem Erbreger 1551, 1569 und 1710 sowie in der Dorfbeschreibung von 1762 ist ein Bergfried nicht erwähnt. In den Bau- und Kunstdenkmälern (III, S. 47) wird angeführt: „Nach der Inventarisierung von 1880 stand damals auf dem Hofe ein Bergfried von 8,50 x 7,50 m Flächeninhalt, 1,60 m



Massive Ostwand des Wohnhauses
auf dem Bötelschen Hof in Hedeper

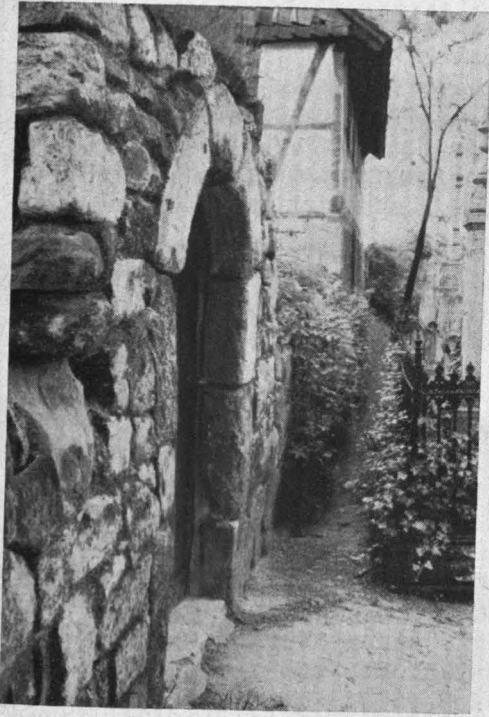


Der Bötelsche Burghof in Hedeper
von Südosten

Mauerstärke und mit einem rundbogigen Eingang von 2,30 m Weite, der in einen kellerartigen Raum mit spitzem Tonnengewölbe führte; an Stelle des massiven, übrigens flach gedeckten Obergeschosses war ein Fachwerkstock". Diese Erwähnung eines Bergfriedes ist selbst bei Berücksichtigung der z. T. ungenauen, z. T. falschen Maße und Einzelbeschreibungen recht wesentlich.

Der Bötelsche Hof als alter „Burghof“ hat sicherlich einen Bergfried besessen. Doch, — wo hat er einst gestanden? Wichtig war in diesem Zusammenhange die Erwähnung einer Kapelle, die ebenfalls auf diesem Hofe gestanden hat und noch in dem Feldriß eingezeichnet worden ist. Die Ostmauer des Bötelschen Grundstückes, d. d. die Mauer, die der Kirche zugewendet ist, zeigt — wie erwähnt —, kein einheitliches Gefüge. Äußerlich fällt schon ein Absatz mit einer senkrecht darin verlaufenden Trennungsfuge (spätere Ausfüllungen in ihr, die ständig notwendig waren!) auf, die beweist, daß hier an einen älteren Bau ein jüngerer angesetzt worden ist. Dieser Unterschied läßt sich auch in der Art des Gesteines und der Vermörtelung nachweisen. Der ältere Seitenteil, der eine Seitenlänge von 6,55 m aufweist, besitzt an den Ecken noch die Eckquader. Diese zeigen einwandfrei an, daß die Mauer zu einem älteren, kleineren, sehr festen Baukörper gehört hat. Interessant ist fernerhin, daß er gerade auf der höchstgelegenen Stelle der Anhöhe steht — nicht der Kirchturm (s. u.).

Die ebenfalls auf dem Bötelschen Hofe erwähnte „Kapelle“ ist um 1830 abgebrochen worden. Ihre Lage ist auf dem Feldriß noch eingetragen. Die An-



Tor in der Grenzmauer zwischen Kirchhof
und Bötelschem Hof in Hedeper



Der romanische Kirchturm in Hedeper
Aufn. Schultz (4)

gabe in Bau- und Kunstdenkmälern (III, S. 47) „östlich vom Bergfried“ läßt mit Recht die Vermutung zu, daß dort vielleicht in einem anderen Gebäude, das ebenfalls noch auf dem Feldriß vermerkt ist, der Bergfried stecken könnte.

In vielen Orten ist in der Kapelle eines solchen Burghofes das unterste Geschöß des Bergfriedes zu suchen. Hier scheint es nicht der Fall gewesen zu sein.

Topographisch gesehen, wies der Bötelsche Hof eine eigene Kapelle, einen Bergfried und einen sehr starken Bau an der Südseite auf. Er rechtfertigt damit völlig die 1426 erstmals erfolgte Benennung als „Burghof“. Ohne Frage war es der mittelalterlich befestigte Wohnsitz eines Grundherren auf einer leichten Anhöhe.

Auch die Kirche weist schon bei erster Betrachtung verschiedene Bauzeiten auf. In unserer Darlegung ist nur der Turm von Interesse. Er ist alt. Nach seinem Äußeren zu urteilen, macht er einen trutzigen Eindruck. Er zeigt rechteckigen Grundriß (äußere Maße: 9,32 m : 6,40 m). Die untere Westseite ist völlig erneuert. Der Eingang in der Nordseite ist später geschaffen. Die Schallöffnungen verlaufen rechteckig oder stichbogig; das Dach hat Zeltform. Im Turm findet sich kein Kellergeschoß, der Zugang vom Schiff in das Erdgeschoß ist nicht alt. Die innere Stockwerkeinteilung war ursprünglich anders als heute. Das erste Stockwerk, durch eine Holzterasse von unten zu erreichen, weist an der Süd- und Nordseite noch je vier Kragsteine auf, die aber jetzt nicht mehr als Balkenaufklammerung verwendet werden. Vom 2. Stockwerk führt eine Tür nach dem Dach-

Boden (Mauerstärke: 1,00 m). Auf den hier noch erkennbaren Kragsteinen liegen die Balken, die den Fußboden tragen. Ähnlich ist auch jetzt das 3. und 4. Stockwerk hergerichtet, das vornehmlich das Balkengerüst für die Glocken (eine mußte 1944 abgeliefert werden) enthält. Die östliche Außenseite des Turmes, vom Dachboden her betrachtet, läßt erkennen, daß das Dach einmal anders verlaufen ist. In diesem Turm der Kirche liegt ein Wehrturm, begründet in der romanischen Zeit, vor. Das alte Schiff wird ebenfalls Wehrcharakter gehabt haben.

Nach den Ergebnissen dieser Betrachtung muß für Hedeper folgende Entwicklung — zwar mit aller Vorsicht, da urkundliche Nachrichten in genügender Zahl fehlen — angenommen werden: Auf der Höhe lag ursprünglich ein befestigter Hof mit einem Bergfried. In näherer und weiterer Entfernung lagen um ihn herum eine größere Anzahl von Siedlungen. Es gab ein „maior“ und ein „minor Hedeper“. Erst nach Zusammenziehung um den Adelshof entstand: „novum maior Hedeper“. Der „Burghof“ blieb in alter Form mit Bergfried und eigener Kapelle bestehen. Um die Höhe herum entstanden im 12. Jahrhundert eine Reihe neuer Bauernhöfe. Für den Bau der Dorfkirche, die eine romanische Wehrkirche ehemals war, wurde von der Höhe des Burghofes ein Teil abgeschnitten. Der Verlauf dieser Grenze hat sich bis heute erhalten. Änderungen in Art neuer Zubauten lassen sich östlich der Kirche nachweisen. In Hedeper ist also nicht der Bergfried in den Kirchturm einbezogen. Er blieb auf dem benachbarten Hofe bestehen. Die Kirche wurde als selbständiger Bau aufgeführt.

Alte ostfälische Erntegeräte

Wortgeographische Beiträge zur ostfälischen
Stammeskunde

von Werner Flechsig

Wo heute der Mähdrescher in der Erntezeit die Kornfelder beherrscht, haben die alten, noch mit der Hand geführten Erntegeräte kein Daseinsrecht mehr. Sensen und Sicheln hängen, soweit sie nicht noch auf unebenem Gelände zum Wiesenmähen oder Futterschneiden gebraucht werden, ebenso wie die alten hölzernen Nachharken unbeachtet in verstaubten Winkeln auf Hausböden und in Geräteschuppen herum, bis der Holzwurm ihr Holzwerk zernagt hat, der Althändler ihre verrosteten Eisenteile um wenige Groschen erwirbt oder ein Museumsmann die noch am besten erhaltenen Geräte ins Museum holt. Ja, wie viele andere bäuerliche Arbeitsgeräte sind jetzt auch Sensen, Sicheln und Nachharken „museumsreif“ geworden, nachdem sie ungezählte Jahrhunderte hindurch alljährlich dem Landvolk unentbehrliche Dienste bei der Einbringung der Ernte geleistet hatten. Es ist nun für den Volkskundler Eile geboten, wenn er nicht nur Musterbeispiele aller verschiedenartigen Geräteformen sammeln, sondern auch deren Namen der Nachwelt erhalten will. Jahr für Jahr sterben uns ja mehr von den alten Bauern, Knechten und Tagelöhnern weg, die noch mit den alten Geräten gearbeitet hatten und sie bei ihren altüberlieferten mundartlichen Namen zu nennen wußten, und

nehmen ihr Wissen unwiederbringlich mit ins Grab, wenn es ihnen nicht vorher abgefragt wurde.

Zwar wurden die Namen der alten Erntegeräte bei deren Abbildung und Beschreibung in manchen volkskundlichen Werken wie z. B. von Andree¹⁾ und Bomann²⁾ bereits mit überliefert, aber nirgends finden wir Angaben darüber, wie weit diese von Landschaft zu Landschaft wechselnden Bezeichnungen verbreitet waren. Gerade solche Angaben wären jedoch für die Volks- und Stammeskunde von größtem Werte. Neben den Namen für Naturgebilde in der Landschaft, für Pflanzen, Tiere, Körperteile und Eigenschaften des Menschen sind es ja vor allem die Benennungen urtümlicher landwirtschaftlicher Arbeitsgeräte und Arbeitsvorgänge, die zum ältesten Bestande des Wortschatzes unserer Volkssprache gehören. Wo sich in diesen Bereichen der Sprachüberlieferung landschaftliche Sonderheiten feststellen lassen, dürfen wir also am ehesten hoffen, aus heutigen Verbreitungsgrenzen sinngleicher Wörter Erkenntnisse über frühgeschichtliche Volkstumsgrenzen und siedlungsgeschichtliche Vorgänge der Frühzeit gewinnen zu können.

Ich habe daher in die vom Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum seit 1951 versandten Mundartfragebogen auch Fragen nach den Benennungen der drei hiezulande gebrauchten Sensenarten, der Sichel und der großen Nachharke aufgenommen. Die Auswertung der eingegangenen Antworten führte zu überraschenden und bedeutungsvollen Ergebnissen, die im folgenden bekanntgegeben werden sollen, um auch in den noch nicht in solcher Weise untersuchten Nachbargebieten ähnliche Erhebungen anzuregen und so mit der Zeit zu großräumigen Übersichten zu gelangen. Für das Gebiet des ehemaligen Herzogtums Braunschweig können wir zum Glück zahlreiche Nachrichten über die Namen von Erntegeräten aus älterer Zeit zum Vergleich mit den Erhebungen aus dem Jahre 1951 heranziehen. In den 60er und 70er Jahren des 18. Jahrhunderts hatte nämlich der Konsistorialrat Hassel in Wolfenbüttel an alle Dorfgeistlichen des Landes Fragebogen versandt, um Unterlagen über die geschichtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in den einzelnen Dörfern für die von ihm vorbereitete Topographie des Herzogtums zu sammeln. Die allerdings recht unterschiedlich gehaltvollen und nur lückenhaft erhaltenen Antworten der Pastöre, die als Hasselsche Collectaneen im Staatsarchiv zu Wolfenbüttel aufbewahrt werden³⁾, enthalten zum Teil erfreulich ausführliche Schilderungen der Erntearbeiten und der dabei benutzten Geräte, die einen gewissen Überblick über die Verbreitung der einzelnen Gerätenamen vor 190 Jahren gestatten. Eine dieser Schilderungen hat O. Hahne als Musterbeispiel 1939 in unserer Zeitschrift veröffentlicht⁴⁾.

1. Die gewöhnliche Sense (Grassense)

Die gewöhnliche Sense, die heutzutage allein noch hier und da zum Anmähen der Kornfelder an ihren Rändern (*Forwett*, *Forwenne*, *Anewennije*, *Anewendel* usw.) sowie zum Grasmähen benutzt wird, hat ein langes, verhältnismäßig schmales Sensenblatt an einem langen, geraden Stiel (*Bōm*) mit querstehenden Griffen für beide Hände des Mähers. Sie heißt fast überall in Ostfalen mit Ausnahme der nördlichen Landstriche *Saiße* oder — wegen ihrer bevorzugten Verwendung zum Grasmähen — *Grāssaiße*. Dieser zweite Name begegnet uns in der verhochdeutschen Form „Grassense“ schon in den Pastorenberichten des 18. Jahrhunderts

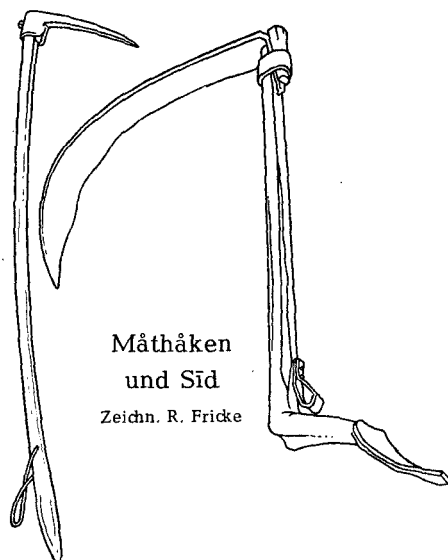
aus Ingeleben im Kr. Helmstedt, Flechtorf, Sickte und Volkmarode im Kr. Braunschweig, Küblingen im Kr. Wolfenbüttel und Thiede im Stadtkr. Salzgitter. Daneben kommen damals auch die Ausdrücke „große Sense“ oder „ordinäre Sense“ vor. Mit einer solchen Sense wurde damals im ganzen Kreise Helmstedt und in den Ostteilen der Kreise Braunschweig und Wolfenbüttel das Winterkorn (Roggen und Weizen) und das Rauhfutter (Bohnen, Erbsen, Wicken) abgemäht. Im nördlichen Ostfalen nennt man diese Sense nicht *Saiße*, sondern wie im Nordniedersächsischen zumeist *Sēßel* ⁵⁾. Zum *Sēßel*-Bereich gehören unter anderem der ganze Altkreis Isenhagen und vom Altkreis Gifhorn alle Orte im Winkel zwischen Ise und Aller, Neudorf-Platendorf und der ganze „Papenteich“, ferner vom Kreis Braunschweig die Orte Duttonstedt, Essinghausen, Harvesse, Meerdorf, Thune, Wendeburg, Wenden und Zweidorf, vom Kreis Peine alle Orte nördlich der Kreisstadt. Weiter nach Westen hin konnte ich in Ermangelung eines zusammenhängenden Beobachtungsnetzes die Form *Sēßel* nur stichprobenweise in den Kreisen Burgdorf (Immensen und Olerse) und Hannover (Hohenbostel) feststellen. Zwischen das nördliche *Sēßel*-Gebiet und das südliche *Saiße*-Gebiet schiebt sich nördlich von Braunschweig ein Übergangsstreifen mit der Ausgleichsform *Saißel* (c). Zu ihm gehören vom Kreis Braunschweig Bevenrode, Bortfeld und Völkenrode, vom Altkreis Gifhorn der ganze Ostteil zwischen Aller und Ise mit Ausnahme von Neudorf-Platendorf sowie vom „Hasenwinkel“ südlich der Aller die Orte Fallersleben und Sandkamp, vom Kreis Helmstedt der Vorsfelder Werder mit Ausnahme von Brackstedt, Eischott, Reislingen, Rühren und Velstove, wo, wie in fast allen Orten des Hasenwinkels, *Saiße* gilt. Für die nordöstlich angrenzende Altmark führt Danneil ⁵⁾ sowohl *Seiß'l* wie *Sēß'l* an, ohne jedoch auf die Verbreitung der beiden Formen näher einzugehen.

Lautgeschichtlich betrachtet, lassen sich weder *Saiße* noch *Sēßel* ohne weiteres an die altsächsische Form *sēgisna* anschließen, wie es in den Wörterbüchern meist geschieht. Die Zusammenziehung der Lautverbindung *egi* müßte auch in *sēgisna* schon im Mittelalter auf ostfälischem Boden zum Zwiellaut *ei* geführt haben, wie z. B. in *meine* ‚Gemeinde‘ und *Reineke*, der Koseform eines mit dem Bestimmungswort *Regin-* gebildeten Rufnamens. Das ist aber nicht der Fall. Noch um 1320 steht in den Goslarer Ratsstatuten *sesne* für ‚Sense‘ ⁶⁾. Erst 1641 erscheint der Zwiellaut *ei* in dem Nachlaßinventar des Braunschweiger Kaufmanns Statius Salge, wo „sechszehen stück Seissen“ aufgeführt sind ⁷⁾. Wenig später bringt das Nachlaßinventar des Braunschweiger Kaufmanns Barth. Ebeling von 1655 auch die Mischform *Saißel*. Noch zweifelhafter als bei *Saiße* erscheint mir bei *Sēßel* ein unmittelbarer Zusammenhang mit alts. *sēgisna*. Die Verengung des geschlossenen *ē* zu *ī* in der Form *Sīßel*, wie die Sense in Duttonstedt, Kr. Braunschweig, Abbenrode, Stederdorf und Vöhrum, Kr. Peine, gesprochen wird, setzt als Stammsilbenvokal der Ursprungsform entweder ein umgelautes germanisches *a* oder ein germanisches *ai* in offener Silbe voraus. Wichtiger als die Etymologie der Sensennamen ist für unsere Betrachtung aber ihre landschaftliche Verteilung. Wie die nordostfälische Form *Sēßel* sich an den Norden anschließt, so die ostfälische *Saiße* an den Westen, wo jenseits der Ober- und Mittelweser ebenfalls *Saiße* bzw. *Säiße* (bei Minden) gilt. Wir haben hier also eines jener wichtigen Wörter vor uns, aus denen engere Beziehungen zwischen Ost- und Westfalen sichtbar werden. Diese Gemeinsamkeiten reichen wahrscheinlich in recht alte Zeit zurück.

2. Die Kniesense

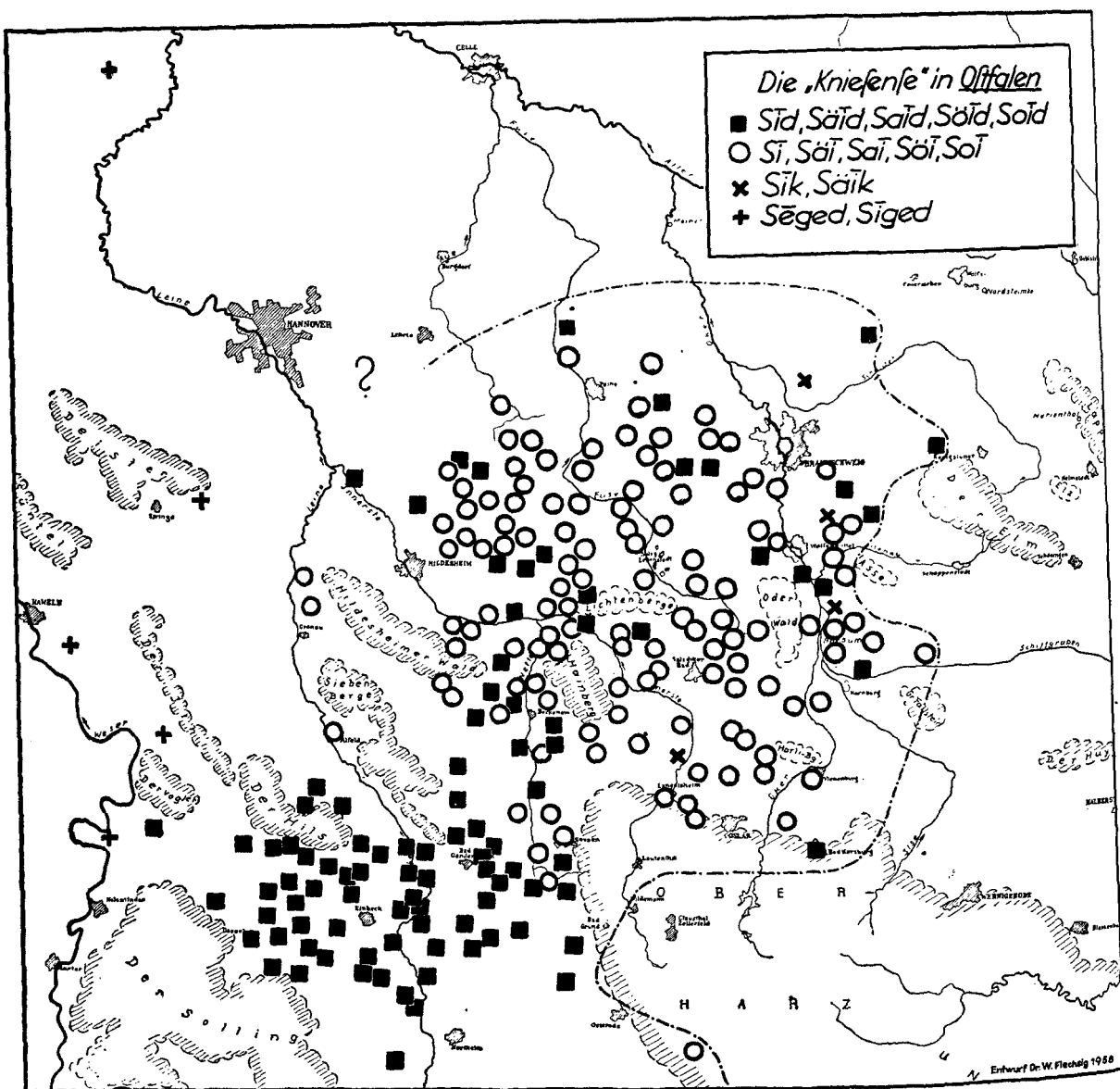
Während die gewöhnliche Sense als Grassense in ganz Ostfalen bekannt ist, scheint eine andere Sensenart nur im westlichen Ostfalen und im Westteil des ostfälischen Kerngebiets heimisch gewesen zu sein. Richard Andree hat sie in seiner „Braunschweiger Volkskunde“ abgebildet und beschrieben⁸⁾. Sie unterschied sich von der gewöhnlichen Sense (Grassense) durch ihr kürzeres, breiteres und stärker gekrümmtes Sensenblatt und durch den kürzeren, knieförmig im stumpfen Winkel abgebogenen Stiel, der sich am Ende zu einer flachen Stützplatte für den Unterarm des Mähers verbreiterte. Wegen des knieförmigen Stieles hat Andree das Gerät als „Kniesense“ bezeichnet, und dieser Name hat sich in der volkskundlichen Literatur eingebürgert. Ihr mundartlicher Name in Ostfalen war jedoch *Sī d* (*Sāid*, *Said*, *Sōid*, *Soīd*) oder *Sī* (*Sāi*, *Saī*, *Sōi*, *Soi*). Mit dieser Sense wurden die zu mähenden Halme nicht wie mit der Grassense in einem weit ausholenden, ruhigen Zuge durchschnitten, sondern mit kurzen raschen Hieben, ähnlich der Handhabung der Sichel, abgehauen. Dabei diente ein etwa meterlanger Stock mit einem am unteren Ende rechtwinklig befestigten Eisenhaken, der vom Mäher in der anderen Hand geführt wurde, zum Zusammenraffen und Auffangen der fallenden Halme. Dieses Gerät nannte man in Ostfalen *Māthāken*. Seine Handhabung schildert ausführlich der von Hahne veröffentlichte Pastorenbericht aus Lobmachersen um 1775⁹⁾.

Das *Sī(d)* läßt sich dank den Antworten auf meine Umfrage vom Jahre 1951 unter Einbeziehung der Katalogangaben für einige Kniesensen im Braunschweigischen Landesmuseum noch für 209 ostfälische Orte nachweisen, und zwar in den Kreisen Braunschweig (13), Wolfenbüttel (32), Goslar (18), Salzgitter (13), Peine (14), Burgdorf (1), Hildesheim-Marienburg (43), Alfeld (6), Gandersheim (43), Holzminden (5), Einbeck (23), Northeim (2), Osterode (5), Zellerfeld (1) und Blankenburg-West (1). Dazu kommen noch 4 Orte, in denen das unverständlich gewordene Wort *Sī(d)* zu *Sīk* bzw. *Saīk* entstellte wurde, nämlich Bredelem im Kr. Goslar, Kissenbrück und Salzdahlum im Kr. Wolfenbüttel und Waggum im Kr. Braunschweig, von denen die letzten drei am Ostrande des ostfälischen Verbreitungsgebietes der Kniesense liegen. Seine Ostgrenze verläuft von Bad Harzburg am Nordrande des Harzes, wahrscheinlich den von mir nicht mit erfaßten Kreis Wernigerode in nordöstlicher Richtung durchquerend, zunächst nach Hessen am Fallstein, biegt dann nach Nordwesten um und zieht sich über Roklum, Kl. Biewende, Gr. Denkte und Volzum im Kr. Wolfenbüttel nach Bornum am Nordwestrande des Elms und Waggum im Kr. Braunschweig. Nach Norden hin reicht das Wort *Sī(d)* zwischen Oker und Leine nach meinen Unterlagen im Kr. Braunschweig bis Lamme, Fürstenau und Meerdorf, im Kr. Peine bis Woltorf, Abbenrode, Mehrum und Clauen, im Kr. Burgdorf bis Immensen, im Kr. Hildesheim-M. bis Rautenberg, Harsum und Sarstedt, im Kr. Alfeld bis Burgstemmen an der Leine.



Māthāken
und Sīd

Zeichn. R. Fricke



Zwischen Leine und Weser stoßen wir nördlich des Voglers schon auf einen anderen Namen für die Kniesense, der in Anlehnung an das westfälische Wort *sieged* unter dem Einfluß der ostfälischen Tondehnung teils als *Sēged* (Halle im Kr. Holzminden, Hastenbeck im Kr. Hameln-Pyrmont, Völksen im Kr. Springe und Bevensen im Kr. Neustadt a. Rbg.), teils verengt als *Sīged* (Reileifzen, im Kreis Holzminden) erscheint. Nach Süden hin konnte ich die Verbreitungsgrenze der Kniesense im westostfälischen Berglande zwischen Harz und Weser wegen des Fehlens von Gewährsleuten in den Kreisen Northeim, Münden, Göttingen und Duderstadt leider noch weniger genau abtasten. Heinrich Sohnrey, der 1908 im

Kr. Einbeck sowohl Erwachsene wie Kinder noch mit *Soïd* und *Mâthâken* hatte mähen sehen, berichtete 1929 davon, daß diese Geräte in den Sollingdörfern Eschershausen und Relliehausen „von altersher“ angefertigt worden seien, daß er sie aber außerhalb des Kr. Einbeck im südlichen Hannover nicht beobachtet habe¹⁸⁾. Sie waren jedoch sicher früher noch weiterhin nach Süden bekannt. Ich ermittelte sie durch Stichproben in Schnedinghausen und Hohnstedt, Kr. Northeim, Dögerode, Düderode, Sebexen, Kalefeld und Eisdorf, Kr. Osterode, Lonau, Kr. Zellerfeld und Neuhoof bei Walkenried am Südharz im Kr. Blankenburg. Ferner läßt sich zum mindesten für das 18. Jahrhundert die Verwendung des *Sî(d)s* im Kr. Duderstadt nachweisen. Um 1770 schrieb nämlich der Pastor von Badenhausen am Westharz zwischen Bad Grund und Osterode in seinem Bericht über die Erntearbeiten mit Sensen, Haferzeugen und Sicheln: *„Außerdem lassen hier viele ihre Früchte durch Eidsfeldische Arbeiter, so dessen gewohnt sind, mit einem Sieh mähen“*.

Nach den Pastorenberichten des 18. Jahrhunderts wurde das *Sî(d)* in Bortfeld, Köchingen und Wedtlenstedt, Kr. Braunschweig, Ahlum, Harlingerode, Kalme und Seinstedt, Kr. Wolfenbüttel, Astfeld und Langelshausen, Kr. Gandersheim, nur zum Mähen des Rauhfutters gebraucht, während das Winterkorn dort mit der Grassense abgeerntet wurde. An anderen Orten, wie z. B. Alvesse, Bodenstedt und Vallstedt im Kr. Braunschweig, Fümmlse und Sauingen im Kr. Wolfenbüttel, Bruchmachtersen, Lesse, Lobmachtersen und Thiede im Stadtkr. Salzgitter diente das Gerät außerdem auch zum Mähen des Winterkornes (Roggen und Weizen), hatte also mit Ausnahme des Grasschnittes dieselben Aufgaben zu erfüllen, für die man im östlichen Ostfalen die Grassense benutzte. Die Grenze zwischen der Verwendung des *Sî(d)s* und der Grassense verlief im 18. Jahrhundert, soweit es die lückenhaften Nachrichten darüber erkennen lassen, in großen Zügen schon ebenso wie die für die Gegenwart ermittelte Ost- und Nordgrenze des Wortes *Sî(d)*. Während nach Osten hin das *Sî(d)* bis Harlingerode (1776), Seinstedt (1771) und Ahlum (1775), nach Norden hin bis Wedtlenstedt und Bortfeld (1776) bezeugt ist, erwähnen die gleichzeitigen Berichte schon aus Berklingen, Schöppenstedt, Lucklum, Sickte, Hordorf, Hondelage, Volkmarode, Bienrode und Harvesse nur Sensen und Haferstelle als Mähwerkzeuge.

Der Name der Kniesense wird in den Berichten des 18. Jahrhunderts fast immer als „*Sie*“ oder „*Sieh*“ wiedergegeben, nur der Harlingeröder Pastor schrieb „*Sied*“ und sein Lichtenberger Amtsbruder „*Werkzeuge, die man hier Siete nennt*“. Die Form ohne auslautenden Dental findet sich auch in den 1677 geschriebenen „*Allerhand Nachrichten des Fürstlichen Residenzamts Wolfenbüttel*“ vom Wolfenbütteler Oberamtmann Matthäi, wo es heißt: „*Wenn die Rocken- oder Weizen-Ernde vor dem Hertzogen Thore angehen soll, erscheinen alle Unterthanen der Gerichte Bettmar, Evessen, Saltzdahlum und Asseburg mit Säensen, Sieen oder Sicheln*“¹⁹⁾. Noch etwas früher werden im Nachlaßinventar des Braunschweiger Kaufmanns Barthol. Ebeling von 1655 unter den verkauften Waren, deren Bezahlung noch ausstand, „eine Siehe“ im Besitz des Tile Hantelman in Hoheneggelsen und „2 Siehe“ genannt. In der fürstl. wolfenbüttelschen Taxordnung von 1645 ist der Tagelohn in der Erntezeit „mit dem Sieh für einen Morgen Weizen / Rokken / Erbsen / Bonen / Wikken“ auf 7 Mg. angesetzt, „mit der Sense“ aber auf 5 Mg. und „mit dem Habertawe“ gar nur, je nach der Getreideart, auf 3—4 Mg. In der gleichen Taxordnung begegnet uns jedoch auch die Form „*Syeht-Sense*“ unter den Schmiedewaren. Die gleiche Form, nur

anders und richtiger geschrieben, begegnet uns in einer Lohnrechnung des Braunschweiger Waisenhauses B. M. V. von 1523, wo es heißt: „3 Schilling vor 2 Morgen lagergerste mit dem Syde tho meygen vor dem Steyndore“ und im Nachlaßinventar des Braunschweiger Bürgers Hans Rithusen von 1486, wo „1 side dar me mydde meyget“ aufgeführt ist. Die älteste Erwähnung unseres Sensennamens fand ich in den Goslarer Ratsstatuten um 1320, wo neben „sesne“ und „sekelen“ auch „syde“ unter den Schmiedeerzeugnissen genannt werden¹²⁾. Die Form mit auslaufendem *t* oder richtiger *d* herrscht noch heute im westostfälischen Berglande zwischen Harz und Weser vor und ist darüber hinaus vereinzelt auch noch im ostfälischen Kerngebiet zwischen Nettetal und Elm bis zur Ostgrenze des Kniesensenbereiches bekannt, so in Bad Harzburg, Seinstedt, Neindorf, Volzum, Hötzum und Bornum. Insgesamt wurde mir die Form *Sid* (*Säid*, *Said*, *Söid*, *Soïd*) aus 106 Orten gemeldet. Sie ist sicher die ursprünglichere. Der Schwund des auslautenden *d* ist so zu erklären, daß der Name des Gerätes vorwiegend in der flektierten Form „*midd'en Sīde*“ gebraucht wurde und dabei das *d* zwischen langem Stammsilbenvokal und dem tonlosen *e* der Endsilbe nach ostfälischem Lautgesetz ausfiel. Aus dem Dativ *Sī'e* wurde dann fälschlich ein neuer Nominativ *Sī* gebildet.

Diese ältere Namensform *Sid* eröffnet uns eigenartige Ausblicke auf die Herkunft des Gerätes und damit nicht nur auf Kulturströmungen, sondern vielleicht auch auf Siedlerwanderungen in alter Zeit. Aus dem nordniedersächsischen Raume kann die Kniesense nicht nach Ostfalen gelangt sein, denn dort im Norden sind anscheinend Wort und Sache unbekannt bis auf die Vierlande bei Hamburg und die holsteinischen Marschen, wohin das Gerät unter dem Namen *Sicht(e)* von niederländischen Siedlern im 12. Jahrhundert mitgebracht sein wird. In den Niederlanden, in Belgien, im Rheingebiet (z. B. Moselland und Westerwald) und im westlichen und südlichen Westfalen war dagegen die Kniesense weitverbreitet. M. Schwabe, der 1939 im 30. Jahrgange unserer Zeitschrift über eigene Erfahrungen beim Mähen mit der Sichte in der holländischen Provinz Groningen berichtete, wies darauf hin, daß die Sichte auch in Oldenburg und Ostfriesland damals noch gut bekannt, aber weniger in Gebrauch gewesen sei. Im Zettelarchiv des Westfälischen Wörterbuches zu Münster finden sich für die Kniesense die Bezeichnungen *Sicht* (vor allem im südlichen Westmünsterland, Recklinghausen und Grafschaft Mark), *Sieget* im Münsterland und Siegerland, *Sait* oder ähnlich im Westmünsterland und *Siden* im Kr. Soest¹³⁾. Aus dem östlichen Westfalen sind dagegen Wort und Sache bisher nicht zu belegen.

Während *Sieged* und *Sicht* wohl mit Recht von einer germanischen Ausgangsform hergeleitet werden, die im Angelsächsischen als *sigde* und im Altnordischen als *sigdr* bezeugt ist und im Mittelniederdeutschen als *segede* erscheint, ist das nach meiner Meinung bei unserem *Sid* und den westfälischen Formen *Sait* und *Siden* nicht angängig. Aus einem altniederdeutschen *sigde* hätte sich auch in Ostfalen unter Senkung und Tondehnung des alten kurzen *i* in offener Silbe *sēgede* entwickeln müssen, das allenfalls im ostfälischen Kerngebiet, nicht aber im Westostfälischen zu einer neuostfälischen Form *Sēde* hätte abgeschliffen werden können, da nur östlich des Nettetales seit dem 17. Jahrhundert *g* zwischen langem Stammsilbenvokal und dem tonlosen *e* der Endsilbe ausgefallen ist. Das lange *i* des 17./18. Jahrhunderts in den Schreibformen *Sieht* und *Sie(h)* und der daraus im westlichen Ostfalen hervorgegangene Zwiellaut der gesprochenen mundartlichen

Formen (*āi, ai, ōi, oi*) setzt dagegen auch in der frühmittelalterlichen Vorform bereits ein altlanges *i* voraus. Das finden wir nur in dem ebenfalls angelsächsischen Worte *side* ‚Sense‘, das im älteren Englischen als *sithe* fortlebte, bis es durch die heute gültige, verballhornte Form *scythe* verdrängt wurde.

Es ist verlockend, die Einführung des *Sids* als Wort und Sache in Ostfalen den Angeln zuzuschreiben, die ja nicht nur an der Eroberung Englands beteiligt waren, sondern auch mit Warnen und Herulern zusammen gegen Ende der Völkerwanderungszeit in das Harzvorland gekommen sind. Dagegen spricht jedoch die auffallende Erscheinung, daß gerade im östlichen Ostfalen, wo man nach der bisherigen Ansicht der Historiker und Namenforscher am ehesten mit der Ansiedlung jener Nordgermanen rechnen kann, das *Sid* in der jüngsten Vergangenheit und schon im 18. Jahrhundert nicht bekannt gewesen zu sein scheint. Auch in der schleswig-holsteinischen Urheimat der Angeln ist nach Mensings Wörterbuch Wort und Sache für die Neuzeit nicht bezeugt. Schwierig zu erklären wäre auch bei der Herleitung des *Sids* von den Angeln das Auftreten der Namen *Sait* und *Siden* in Teilen Westfalens, für die über eine nordgermanische Zuwanderung in frühgeschichtlicher Zeit bisher nichts bekannt ist. Andererseits fehlt auch eine unmittelbare Verbindung zwischen dem ostfälischen *Sid*-Gebiet, dem westmünsterländischen *Sait*-Gebiet und dem *Siden*-Gebiet der Soester Börde, die eine Verbreitung dieser Namensform durch jüngere Kulturströmungen herüber oder hinüber als möglich erscheinen ließe. Die Sonderstellung Ostfalens in der Bewahrung dieses altertümlichen Reliktwortes tritt dadurch noch auffälliger in Erscheinung, daß Wort und Sache anscheinend auch in den südlich angrenzenden Teilen Hessens und Thüringens nicht überliefert sind. Wir haben im *Sid* also ein noch ungeklärtes siedlungsgeschichtliches Problem vor uns.

Im nächsten Hefte werde ich bei der Behandlung ostfälischer Benennungen für die Gestellsense, die Sichel und die Nachharke auf weitere ungelöste Rätsel der Wortgeographie unseres Raumes aufmerksam machen.

1) Richard Andree: Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. Braunschweig 1901.

2) Wilhelm Bomann: Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen. Weimar 1927.

3) Landschaftsbibliothek Nr. 1225 im Niedersächs. Staatsarchiv Wolfenbüttel.

4) Otto Hahne: Alte Erntebräuche (in: Braunschweigische Heimat. 30. Jahrg., 1939, S. 4—8).

5) Die Angaben über die Namensformen der Grassense im Kr. Gifhorn sind einem noch unveröffentlichten Wortatlas des Wolfenbütteler Mundartforschers Dr. Fritz Tita entnommen, der dankenswerterweise Pausen seiner Sprachkarten dem Braunschweigischen Landesmuseum großzügig zur wissenschaftlichen Auswertung überließ.

6) J. F. Danneil: Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart. Salzwedel 1859.

7) Urkundenbuch der Stadt Goslar, herausg. v. Bode, Bd. 3, S. 344.

8) Dieses und die im folgenden erwähnten Nachlaßinventare von Braunschweiger Bürgern befinden sich im Stadtarchiv Braunschweig.

9) a. a. O. wie 1); hier S. 243 f.

10) a. a. O. wie 4); hier S. 7.

11) Heinrich Sohnrey: Tchiff, tchaff, toho! Gestalten, Bräuche, Geschichten und Sagen aus dem Sollinger Walde. Berlin 1929. S. 156.

12) Handschrift im Braunschw. Landesmuseum f. Geschichte u. Volkstum.

13) a. a. O. wie 6).

14) Diese Angaben aus Westfalen verdanke ich einer brieflichen Auskunft von Herrn Dr. F. Wortmann, der das Westfälische Wörterbucharchiv in Münster betreut.

Die Geburtstagsfeier des Prinzen Ludwig Rudolf in Wolfenbüttel am 22. Juli 1701

Ein Kulturbild der Barockzeit

von Otto Hahne

Die letzten Jahrzehnte des siebzehnten Jahrhunderts waren eine Hochblüte des Barock als Ausdruck fürstlicher Machtvollkommenheit. Während die Raubkriege König Ludwigs XIV. von Frankreich in Süddeutschland, am Rhein und in den Niederlanden ausgefochten wurden und nur einige braunschweigische Regimenter daran beteiligt waren, genoß das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel damals die Segnungen eines klug von der Staatsverwaltung gesteuerten Wiederaufbaus nach den schweren Schäden, die der Dreißigjährige Krieg auch in ihm hinterlassen hatte. Immer mehr zog sich der Herzog Rudolph August, der eine stille Zurückgezogenheit, Freuden der Pirschjagd und wissenschaftliche Beschäftigung mit religiösen Fragen liebte, mit seiner von ihm sehr geliebten morgantischen Gemahlin Rosine Elisabeth Meuthen in den „Grauen Hof“ zu Braunschweig zurück, zumal es ihm ärgerlich war, daß mancherlei Zurücksetzungen vor den fürstlichen Herzoginnen für sie bei großen Empfängen scheinbar nicht zu beseitigen waren.

Sein betätigungsfroher, politisch energischer und literarisch weit bedeutenderer Bruder Anton Ulrich — seit 1685 regierten beide gemeinsam — aber schuf sich mit seiner eigenen großen Familie, denn die beiden Söhne mit ihren Gemahlinnen wohnten auch im Schlosse Wolfenbüttel, und den am Hofe miterzogenen Prinzen und Prinzessinnen von Bevern und Holstein einen großen Hofstaat, bei dessen zahlreichen Festen und Empfängen das französische Beispiel des Sonnenkönigs als das bewunderte Vorbild nachgeahmt wurde.

Vom Frühling an bis in den Herbst hinein strebte man aus dem engen und kalten Stadtschlosse in Wolfenbüttel hinaus nach den vor den Toren der Festung gelegenen Gärten und Lustschlössern. Herzog Anton Ulrichs Gemahlin besaß in Salzdahlum einen neu angelegten Park mit einem Lustschloß in italienischem Geschmack, das dann durch den bekannten Prunkbau im französischen Stil ersetzt wurde. Rosine Elisabeth Meuthen erbaute ihr kleines Lustschloß in Vechelde; der Erbprinz August Wilhelm hatte sein Jagdschloßchen im Elm zu Langeleben und einen Garten mit Sommerhaus vor dem Harztore. Herzog Ludwig Rudolf, der jüngste Sohn Anton Ulrichs, hatte dem Grafen zur Lippe einen schönen Garten vor dem Herzogtore abgekauft, den er oft besuchte, um nach der Scheibe zu schießen und die Sommertage dort zuzubringen. Auch seine Gemahlin Christine Luise, eine geborene Prinzessin von Ottingen, weilte gern mit ihren Hofdamen und ihren drei Töchtern in einem eigenen Garten.

Wie es nun bei den Gartenfesten dort zugeht, schildert ein Bericht des Herzogs Ludwig Rudolf in seinem Tagebuche, das er in den Jahren 1701/02 niedergeschrieben hat. Sehr genau verzeichnet er die Tagesereignisse, seien es Empfänge der Gesandten befreundeter Fürstenhäuser oder Besuche der fürstlichen Verwandtschaft, seien es Theatervorführungen und Einkäufe auf den Messen in Braunschweig, Militärparaden und Bauernhochzeiten, die Einweihung des Jungfrauen-

klosters zur Ehre Gottes in Salzdahlum, die Weihnachtsfeier oder Geburtstage der Familie mit Festkonzerten und Balletts in antiken Kostümen. Auch Ein- und Ausgaben sind notiert, die Ankäufe von Büchern und Geschenken, die Trinkgelder bei verschiedenen Gelegenheiten, ja selbst die Gewinne oder Verluste im Kartenspiel werden mitgeteilt. Von einem Gartenfeste zur Feier seines Geburtstages aber gibt er folgende genaue Schilderung (Codex Blancoburgiensis 28 der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel):

„Des Abends an Meinem Geburtstage (22. Juli) tractirete Mich meine Gemahlin (Christine Luise von Ottingen) auf Ihrem Gartten in einer Großen Allee, so sie hatte dazu laßen zu rechte machen, und waren nachfolgende Persohnen mit darbey: Der Prinz August von Bevern (August Ferdinand 1677–1704), Meine älteste Tochter (Elisabeth Christine, geb. 1691, † 1750; 1708 Gemahlin Kaiser Karls VI.), der Obristlieutenant Bobard, die Fräulein Hathausen und Monsieur Campen. Meine Gemahlin hatte des Prinz August's seine bande Hautbois kommen laßen, welche bey der Tafel aufwarteten und verkleidet waren als Bauren, wie denn auch Meiner Gemahlin und Meine Bedienten sich als Bauermädgens verkleidet hatten und bradte mir jede ein sonderliches Praesent von Meiner Gemahlin. Sie waren alle postiret en hay, als Ich kahm, und standen auf beiden Seiten der Treppen, die ins Haus gehet. Bey jeglichem Praesent war ein Vers mit beygefüget, die lauteten, wie folget:

1. Juliana ein Waschmädgen aus dem Waschhause überreichte Mir einen Korb voll Eyer nebst beygefügeten Versen:

Ich trage Eyer auf, nun möchte jemand fragen,
Ob es um Eyer denn so was Besonders sey?
Ja allerdings! Denn, wie Uns die Gelehrten sagen,
Soll ein jedwedet Ding entspringen aus dem Ey . . .

2. Die Gartengewächse präsentirete der Gärtner Conrad:

Dies, was die Erde trägt, gebaut durch kluge Hand,
Das trag' ich auf den Tisch, wer wolte es verschmähen?
Wir pflegen selbst die Erd' als Mutter anzusehen,
Und so sind Garttenfrücht' Uns allen auch verwandt.

3. Eine Schüssel voll Wildpret praesentirete der Jäger Christoph Müller:

Hier stellt durch meine Hand sich etwas Wildpret ein,
Doch ist's soweit nicht her, es ist aus Unsern Büschen.
Das zartste Wildpret, und das sich gar selten läst erwischen,
Soll, wie man etwann sagt, die edle Wahrheit sein.

4. Allerhand Käse praesentirete der Lacquey Conrad:

Was ich nebst andern zum Geschenke bringe dar,
Das sahe man vorhin gleich als ein Wasser fließen,
Da nämlich, als es Milch, und noch nicht Käse war,
Jetzt ist es Käs' und pflegt die Mahlzeit zu beschließen.

5. Die Butter hieran praesentirete Haß Jürgen, so damahls Lacqueye bey Mir war:

Ich trage Butter auf, Wie? Ist dies nicht zu schlecht?
Mit Butter und mit Brod, wie die Geschichten melden,
Begnügte sich sonst nicht nur der gemeine Knecht,
Nein, sondern es ward auch zur Speise großer Helden.

6. Allerhand Hühner praesentirete Andres, so auch bey Mir Lacquey war:

Sind diese Hühner gleich nicht von der Weißen Hennen,
Die des August's Gemahl aus freyer Luft auffing,
Sind sie jedoch gleichwohl, acht' ich, nicht so gering,
Daß als ein schlecht Geschenk sie nicht bestehen können.

7. Allerhand Gläser praesentirete Haß Jürgen, damahliger Lacquey bey dem Prinz August von Bevern:

Ist mein Geschenk gleich schlecht, weil Glas gar leicht zerbricht,
So ist es dennoch hoch in diesem Stück zu achten,
Man kann, was in ihm liegt, als offenbahr betrachten,
Es duldet keine List und heget Falschheit nicht.

8. Den Brantewein oder Aquavit praesentirete der Lacquey bey Meiner Gemahlin Valentin:

Ich lief're hier von Wein und Korn das fünffte Wesen,
Das durch die Glut und Kunst ist an den Tag gebracht,
Das Allerbeste, so sich find't in unsrer Macht,
Das haben Wir, Mein Prinz, Dir zum Geschenk erlesen.

9. Einen Korb voll Citronen und Pomerantzen praesentirete der Cammerdiener Wegscheider:

Ich lief're hier, Mein Prinz, beglückter Länder Früchte.
Wer hett' in Teutschland sie vordessen wohl gesucht?
Jedoch was wächst nicht vor angenehme Frucht
Bey Deiner Stralen Schein und hochbeglücktem Lichte.

10. Allerhand Weine praesentirete Mein Cammerlacquey Berend Lüppels:

Ich lief're hier den Saft der freudenvollen Reben,
Ein jeder ist ergötzt, wer diesen Trank genießt,
Solange Du bey Uns, Durchleuchster Prinz, auch bist,
Wird keines Anmuths stamb Uns süß're Früchte geben.

11. Ein Stück holländische Leinwand präsentirete der Page Trescau:

Was lachst Du? Doch ich weiß, Du wirst vielleicht recht lachen,
Daß man dies mein Geschenk nicht etwan essen kan.
Was aber schadet's? Steht's niemand zu essen an,
So kann man doch darauß wol Tafeltücher machen.

12. Etwas Porcelain präsentirete der Page Katte:

Schaut, dies Gefäße pflegt kein Gifft in ihm zu fassen,
Ich lief're es, großer Prinz, hier zum Geschenke ein,
Wie dieses eh' zerspringt, eh' es wolt untreu seyn,
So wünscht' in dero Dienst ich gleichfalls zu erblassen.

Als ich nun durch selbige hinauff in den Saal des Lusthauses gekommen war, fand Ich auf etlichen daran bereiteten Stülen ein gantzes Kleid von Couleur Isabel, daran eine Weste von Drap d'Argent nebst aller Zubehör, welches Mir Meine Gemahlin auch auf diesen Tag verehrete. Des Abends aßen Wir draußen in der gemachten Allee und waren folgende Personen an der Taffel, wie die genannten, und warteten obgemeldete Bedienten in denen Kleidern, wie sie vorhero gewesen, auf. Bey der Tafel bekam Ich und der Prinz August

SALZGITTER-GEHBARDSHAGEN

Außenseite des Pallasgebäudes auf der Burg,
erbaut im 12. Jahrhundert.



SALZGITTER-GEHBARDSHAGEN

Blick vom Burghof auf das Torhaus mit Gerichtslaube (Obergeschoß von 1672) und das durch Umbauten ver-
unstaltete Pallasgebäude.

Foto: Dr. Schultz



SALZGITTER-ENGERODE

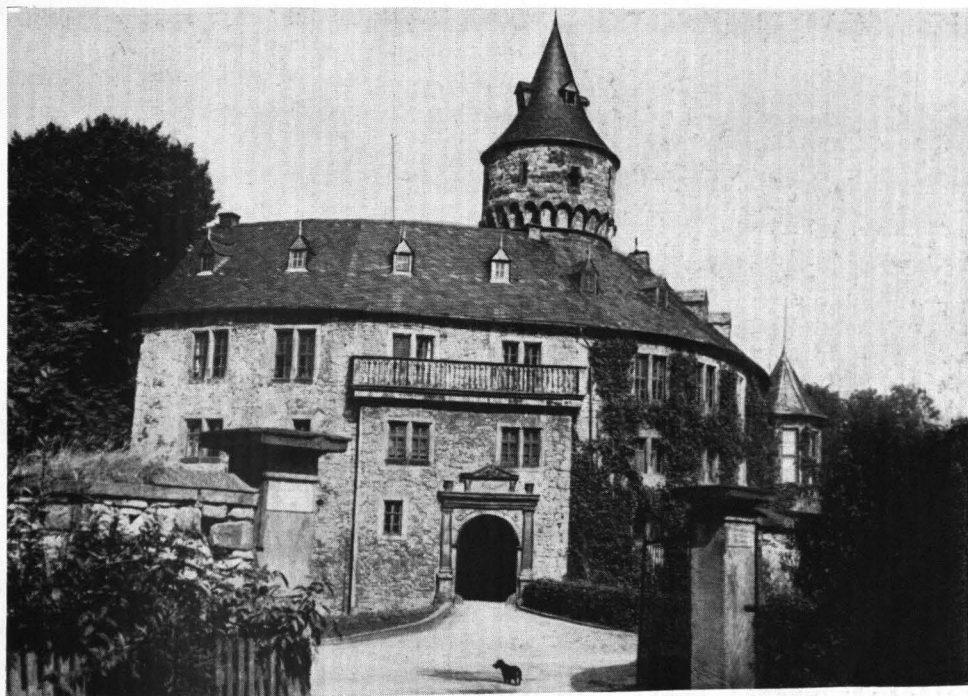
Ehemalige Klosterkirche, vor 1236 erbaut, entstanden aus dem Bergfried des Adelshofes Thietmars von Oddingerode.



SALZGITTER-BARUM

Archidiakonatskirche mit romanischem Turm und Schiff, Chor gotisch.

Foto : Dr. Schultz



OELBER AM WEISSEN WEGE, Kreis Wolfenbüttel
Mittelalterliche Wasserburg, von Süden gesehen.



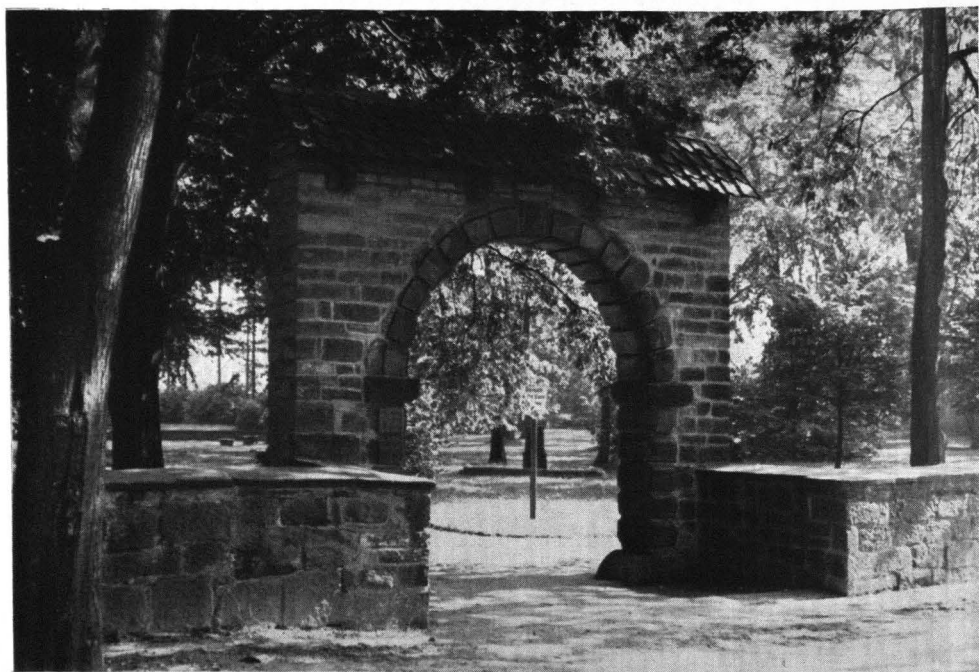
OELBER AM WEISSEN WEGE,
Kreis Wolfenbüttel
Renaissance-Giebel der Unterburg von 1594.

Foto: Dr. Schultz



SALZGITTER-GITTER

Mittelalterlicher Ritterhof, genannt „Garssen-Hof“, mit Wohnhaus von 1557.



SALZGITTER-BAD

Sandstein-Tor, früher am „Garssenhof“ in Salzgitter-Gitter, als Eingang zum Vöppedter Friedhof wieder aufgebaut.

Foto: Dr. Schultz

jeder auf seinen Teller eine reiche stoffene Mütze à la Dragon und hatte Mir Meine Tochter kurtz vor der Tafel eine Bibel geschenkt, deren man sich in Anhörung der Predigten wegen ihres kleinen Formats gemächlich in Nachschlagung der angeführten Örtler bedienen kunte; ist also dieser Tag glücklich und wohl mit gutem Vergnügen von Uns geendiget worden.“

Gegenüber den prunkvollen Geburtstagsfeiern für den regierenden Herzog und seine Gemahlin ist der Rahmen solcher Feiern für einen Prinzen, dessen Einkünfte viel geringer waren, natürlich weit schlichter und die Zahl der eingeladenen Gäste klein. Daß aber auch trotzdem in einer stimmungsvoll und sinnig ausgestalteten Form der Geburtstag gefeiert werden konnte, zeigt dieser schlichte Bericht, der uns einen tiefen Einblick in das interne Hofleben jener Zeit gewährt.

Aus dem alten Rübke

von Karl Böhme

3. Die Ernährung

Wollten wir uns bei den alten Rübke in Kost geben, so würden wir zwar nicht hungern, aber mit ihnen sehr einfach abgespeist werden, durchaus ihren sonstigen Verhältnissen entsprechend. Uns würde diese Ernährungsweise sehr ungewohnt vorkommen. Denn wir müßten auf manches verzichten, was uns unentbehrlich dünkt, größtenteils auf Fleisch und Zucker, namentlich aber auf Kartoffeln und Kaffee, zwei Dinge, die erst gegen Ende der alten Zeit in Gebrauch kamen und auch da nur wenig. Wir müßten uns im wesentlichen begnügen mit Roggen- und Weizenmehl, Graupen und Grieß; Hülsenfrüchten, besonders mit Erbsen, aber auch Linsen und zuletzt Bohnen; Weißkohl, Braunkohl und Salat, sowie Möhren und Steckrüben; Äpfeln, Birnen und Zwetschen; Eiern und Milch.

Das wenige Fleisch, das verzehrt wurde, lieferten nicht vorwiegend die Schweine, ihnen machten Rindvieh, Schafe, Gänse und Hühner den Ruhm der Fleischversorgung streitig. Ausnahmsweise mag sich auch wohl ein Stück Wild in die Dorfküchen verirrt haben. Was an Fetten vom Vieh gewonnen wurde, Butter, Talg, Schmalz und Speck, war so knapp, daß viel Saat- und Buchöl daneben verbraucht wurden. Der Bedarf an „Opsmär“ war zwar viel geringer als jetzt, da nicht wenig eitel Brot gegessen wurde. Aber Butter, Schmalz und Schmierkäse reichten längst nicht dafür aus, auch nicht die Ölmischungen, auf die man sich verstand. Es mußte auch noch viel Obstmus zur Aushilfe genommen werden. Unter den fremden Erzeugnissen, die zu haben waren, stand wohl Salz und Reis voran. Dazu kamen Essig, einige Gewürze, etwas Zucker und zuletzt Kaffee. Die Speisekarte konnte danach nicht reichhaltig sein. Diese Erwartung wird bestätigt durch eine nähere Betrachtung der Einzelheiten. Für die späte Bekehrung zur Kartoffel ist bezeichnend, daß das Mittagsbrot, das der Pastor seinen Fuhrleuten bei Leistung der Spanndienste bot, noch 1770 ohne Kartoffeln war. Und wie wenig das Fleisch in der Gesamternährung bedeutete, geht aus dem Sprachgebrauch hervor, nach dem unter Hausmannskost Fleisch oder Wurst und dergleichen nicht verstanden wurde.

Das Schwarzbrot war gröber und dunkler als jetzt und von kräftigerem Geschmack. Daneben maß man dem Weißbrot wenig Nährwert bei. Übrigens gab es dies nur zeitweilig, wenn nämlich Kuchen — in viel kleinerer Zahl und mit

weniger Zutaten als jetzt — gebacken wurde, oder *Semmeln*, sogenannte *Klöben*, wie sie als Abgabe zu liefern waren, oder *Pottklump* in großen irdenen Pfannen, die man mit Saatöl ausstrich, um ihm eine schöne dunkelgelbe Farbe zu geben. In der Küche verwandte man das Mehl zu Suppen und Klump. Wenn nicht die *Graupen* ebenfalls viel gekocht wären, hätte bei der Amtsmühle nicht von einem besonderen Graupenhandel die Rede sein können; auch hätten dann schwerlich die anderen Mühlen wiederholt versucht, Graupengänge trotz dem Verbote anzulegen.

Die *Hülsenfrüchte* kannte man in der Küche nur getrocknet: „*gäle Arften*“, als Suppe oder „*dicke Arften*“, d. h. steifen Brei, und Linsen, denen zuletzt die weißen Bohnen an die Seite traten. Von den Linsen gab man denen den Vorzug, die an der Düwelsköke gewachsen waren. Alle Hülsenfrüchte kochte man am liebsten mit dem Wasser aus dem Körtchenspring.

Der *Weißkohl* wurde frisch wenig, vorwiegend eingemacht und gesäuert gegessen, meist mit *Mehlklump*, zuletzt auch mit Kartoffeln; in der Ernte gab man *Pottklump* dazu — eine besondere Leckerei. Der *Salat* kam zerschnitten und in Milch gekocht mit etwas Mehl und Essig und einem Überguß von gebratenem Speck als warmes Gericht auf den Tisch, was aber erst in der letzten Zeit bekannt wurde.

Die feineren gelben *Steckrüben* hatte man noch nicht; sondern nur die weißen, die vor allem zu Futterzwecken gebaut wurden. Ebenso kannte man nur die dickeren gröberen *Möhren*.

Auch vom *Obst* gab es fast nur so grobe Sorten, daß man es roh nicht schätzen konnte. Aber es wurde auch wenig verkocht in frischem Zustand. Hauptsächlich machte man Mus daraus oder „*Braatjen*“. Das Mus wurde vor allem aus frischen Zwetschen hergestellt, im Notfall aber auch aus Zwetschenbraatjen oder Birnen und Äpfeln, immer reichlich sauer, da man nicht süßte. Das *Muskochen* fand in jedem Haushalt statt, wo es nur irgend möglich war. Das ganze Dorf roch danach, wenn es viele Zwetschen gab. Wegen des zeitraubenden Rührens verlegte man diese Arbeit vielfach in die Nachtstunden. Die „*Braatjen*“ waren von geringer Güte, weil man sie ungeschält trocknete, nicht bloß die Zwetschen, sondern auch die Äpfel und Birnen. Dennoch standen „*Klump un Braatjen*“ hoch in Achtung; sonst wäre das Sprichwort nicht möglich gewesen: „*Balle will'e düt nich, balle will'e dat nich, balle will'e Klump un Braatjen nich*“. Die Äpfel zerschnitt man; die trockenen Schnitten hießen *Esselohren*. Als die besten Birnenbraatjen galten die von den Honigbirnen. Auf allen Höfen hatte man Darröfen, auch als die Backöfen verschwanden. Die kleinen Leute aber trockneten an der Luft, wobei das auf Fäden ausgehängte Dörrobst zwar gut geriet, aber von den Fliegen arg beschmutzt wurde; diese Beigabe vor dem Verbrauch zu entfernen, gab man sich wenig Mühe.

Übrigens war der Obstsegen oft größer als die Möglichkeit, ihn für die Dorfbewohner zu verwerten. Da auch keine Gelegenheit war zum Verkauf nach auswärts, so blieb in solchen Fällen weiter nichts übrig, als die Äpfel und Birnen dem Vieh zu füttern.

Wie gern man die *Schafmilch* mochte und wie man sie zubereitete, werde ich noch berichten. Viel Butter gab es nicht; dazu war die Zahl der Kühe und ihre Milchergiebigkeit zu gering. Fleisch zu kaufen war nicht üblich, auch kaum

möglich. Die eigene Wirtschaft mußte alles liefern. Dabei fiel für die kleinen Leute nicht viel ab. Sie brachten es wohl zu einigen Gänsen, aber selten zu einem Schweine. Von dem wenigen Fleische, das sie verzehrten, erhielten sie das meiste, wenn sie bei ihrer Arbeit auf den Höfen dort auch beköstigt wurden. Aber auch hier war der Tisch in der Regel fleischlos. Denn erheblich war auch das nicht, was die Bauern einschlachteten. Der Zahl, wenngleich nicht dem Gewicht nach, überwog unter den Schlachttieren bei weitem das Federvieh, voran die Gänse, die auf allen Höfen gezogen wurden, auf den größeren bis zu 20 Stück und mehr. Zwischen Michaelis und Martini pflegte man sie in zwei Abteilungen zu schlachten. Sie wurden aber nicht gebraten oder sauer eingekocht, sondern geräuchert in Hälften, den „Gausebaken“, die man des Sommers in Kohl gekocht sehr schätzte. Aus den nicht geräucherten Stücken und dem sorglich aufgefangenen Blute bereitete man mit Essig, Klump und Birnen das Schwarzsauer, „Swartsot“ genannt und hoch gepriesen wegen seines Wohlgeschmacks.

Zur Zeit des Gänsesterbens, auch wohl noch etwas später, mußten ebenfalls die Schlachtschafe, die „Snittjers“, ihr Leben lassen. Da sie einen besonderen „Hupen“ bildeten, darf man ihre Zahl nicht gering rechnen. Die meisten Bauern mögen daher jeden Herbst ihr Schaffleisch verarbeitet haben. Es wurde zum größten Teil eingesalzen, der Schinken aber zuweilen geräuchert.

Ein Schwein konnten die kleineren Kotsassen nicht jedes Jahr schlachten, mehr als eins im Jahre aber auch die größeren Bauern nicht. Und dabei waren 300 Pfund für ein Tier ein hohes Gewicht, das keineswegs in den meisten Fällen erreicht wurde. Nun griff man zwar, wenn es möglich war, zur Auffüllung der Vorratskammern auf Rinder und abgängige Kühe zurück. Aber diese waren nicht fett; auch pflegten sich mehrere Haushaltungen in das Schlachtegut zu teilen. So war das Ergebnis im ganzen ein fast völliger Mangel an frischem Fleisch und ein nicht erheblicher Vorrat an Speck, Wurst, Rauchfleisch und Pökelfleisch, die fleischfreien Tage deshalb in der Mehrzahl. Der Verzicht auf das Fleisch wurde indessen nicht allzusehr bedauert. Denn Speck, Wurst und Schinken vom Schwein lockten nur noch mäßig, wenn sie alt wurden; das sonstige Salz- und Rauchfleisch aber vom Schweine, wie von den anderen Tieren war oft so übelriechend, schlecht schmeckend und zäh, daß man nichts danach fragte. Das Kuhfleisch z. B. mußte man zwei Tage kochen, um es genießbar zu machen. Und wenn die vom Böttcher zugeschlagenen Tubben geöffnet wurden, in denen das eingepökelte Rindfleisch lange aufgehoben war, so verbreiteten sie einen fürchterlichen Geruch, der nicht gerade die Eblust fördern konnte.

Eine Räbker Eigentümlichkeit beim Schlachten bestand darin, daß alle Würste mit „Wostesticken“ zugesteckt wurden. Dazu nahm man meist die Stengel des „Wostestickenkruts“, d. h. des Raintarns, das besonders am Schöppenstedter Stiege und nach den Schunterquellen zu wuchs.

Viel gebraucht war das Saatöl als Speisefett wie zum Brennen auf dem „Krüsel“. Das dickflüssige Öl, das von der sogenannten Buttersaat (Leindotter) gewonnen wurde, hielt man für feiner als das gewöhnliche. Aber sein Geschmack sagte nicht jedem zu; auch konnte es nicht jeder vertragen, besonders nicht die „dampigen“ Leute. Diese mußten sich auch des Buchöls enthalten, das sonst sehr beliebt war. Man versäumte nicht, sich damit zu versorgen, wenn die Buchen

im Gemeindeholze nur einigermaßen angesetzt hatten. Sobald es von den Bauernmeistern erlaubt war, zog man in den Wald, um die Bucheckern zusammenzufügen, zu sieben und in Säcken nach Hause zu holen. Auf der Scheune wurde es dann geworpelt, abends verlesen, zur Beseitigung der „mohlen“ und wurmigen Kerne, und auf dem Ofen getrocknet. Danach erst brachte man es zur Ölmühle. Für einen gehäuften Himpen erhielt man 7 Pfund Öl; den ausgepreßten Ölkuchen behielt der Ölmüller, um sie unter dem Wärmofen zu verbrennen. Besonders aß man das Buchöl zu Pellkartoffeln. In guten Jahren, wie z. B. 1843, 1844, 1867, war die Buchernte außerordentlich reich; unter den großen Bäumen fand man je $1\frac{1}{2}$ Wispel. Da verlohnte sich in der Tat die Sammelarbeit.

Das Ölschmalz, das aufs Brot gestrichen wurde, bereitete man, indem man das Öl mit Hammeltalg und Weizenmehl, später auch wohl mit geriebenen Kartoffeln vermischte; eine Kunstbutter also schon in der alten Zeit, jedoch unter ehrlichem, schlichtem Namen, ohne jede täuschende Aufmachung, dabei wohl-schmeckend und bekömmlich. Wollte man die „Opsmär“ von Fetten oder Obstmus sparen und doch nicht eitel Brot allein verzehren, so strich man wohl dicke Erbsen auf oder aß „Sültebeeren“ dazu, d. h. abgekochte Birnen. Als die besten für diesen Zweck galten die Melonenbirnen. Etwas ganz Hervorragendes und nur ausnahmsweise Gebotenes war aber ein „Riesstücke“, d. h. ein Brot mit Reisbrei darauf. Alle zehn Fingerleckte man danach, wer damit beglückt war.

Zucker durften die Landleute außer den Krügern nicht vorrätig haben. Wer ihn im gewöhnlichen Leben verbrauchte, wurde als Verschwender angesehen.

Auch in der alten Zeit verstand man sich schon darauf, die Unterschiede der Jahreszeiten für die Küche einigermaßen auszugleichen. Während aber jetzt die Einkochvorrichtungen es ermöglichen, daß man das Aufbewahrte stets wie frisch zur Verfügung hat, mußte damals umgekehrt auf das Frische verzichtet werden: trockene Hülsenfrüchte, Sauerkohl, geräuchertes und gepökelttes Fleisch kamen das ganze Jahr auf den Tisch. Daraus folgte eine große Einförmigkeit der Ernährung, die noch dadurch verstärkt wurde, daß man bei der Zubereitung der Speisen gern für eine Reihe von Tagen, etwa eine ganze Woche sorgte. Dies war natürlich der Fall beim Brotbacken, namentlich solange es noch auf den Höfen in den eigenen Backöfen betrieben wurde. Eine Vorliebe für frisches Brot konnte dabei nicht aufkommen oder doch keine Berücksichtigung finden. Auch den Kuchen hob man lange auf und zwar in Würfel geschnitten und getrocknet, so etwa ein Ersatz für das fehlende Weißbrot. Wenigstens ist anzunehmen, daß dies Verfahren, wie es noch in der Neuzeit die Dörfer nordwestlich von Königslutter anwandten, auch hier in der alten Zeit gebräuchlich war. Fest steht das für die frühere Sitte jener Gegend, am Sonntag Sauerkohl und dicke Erbsen in solcher Menge zu kochen, daß die ganze Woche hindurch davon aufgewärmt werden konnte, etwa mittags den Kohl und abends die Erbsen als Suppe. Aber hier hat man sich schon eher einige Abwechslung gestattet. Zuletzt konnten nicht nur Kartoffeln bei Sauerkohl an die Stelle des Mehklumps treten; es gab auch die beliebten Braatjen und Klump, Möhren oder Steckrüben, zuletzt beide mit Kartoffeln gekocht, Braunkohl, warmen Salat, Kartoffeln in verschiedener Weise, als Salz-, Pell- und Bratkartoffeln sowie als Kartoffelbreipuffer und „Dempkauken“, Eierkuchen, Rührei, Roggenbrei mit Speck und Zwiebeln darüber, außerdem mancherlei Suppen. Auch die freilich nicht häufige Zugabe von Fleisch, Wurst oder Speck bewirkte etwas

Mannigfaltigkeit. Reis gab es für gewöhnlich nicht; er blieb als „dicker Ries“, als Brei mit Milch gekocht den Festtafeln vorbehalten. In dieser Zubereitung ist er die große Leckerei des alten Rábke gewesen. So sehr wurde er geschätzt, daß die Diensten sogar heimlich die Kühe ausmolken, um sich das Lieblingsgericht im Verborgenen zu bereiten.

Für die hohen Kirchenfeste und das Erntedankfest sowie für Familienfeste war der Kuchen oder der Pottklump unentbehrlich. Hierbei und bei ähnlichen Gelegenheiten wurde auch sonst reichlicher aufgetischt. Z. B. erhielten die Fuhrleute bei dem sogenannten Meßgelage in der Pfarre morgens Biersuppe, Brot oder Wurst, Butter und Käse, mittags aber Fleischbrühe, Reis und ein Fleischgericht sowie Brot mit Butter und Käse. Erst recht viel wurde natürlich bei Hochzeiten geboten, vor allem auch Reisbrei.

Was die Verteilung der Mahlzeiten auf die Tagesstunden betrifft, so war von Michaelis bis Ostern ein dreimaliges Essen üblich, von Ostern bis Michaelis kam am Nachmittage noch das „Veremahl“ dazu. Morgens wurde Suppe gegeben, Mehl- oder Erbsensuppe, in der Ernte Bier- oder Milchsuppe zum Veremahle, wenigstens für die Mannsleute, Butterbrot, Käse, Speck oder Wurst. Das Abendessen fand schon um 6 Uhr statt, wenn nicht im Sommer die Arbeit länger währte.

Sagen aus dem Vorsfelder Werder

gesammelt von Heinz-Bruno Krieger

Im Frühjahr 1939 wurde ich mit mehreren Kameraden von der RAD.-Abteilung 5/184 „Hochmeister Luther von Braunschweig“ in Meerdorf bei Peine zur Ackerbestellung und Erntehilfe nach dem kleinen Werderdorf Eischott im Amte Vorsfelde kommandiert. Das Los verschlug mich nun auf den „Kratjenhof“, der seit Jahrhunderten in derselben Familie war. Das bemerkenswerteste auf diesem alten Hofe war der Großvater. Der „Öllste“, wie der Altvater Christian Müller von allen Hausgenossen genannt wurde, hatte als junger Mensch in Braunschweig bei den Husaren gedient, war Jahrzehnte hindurch Gemeindevorsteher seines Heimatdorfes gewesen und noch vom alten Schrot und Korn. Oft, wenn ich mich des Abends nach getaner Arbeit im Hause oder draußen auf den „Grashöpen“ beim Weiden der Kühe mit dem Großvater über die alte Zeit unterhielt, dann berichtete er mir von den Tagen seiner Kindheit, von den Erzählungen und Sagen der Alten. Längst ist der Mund des Alten für immer verstummt. Gottseidank, daß mir die Zettel erhalten blieben, auf denen ich damals die Sagen aufschrieb, so wie sie der alte „Kratjen-Müller“ mir erzählt hat. Sie sind ein Stück Volkskunde seiner braunschweigischen Heimat im Werder des Vorsfelder Landes.

1. Die Findlingsblöcke am Klieversberge

Am Klieversberge bei der Wolfsburg liegen eine Menge Findlingsblöcke. Das kommt aber daher, früher haben auf der Wolfsburg mächtige Riesen gewohnt, ebenfalls in dem Dorfe Barwedel. Als nun die Riesen in Barwedel mit denen auf der Wolfsburg in Streit gerieten, warfen sie Steine nach dem Klieversberg, die heute noch als mächtige Findlingsblöcke da liegen.

2. Der Brautstein in Eischott¹⁾

Vor der Gastwirtschaft in Eischott steht ein hochaufgerichteter Stein, der im Volksmunde „dä Brutstain“ genannt wird. Hiervon erzählte man sich früher fol-

gendes. Einst sollte ein Mädchen aus Eischott nach Hoitlingen heiraten. Da sie aber ihren Bräutigam, den die Eltern ausgesucht hatten, gar nicht liebte, weinte sie sehr und sagte, man sollte sie doch in Eischott lassen. Die Eltern wollten jedoch hiervon nichts wissen, sondern drängten auf die Verbindung ins Nachbardorf.

Als sie nun voneinander Abschied nahmen und die Braut bereits auf dem Wagen saß, der sie auf den neuen Hof bringen sollte, da sagte das Mädchen:

*„Laiwer as Stain in Eischott stahn,
as als Brut na Hautling gahn!“*

Da fiel das Mädchen plötzlich vom Wagen und war ein großer Stein geworden. Man stellte diesen dann dorthin, wo er heute noch steht. Ihren einen neuen Schuh hatte die Braut vorher auch verloren; der wurde auch zu Stein. An diesem wärmt sich der Gastwirt Tielecke im Winter immer nachts die Füße.

Als um 1860 der Bauer Lütge sich ein neues Haus baute, nahm er den alten Brautstein mit zum Fundament seines Grundstückes. Aber seit jener Zeit spukte es auf dem Hofe. Die Kühe rissen sich des Nachts von den Ketten los, und es war ein Höllenspektakel. Da hat man den Stein wieder an seine alte Stelle gesetzt, und seitdem war es wieder ruhig auf dem Hofe.

3. Der Mönnekenstein bei Eischott²⁾

Bei Eischott, in dem Haidplane liegt ein großer Stein, welcher der Mönnekenstein genannt wird. Unter diesem Steine soll ein alter Fürst in einem goldenen Sarge begraben liegen. Wer diesen Stein hebt, dem soll Unglück widerfahren. Der Bauer Lehnert, aber der ganz alte, wollte diesen Stein gerne aus seinem Holzteil weghaben. Er gab einem Manne namens König den Auftrag, diesen großen Findlingsblock zu sprengen. König bohrte in den Block ein Loch und legte eine Sprengladung mit dem Erfolg, daß das Pulver nicht den Stein, sondern seine Hand abriß. So hat sich jene Sage bewahrheitet.

Wenn man den Mönnekenstein noch näher betrachtet, so bemerkt man auf ihm ein eingehauenes Hufeisen sowie, daß ein Stück abgehauen ist. Hiervon weiß man folgendes zu sagen. Als im 30jährigen Kriege die Schweden in Deutschland kämpften, kam einstens ein Hauptmann mit seinen Leuten an diesen Stein. Da er tommüde war, wollte er hier schlafen. Zu seinen Soldaten sagte er aber, es dürfte ihn keiner wecken, da er diesen sonst totmachen würde. Als nun der Hauptmann schlief, kam der Feind von weitem daher. Die Leute aber wußten nicht, wie sie ihren Anführer wach kriegen sollten, da griff nun einer den Hund des Schlafers und schmiß ihn auf seinen Herrn. Da wachte dieser auf, und, um seinen Schwur wahrzumachen, tötete er das Tier. Er zögerte aber, den Feind anzugreifen und sprach: „Ich will es versuchen, wenn mein Pferd in diesen Stein seinen Huf einschlagen kann und ich mit meinem Schwerte ein Stück von dem Stein abhauen kann. Aber siehe, beides geschah! Da dankte der Schwede Gott und zog mit seinen Kriegern in den Kampf, den er auch gewann.

4. Der Wipperteich³⁾

In der Eischotter Feldmark lag früher ein großer Teich, welcher der Wipperteich genannt wurde. An diesem Teiche lagen nun zwei Fischerhäuser, das eine an dem Wege nach Wendschott zu, das andere nach Velstove zu. Wenn man um Mitter-

nacht an jenem Hause an dem Velstover Wege vorbeikam, so rief dort immer eine Stimme „verloren, verloren...“, warum sie dieses rief, weiß keiner mehr. An dem Teiche, nach Wendschott zu, soll ein Schatz vergraben gewesen sein. Als mein Großvater, der Vollhöfner Christian Müller einstens nachts hier durchkam, sah er ein Feuer brennen. Er ging aber nicht drauf zu, sondern begab sich schnellstens nach Hause. Das Feuer hatte einen bläulichen Schein gehabt, und bei ihm lag ein großer, schwarzer Hund. Als er später hier wieder vorbei kam, hat er das Feuer nie wieder gesehen. Ich müßte, so sagte er später zu meinem Vater, stillschweigend hingegangen sein und meine Jacke hineingeworfen haben, so hätte ich wohl den Schatz gehoben ⁴⁾).

5. Das weiße Kalb

In Eischott läuft nachts ein weißes Kälbchen herum. Das soll die alte Grußen sein, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Wiemanns Spieker gewohnt hat. Die alte Grußen konnte „boiten“ ⁵⁾ und hexen und hat nun nach dem Tode im Grabe keine Ruhe mehr.

6. Schneider Riemann

Der alte Schneider Riemann in Eischott konnte dem Vieh „wat andaun“ ⁶⁾. Wenn er in einen Stall ging, wurde das Vieh krank. Die Leute haben schon ihre Stallungen abgeschlossen, wenn sie Riemann nur von weitem kommen sahen. Er ging abends immer noch spät in die Feldmark und hat allerlei Kräuter gesammelt, wo er was draus gemacht hat. Als er starb, war alles froh, denn nun war der Hexenmeister tot.

7. Der Diebesegen ⁷⁾

In Eischott hatte ein Bauer Leinwand zum Bleichen auf seinem Grashof ausgebreitet. Als er es am anderen Morgen besehen will, fehlen ihm einige Laken. Dieses geschieht öfters. Hierauf legt er eines Abends wieder Laken hin, geht dann im Kreise um den Platz herum und spricht einen Diebesegen. Als er nun am anderen Morgen auf seinen Grashof geht, sieht er, wie ein Kerl mit seinen Laken unter dem Arm dasteht, steif und starr, wie eine Puppe. Er geht hin und guckt sich ihn genauer an und siehe da, es ist der eigene Nachbar. Da hat der Bauer diesem eine derbe Ohrfeige gegeben und ihn dadurch wieder befreit. Dieses ging aber nur vor Sonnenaufgang oder -untergang.

8. Wie man den Kühen helfen kann

Wenn eine Kuh kalben tut, dann muß man hinter das Tier eine Grepe in den Mist stecken, dann löst sich die Nachgeburt besser.

Soll eine Kuh gut aufnehmen und bald kalben, dann soll man sie übern Henkel saufen lassen.

Anmerkungen:

¹⁾ Vgl. Erich Eßmann, Der Brautstein in Eischott (in: Brschwg. Heimat, 27. Jahrgang 1936, S. 21, mit Abbildung der Steine). — Theodor Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig 1895, S. 236. — Pinkernelle, Sagen des Kreises Helmstedt, Helmstedt 1952, S. 44. — ²⁾ Vgl. Pinkernelle a. a. O. S. 45. — ³⁾ Vgl. Eßmann, Der Wipperteich (in: Brschwg. Heimat, 12. Jhrg. 1921, S. 35f. f.). — ⁴⁾ Ähnliche Sagen um brennende Feuerschätze bei Voges a. a. O. S. 154 ff., und in anderen Sagensammlungen. — ⁵⁾ boiten = besprechen, vgl. Andree, Brschwg. Volkskunde II. Aufl., Braunschweig 1901, S. 417. — ⁶⁾ Vgl. Andree a. a. O. S. 385. — ⁷⁾ Vgl. Pinkernelle a. a. O. S. 26.

AUS DER HEIMATPFLEGE

Ehrentage verdienter Heimatforscher und Heimatpfleger

Ernst Bode 80 Jahre

Am 13. Juli 1958 vollendete Studienrat i. R. Ernst Bode in Braunschweig in bester Gesundheit sein 80. Lebensjahr. Jahrzehnte lang hat er als Pädagoge zuerst am Braunschweiger Lehrerseminar, später an der Lessingschule und schließlich noch weit über die Altersgrenze hinaus an der Kant-Hochschule für Lehrerbildung in Braunschweig seine Schüler und Studenten in die Heimatkunde unseres Raumes eingeführt und durch seine eigene Begeisterungsfähigkeit in vielen jungen Menschen nicht nur die Heimatliebe geweckt, sondern auch die Bereitschaft, an Heimatforschung und Heimatpflege tätigen Anteil zu nehmen. Zahlreiche Prüfungsarbeiten über heimatkundliche Themen sind auf seine Veranlassung von Studierenden der Kant-Hochschule angefertigt worden. Aber auch Ernst Bode selbst hat seit den zwanziger Jahren zahlreiche Aufsätze geologischen, geographischen und heimatsgeschichtlichen Inhalts geschrieben, die teils in den Tageszeitungen, teils in Fachzeitschriften, teils auch in unserer „Braunschweigischen Heimat“ erschienen sind. Als selbständige Schriften in Buchform erschienen von ihm die beliebten und zweimal aufgelegten „Wanderungen in die Umgebung der Stadt Braunschweig“ (1934) und „Das Elm-Gebiet“ (1950). Eine „Braunschweigische Heimatkunde“ für die Hand des Lehrers liegt als Manuskript fertig vor und harret eines Verlegers. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, noch manches Jahr in der gleichen Rüstigkeit wie bisher für seine geliebte Heimat schaffen und wirken zu können, und möge die Saat heimatkundlichen Wissens, die er in Jahrzehnten gesegneter Berufsarbeit gesät hat, zumal in unserem Lehrernachwuchs schöne Früchte tragen, Ernst Bode zu Dank und Ehre und unserer Heimat zum Wohle!

Heinz Mollenhauer 65 Jahre

Am 22. August 1958 beging Rechtsanwalt und Notar Heinz Mollenhauer im Kreise seiner Angehörigen und Freunde seinen 65. Geburtstag. Er konnte an diesem Ehrentage neben zahlreichen anderen Glückwünschen von Dienststellen, Vereinen und namhaften Einzelpersonlichkeiten auch ein Ehrengeschenk mit einem anerkennenden Schreiben des Präsidenten des Verwaltungsbezirks Braunschweig, Dr. Knost, in Empfang nehmen. Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz überreichte dem Jubilar in dankbarer Anerkennung seines langjährigen Wirkens im Vereinsvorstande das neuerschienene, von Prof. Dr. Brüning herausgegebene „Handbuch der historischen Stätten Niedersachsens“. Unser Landesverein verdankt ihm eine Fülle wichtiger Anregungen sowohl für die Arbeit des Vorstandes auf dem Gebiete der praktischen Heimatpflege wie für die Vermittlung heimatkundlichen Wissens durch Führungen auf Studienfahrten und Lehrwanderungen, durch Referate auf den Monatsversammlungen der Braunschweiger Mitglieder und auswärtigen Heimatabenden sowie durch Beiträge in unserer Vereinszeitschrift. Darüber hinaus ist Heinz Mollenhauer der weiteren Öffentlichkeit allgemein bekannt geworden als unermüdlicher Ratgeber für Wandervorschläge in der Tagespresse. Er weiß in den entlegensten Teilen der Südheide, des

ostfälischen Hügel- und Berglandes und des Harzes ebensogut Bescheid wie in der nächsten Umgebung der Stadt Braunschweig. Seit Jahrzehnten hat er wie wohl kein zweiter wandernd die verstecktesten Winkel unserer Heimatlandschaft abseits der bekannten Straßen aufgesucht und alles, was er dort an naturkundlich und heimatgeschichtlich Bemerkenswertem sah oder erfragte, sorgsam registriert. Als Braunschweiger „Wanderbaas“ hat er vor allem auch mit dem Harzklub und dem Harzer Fremdenverkehrsverband stets enge Fühlung gehalten und genießt in beiden Verbänden wegen seiner Vertrautheit mit Land und Leuten großes Ansehen. Diese heimatkundlichen Kenntnisse haben außer in zahlreichen Zeitungs- und Zeitschriftenaufsätzen ihren Niederschlag auch in mehreren Buchveröffentlichungen gefunden. 1951 erschienen seine „Streifzüge durch den Südharz“, 1958 seine aus Volkssagen und geschichtlichen Begebenheiten geschöpften Erzählungen „Der rote Gast im Klepperkrug und andere Harzgeschichten“. Ein im Druck befindliches „Braunschweigisches Wanderbuch“ wird Anfang nächsten Jahres erscheinen. Möge sein rastloser Unternehmungsgeist auch fernerhin unserer praktischen Heimatarbeit viele neue Anregungen vermitteln und durch die Verbreitung heimatkundlicher Kenntnisse dazu beitragen, daß immer mehr Menschen sich unserer Landschaft verbunden fühlen!

Gottfried Hartwig 70 Jahre

Am 9. September vollendete der Vorsitzende des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz, Oberregierungs- und -baurat a. D. Gottfried Hartwig in Wolfenbüttel sein 70. Lebensjahr. Auch ihm wurden reiche Ehrungen und viele Glückwünsche vom Präsidenten des Verwaltungsbezirks Braunschweig, vom Niedersächsischen Ministerium der Finanzen, von den Beamten der staatlichen Hochbauverwaltung in Braunschweig, vom Landeskirchenamt in Wolfenbüttel und von zahlreichen anderen Dienststellen, Organisationen und Einzelpersonlichkeiten an diesem Ehrentage zuteil. Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz überreichte ihm ebenfalls das „Handbuch der historischen Stätten Niedersachsens“ als Dank für eine neunjährige umsichtige Leitung der Geschicke des Vereins. Der Lebensweg und die Verdienste des Jubilars in der Vergangenheit auf den Gebieten der Baupflege und der Errichtung landschaftsgebundener Neubauernhöfe ist von uns bereits in Heft 3/1953 unserer Zeitschrift gewürdigt worden. Jetzt, nach 5 Jahren, können wir mit dankbarer Befriedigung feststellen, daß Gottfried Hartwig auch nach dem Übertritt aus dem aktiven Staatsdienst in den „Ruhestand“ sich keineswegs zur Ruhe gesetzt und von der Außenwelt abgekapselt hat. Nach wie vor wirkt er für die Gestaltung des Gesichtes unserer Kleinstädte und Dörfer im Sinne guter heimatlicher Überlieferungen, zwar nicht mehr als Verwaltungsbeamter, wohl aber als schöpferischer Architekt. Möge sein Vorbild recht viele jüngere Architekten und Ortsplaner davon überzeugen, daß es sehr wohl möglich ist, modernste technische Möglichkeiten der Konstruktion und der Baustoffwahl mit dem naturgegebenen Bilde der Heimatlandschaft und der aus dem heimischen Volkstum erwachsenen baugeschichtlichen Überlieferungen in Einklang zu bringen! Jeder Architekt sollte wissen, daß die Nachwelt dereinst über sein Wirken zu Gericht sitzen wird. Wohl dem, der gleich Gottfried Hartwig sich stets seiner hohen Verantwortung gegenüber der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bewußt bleibt! Er wird des Dankes der späteren Geschlechter gewiß sein.

Fl.

Ausgrabungen, Fundbergungen und Einzelfunde im Arbeitsbereich des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum, Abt. Vorgeschichte, vom 1.1.-31. 12. 1957

von Franz Niquet

unter Benutzung der Berichte von Mittelschullehrer i. R. R. Blume, Salzgitter-Bad; Frau G. Juckel, Gr. Steinum; Dozent H. Keune, Gielde; Studienrat i. R. S. Siebers, Helmstedt; Frau Dr. G. Stelzer, Braunschweig; Kreisheimatpfleger Mittelschullehrer O. Thielemann, Goslar; Museumsleiter Stadtschulrat i. R. F. Zobel, Salzgitter-Bad.

Aus der Alt- und Mittelsteinzeit keine Fundeinlieferungen oder -meldungen.

III. Jüngere Steinzeit und frühe Bronzezeit (4. Jahrht. — Mitte des 2. Jahrht. v. Chr.)

Ausgrabungen:

Eitzum, Kr. Wolfenbüttel

Acker Wagenführ. Fortsetzung der Probegrabung (16. 10.—1. 11. 1957) auf der bandkeramischen Siedlung¹⁾ im Anschluß an die vorjährige Grabungsstelle. Untersucht wurde eine große flache Grube mit Scherben der Stichreihenkeramik und der Rössener Kultur, mit zahlreichen Tierknochen, darunter der Schädel eines Hundes, sowie verkohlten Getreidekörnern, deren botanische Bestimmung noch aussteht. Dicht nördlich dieser Grube (1) wurden drei kleine Verfärbungen, wahrscheinlich Pfostenlöcher, festgestellt.

An einer zweiten Grabungsstelle wurde eine größere Grube mit linienverzierten Scherben angeschnitten. Hier fand sich in der Kulturschicht zwischen den Scherben ein Scheibenbeil mit Klopfsuren an der Schneide (Dr. Niquet).

Nach diesen erfolgreichen Probegrabungen ist beabsichtigt, auf der bandkeramischen Siedlung des Ackers Wagenführ 1958 eine Problemgrabung durchzuführen. Ihr Ziel ist es, Aufschlüsse über Siedlungsweise der frühen Jungsteinzeit und über das Verhältnis der Kulturen dieser Zeit im nördlichen Harzvorland zu gewinnen.

Fundbergungen:

Emmerstedt, Kr. Helmstedt

Kleiner Heidberg (Sandgrube Rohr). Scherben eines verzierten Kessels und eines verzierten Schultergefäßes der Trichterbecherkultur. Wahrscheinlich Siedlungsfund. Die Scherben stürzten mit humoser Erde bei der Sandabfuhr in die Sandgrube, wurden von H. Kolckmann und W. Kohl aufgelesen, vom Schüler Hans-Jürgen Kohl größtenteils der Schule Emmerstedt übergeben und auf eine Meldung des Schulleiters Fanselow, Emmerstedt, über den Landkreis Helmstedt dem Br. Landesmuseum eingeliefert.

Eine Nachuntersuchung des Verfassers ergab keine sicheren Aufschlüsse über die Fundart.

Brunsen²⁾, Kr. Gandersheim

Burgland. Scherben aus einer Siedlungsgrube der Rössener Kultur. Um 1937 beim Pflügen durch Bauer R. Hartwig gefunden. Fundbergung: Mittelschullehrer Pape, jetzt Bartshausen.

Burgdorf, Kr. Goslar

Eulenloch. Scherben und Feuersteinabschläge der älteren und jüngeren Linienbandkeramik. Oberflächenlesefunde und aus Gruben einer größeren Siedlung beiderseits des neuen Feldweges (Dr. Niquet). Diese neu entdeckte bandkeramische Siedlung liegt westlich der Oker.

Süpplingen, Kr. Helmstedt

Kiesgrube am Heimekenberg (sö. von Süpplingen). Unverzierte Scherben und Gefäßbruchstücke. Aufgelesen am Fuße der Grubenböschung von H. Keune.

Einzelfunde:

Bad Harzburg, Kr. Wolfenbüttel

Butterberg (Nordosthang). Beil aus Felsgestein mit gerundetem rechteckigen Querschnitt. Als Oberflächenlesefund auf einer zu Ackerland umgebrochenen Wiese von A. Mittendorf, Bad Harzburg, gefunden und eingeliefert.

Bornum, Kr. Helmstedt

Bornumer Aue (südlich des Rieseberges). Bruchstücke einer doppelschneidigen Axt bei der Feldarbeit von O. Buchheister vor Jahren gefunden. Eingeliefert von Mittelschullehrer R. Blume.

Groß Elbe, Kr. Wolfenbüttel

Flur Gr. Elbe. Beil aus Felsgestein mit rechteckigem Querschnitt. Kleine Axt, hergestellt aus dem vorderen Teil eines Schuhleistenkeiles. Gefunden 1952. Ber. und eingeliefert von Schulleiter H. Warnebold, Gr. Elbe.

Ohrum, Kr. Goslar

Im Keil (östl. Hang des Oder). Spitznackiges Beil aus Felsgestein mit gewölbter Breit- und paralleler Schmalseite, stark verwittert. 1940 bei der Feldarbeit gefunden.

Beil aus Felsgestein mit paralleler Schmal- und gewölbter Breitseite. 1956 bei der Feldarbeit gefunden.

Rodeland am östlichen Hang des Oderwaldes. Rechteckbeil aus Feuerstein, Schneide geschliffen. Um 1930 bei der Feldarbeit gefunden. Mitt. H. Ahrens und E. Borchers, Ohrum. Privatbesitz.

Salder, Stadtkr. Salzgitter

Im Timmerlah. Beil aus Felsgestein mit fast quadratischem Querschnitt. Vor Jahren von einem Bauer gefunden. Geschenk von Rothe, Salder. Ber. Zobel. Städtisches Museum, Schloß Salder.

Thiede, Stadtkr. Salzgitter

Holzfeld. Dicknackiges Feuersteinbeil mit flacher Unterseite (Hacke), allseitig geschliffen. Gef. 1898 von Gr. Leopold, Salzgitter-Thiede. Ber. Zobel. Städtisches Museum, Schloß Salder.

IV. Bronzezeit (15. Jahrh. v. Chr. — 8. Jahrh. v. Chr.)

Fundbergung:

Halchter, Kr. Wolfenbüttel

Östlicher Hang des Oderwaldes (wahrscheinlich sekundäre Lage). Grobe Scherben und Lehmewurf der jüngeren Bronzezeit. Bei Wegebesserung gefunden von W. Ellrohen und F. Tacke, Fundmeldung Schulleiter Rohls, Lehrer Poser, Halchter, und Dr. Thöne, Wolfenbüttel.

V. Eisenzeit (8. Jahrh. v. Chr. — 500 n. Chr.)

Ausgrabung:

Gielde, Kr. Goslar

Alter Friedhof und Rühes Hofgarten. Auf dem alten Friedhof hatte H. Keune mehrfach Scherben der Zeit um Chr. Geb. gesammelt. Bei den Ausschachtungsarbeiten zum Neubau Brinkmann wurde deshalb eine kleine Probegrabung angesetzt, um innerhalb des Dorfes Siedlungsspuren dieser Zeit festzustellen. Sie fanden sich als Gruben mit zahlreichen Scherben, Tierknochen, Lehmewurf und zersprungenen Steinen der späte-

ren Latènezeit und des 1. Jahrhunderts n. Chr. sowohl auf dem sehr zerschnittenen Gelände des Alten Friedhofes als auch auf Rühes Hofgarten (Dr. Niquet).

Es ist beabsichtigt, die Untersuchung im folgenden Jahr hier fortzusetzen. Ihre Ergebnisse werden hoffentlich zur Beantwortung der Frage beitragen, wann dieser Ort mit einem irthi-Namen entstanden ist.

Fundbergungen:

Emmerstedt, Kr. Helmstedt

Kl. Heideberg (Sandgrube Rohr). Urne der frühen Eisenzeit ohne Beigaben. (S. Siebers.) Privatbesitz.

Groß Steinum, Kr. Helmstedt

Urnenfriedhof am Wege Gr. Steinum—Beienrode³⁾. Urne mit Beigefäß (Abb. 1), ohne Steinschutz. Rand etwa 0,50 m Tiefe unter der Oberfläche. Gefunden und geborgen bei der Kiesabfuhr von R. Fricke. Fundmeldung Frau G. Juckel, Gr. Steinum.

Abb. 1: Urne mit Beigefäß der frühen Eisenzeit von
Gr. Steinum, Kr. Helmstedt 1 : 7



Salder, Stadtkr. Salzgitter

Deichkamp. Aus Gruben, die durch Baugruben angeschnitten worden waren. Siedlungsreste, besonders Scherben der älteren und jüngeren römischen Kaiserzeit. (Frau H. Nippe, Frau Dr. G. Stelzer, F. Zobel). Städtisches Museum, Schloß Salder.

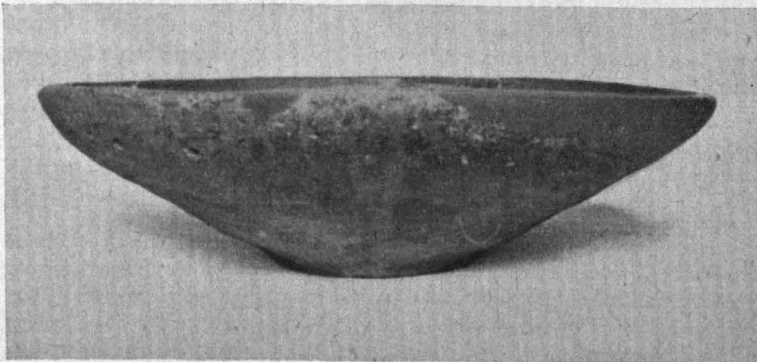


Abb. 2: Eisenzeitliche
Schüssel von Salzgitter-
Bad. 1 : 6

Salzgitter-Bad, Stadtkr. Salzgitter

Krom in Kniestedt (Heimkehrersiedlung). Im Juni 1956 wurde beim Grabenziehen eine Grube aus der vorchristlichen Eisenzeit angeschnitten. Aus ihr barg F. Zobel die Scherben einer großen Schüssel mit 2 Löchern unter dem Rand. Die Scherben wurden im Br. Landesmuseum zusammengesetzt und ergänzt (Abb. 2). Ber. Zobel. Städtisches Museum, Schloß Salder.

VI. Merowinger- und Karolingerzeit (500 — 900 n. Chr.)

Ausgrabungen:

Beuchte, Kr. Goslar

Fortsetzung der Ausgrabungen auf dem Beuchter Schierk.

Grab VI: Ohne Beigaben.

Grab VII: Bestattung in einer Holzkiste (Sarg). An Beigaben drei eiserne Pfeilspitzen, 1 eisernes Messer, 1 Eisenstück, 2 Holzgefäße.

Grab VIII: Bestattung auf einem Totenbett. An Beigaben 1 Tongefäß, 1 Eisenstück mit Bronze, 1 eiserne Gürtelschnalle (Dr. Niquet).

Die Durchführung dieser Grabung ermöglichte eine Forschungsbeihilfe des Landkreises Goslar. Die Grabung wird 1958 fortgesetzt.

Fundbergung:

Badenhausen, Kr. Gandersheim

Zwischen Ziegelei und Dorfausgang. Durch Baugruben wurden wenig eingetiefte Gruben mit zahlreichen Scherben der Karolinger Zeit angeschnitten. Fundmeldung Gemeindedirektor W. Bock. Fundbergung und Nachuntersuchung Dr. Tode.

VII. Ausgrabungen und Fundbergungen an wiederholt besiedelten Fundstellen.

Ausgrabungen:

Helmstedt

Pfingstberg⁴⁾. Fortsetzung der Ausgrabungen (27. 5.—31. 7. 1957) mit Forschungsbeihilfen des Kreises und der Stadt Helmstedt sowie des Braunschw. Vereinigten Kloster- und Studienfonds. Die Br. Kohlen-Bergwerke stellten Lore und Geleise zur Verfügung.

Ausgehende Altsteinzeit und frühe Mittelsteinzeit: Feuersteingeräte.

Jüngere Steinzeit: Siedlung der endjungsteinzeitlichen Bernburger Kultur mit Pfostenlöchern, Herdstellen und Lehmewurf, reichem Inventar an Geräten aus Fels- und Feuerstein, verzierten und unverzierten Scherben. Verzierte Scherben der Schönfelder- und Trichterbecherkultur. Beigabenlose Körpergräber, wahrscheinlich der nordwestdeutschen Einzelgräberkultur. Eine Verfärbung, ähnlich dem „Brunnen“ der Grabung 1956 ist wahrscheinlich ebenfalls als Grab der Einzelgrabkultur zu erklären.

Bronzezeit: Zwei Körpergräber der älteren Bronzezeit. In dem Kindergrab als Beigabe ein offener gedrehter Halsring mit Hakenenden, in dem Erwachsenengrab keine erhaltene Beigabe (Abb. 3).

Ältere Eisenzeit: Innerhalb des Schalenurnenfriedhofes ein stark zerstörtes Urnengrab mit zwei Beigefäßen.

Römische Kaiserzeit: 48 Urnengräber (insgesamt 128) (Abb. 4), darunter ein Drehscheibengefäß.

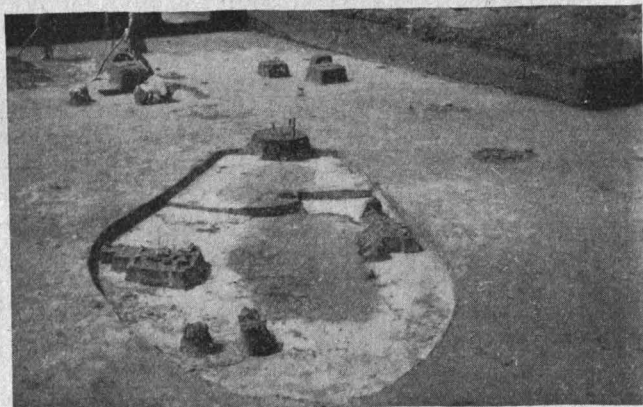


Abb. 3: Ausschnitt aus der Grabungsfläche auf dem Pfingstberg mit den beiden bronzezeitlichen Körpergräbern, erkennbar als eckige Erdverfärbungen, im Vordergrund zwei jungsteinzeitliche Gefäße u. beiderseits des Erwachsenengrabes jungsteinzeitliche Steinsetzungen, hinter der Grabgrube das ältereisenzeitliche Urnengrab, im Hintergrund Gräber des großen Friedhofes der jüngeren römischen Kaiserzeit.

Abb. 4: Ohne Drehscheibe gearbeitetes Gefäß vom Pfingstberg bei Helmstedt 1 : 3
Aufn. Niquet (4)



Ausgrabungen auf der Werla und auf dem Wurmberg

1957 nahm Dr. H. Schroller, vormalis Kustos am Nieders. Landesmuseum, seine durch den 2. Weltkrieg unterbrochenen Ausgrabungen auf dem Werlagelände im Kr. Goslar wieder auf⁵⁾. Dr. W. Nowothnig, Kustos am Nieders. Landesmuseum, führte die Untersuchungen auf dem Wurmberg weiter⁶⁾.

¹⁾ Br. Heimat 43, 1957, 120.

²⁾ Niquet, F.: Grundzüge der Vor- und Frühgeschichte des Kr. Gandersheim. Der Landkreis Gandersheim Bd. 1, 1958, 28—29, Tf. 5.

³⁾ Fuhse, F.: Gräberfelder der ältesten und älteren Eisenzeit aus der Gegend von Braunschweig. Mannus 8, 1917, S. 133—210, Gr. Steinum — Beienrode S. 172—182.

⁴⁾ Niquet, F.: Ein Urnenfriedhof der jüngeren römischen Kaiserzeit auf dem Pfingstberge bei Helmstedt. Germania 36, 1958, 202—203, Tf. 28.

⁵⁾ Die Grabungsberichte für 1937—1939 von H. Schroller findet man in den Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-hist. Klasse, II, N. F. II, 6, 1938, S. 85—120 (Grabung 1937); N. F. II, 9, 1939, S. 233—156 (Grabung 1938); N. F. III, 2, 1940, S. 65—87 (Grabung 1939); eine Zusammenfassung der Grabungsergebnisse von 1937—38 in der Kunde VII, 1939, S. 53—78. Über die Grabung von 1957 wird der Ausgräber wieder in dem zuerst genannten Organ berichten.

⁶⁾ In der Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte 41—42, 1958, S. 118—124, gibt W. Nowothnig eine Zusammenfassung der bisherigen Grabungsergebnisse.

Heimatliches Schrifttum

Otto Rohkamm: Harzer Land und Luie. Votellien un Räumels. Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz. Verl. Rosdorff, Bad Harzburg 1958. 112 S. mit 21 Zeichnungen. Ganzl. 7,50 DM.

Die von dem Harzburger Dr. Otto Rohkamm hier erstmalig in Buchform vorgelegte Auswahl seiner Erzählungen und Gedichte in der Mundart des Amtsbezirks Harzburg haben zum Teil ihre „Feuerprobe“ bei Vorlesungen auf Heimatabenden in verschiedenen Städten und bei Rundfunksendungen bereits erfolgreich bestanden. Die tiefe Wirkung, die von den vorgetragenen Geschichten und Gedichten jedesmal in den Zuhörern hervorgerufen wurde, wird auch den noch nicht bekannten Beiträgen in der jetzt vorliegenden Sammlung sicher sein. Denn alles in diesem Buche ist gleichmäßig vortrefflich sowohl nach der sprachlichen Form und dem Stil der Schilderungen wie nach dem Inhalt.

Unser ostfälischer Raum hat leider in den letzten 150 Jahren kaum einen Mundartschriftsteller hervorgebracht, der ein solches Lob uneingeschränkt verdient hätte. Weder K. F. A. Scheller noch Eduard Schmelzkopf noch Theodor Reiche noch August Hermann, um nur die Braunschweiger zu nennen, konnten sich in ihren schriftstellerischen Leistungen mit den namhafteren plattdeutschen Dichtern Westfalens und des nördlichen Niedersachsens messen. Teils mangelte es an sprachlicher Echtheit, teils am Sinn für Form und Rhythmus, teils am Gehalt des Stoffes. Von den weniger bekannt gewordenen Mundartschriftstellern, die keine Bücher geschrieben, sondern nur gelegentlich in Heimatzeitschriften und Heimatkalendern einzelne Geschichten oder Gedichte veröffentlicht haben, sind zwar manche kleinen Meisterwerke auf uns gekommen, aber sie blieben zu sehr verstreut, als daß sie das Ansehen der ostfälischen Mundartliteratur bei uns wie in anderen Teilen Niederdeutschlands hätten heben können. Erst mit den in den letzten Jahren erschienenen plattdeutschen Büchern des aus dem Hildesheimischen stammenden Wilhelm Kaune hat auch Ostfalen etwas bekommen, was sich als ebenbürtig neben der zeitgenössischen Mundartliteratur anderer niederdeutscher Landschaften sehen lassen kann.

Jetzt ist mit Otto Rohkamm ein zweiter Mundartschriftsteller unserer Heimat auf den Plan getreten, der gleich Kaune durch eine in Buchform zusammengefaßte Sammlung seiner Schöpfungen erweisen kann, daß er den Ehrentitel eines Dichters wirklich verdient. Wie Kaune, so ist auch Rohkamm ein meisterhafter Beherrscher der Kunst, die ganze Klangfülle einer zwielautreichen ostfälischen Mundart zu entfalten. Im übrigen aber hat jeder von den beiden seine klar ausgeprägte Eigenart in der Wahl ihrer Stoffe und der Art ihrer Darstellung. Während Kaune eine ausgesprochene lyrische Natur ist und vorwiegend seine ureigensten Empfindungen und Gedanken als Einzelpersönlichkeit vorträgt, ist Rohkamm hauptsächlich Kündler der überpersönlichen Volksseele. Er spricht in künstlerischer Formung das aus, was das Volk der Waldarbeiter, Köhler, Hirten, Steinbrecher, Fuhrleute, Handwerker und andere „kleine Leute“ am Harze bewegt. Ihre Empfindungen, Gedanken und Handlungen werden in seinen Erzählungen ebenso lebendig wie früher im Volkslied, im Sprichwort, in der Sage, im Märchen und im Schwanke. Auch dieses Volkskulturgut der Vergangenheit hat einmal durch Dichter aus den breiten Schichten des Volkes seine feste, bleibende Gestalt erhalten, wenn uns auch deren Namen nicht überliefert sind. Jetzt ist endlich einmal wieder ein solcher echter Volksdichter leibhaftig unter uns erschienen, und es ist eine Lust zu sehen, wie lebendig der Born des Volksgeistes noch sprudelt.

Aus dem von keinen schriftsprachlichen Einflüssen einer Studierstube angekränkelten, urwüchsigen Platt Rohkamms und aus seinen prächtigen, holzschnitthaften Schilderungen des Harzer Volkslebens werden Sprachforscher wie Volkskundler gleich großen wissenschaftlichen Gewinn ziehen können. Alle anderen Leser aber, die ohne wissenschaftliche Blickrichtung an dieses Buch herangehen, werden beim Lesen der Erzählungen und Gedichte tief innerlich beglückt werden von der bildhaft eindringlichen Schilderung der Harznatur mit Wald und Wild und von der liebevollen Darstellung der Harzer Menschentypen und ihrer Erlebnisse. So wird Otto Rohkamms dichterisches Werk dazu beitragen, der wissenschaftlichen Forschung neue Erkenntnisse

zu erschließen, der ostfälischen Mundartdichtung in ganz Niederdeutschland neues Ansehen zu verschaffen und in unseren Landsleuten die Liebe zur Heimat zu vertiefen. Es wird ein rechtes Volksbuch werden. Damit ist das Höchste erreicht, was ein Heimatdichter erstreben kann.

W. Flehsig

Bücher, die nicht vergessen werden dürfen

Alfred Brinkmann in Badenhausen hat im Laufe der Jahre einige Werke veröffentlicht, die verdienen, einer Würdigung unterzogen zu werden. Es handelt sich um „Die Annalen Johannes Lüdekind's, weiland Pastors zu Badenhausen“. Geschichtliche Erzählung aus der Zeit des großen Krieges. (Osterode, Schlösser, 1934). „Die Harzschützen“. Eine Erzählung aus dem niedersächsisch-dänischen Kriege, einem Abschnitt des 30jährigen Krieges. (Osterode, Giebel & Oehlschlägel, 1937). „Badenhausen im 17. Jahrhundert“. (Selbstverlag, 1940).

Vom rein wissenschaftlichen und heimatkundlichen Standpunkte aus ist das letztgenannte Buch besonders wertvoll. Der Verfasser hat mit weitgehender Unterstützung des verstorbenen Archivdirektors Dr. Voges in Wolfenbüttel sorgfältige Studien getrieben und mancherlei Quellen erschlossen (vergl. den Nachweis S. 86–96). Er hat nicht nur die Verhältnisse des Dorfes Badenhausen, sondern auch die des Amtes Stauffenburg untersucht. Bis ins Einzelne hat er die Zeiten vor, während und nach dem 30jährigen Kriege geprüft. In einer interessanten Analyse kommt er zu dem Schlusse, daß das herkömmliche Geschichtsbild vom „Großen Kriege“ jedenfalls auf seine Heimat zutrifft. Der wirtschaftliche und soziale Niedergang ist ungeheuerlich gewesen.

Die eingehenden Forschungen haben Alfred Brinkmann die Berechtigung verliehen, „seinen“ Stoff auch in der Form von Erzählungen zuverlässig zu verarbeiten, soweit er einem inneren Drange zum Fabulieren folgte. Man muß ihm zugestehen, daß er spannend und glaubhaft zu schildern versteht. Reizvoll sind die Einlagen von alten Sagen und Märchen. Da der Verfasser sich besonders in der Geschichte von den Harzschützen bei den Dialogen weitgehend der Badenhäuser Mundart bedient, stellen die Bücher zugleich eine Fundgrube für den Sprachforscher dar.

Brinkmann ist auch als Erzähler der geborene Chronist. Er selbst hat ja die Form von Annalen für den Pastor Johannes Lüdekind gewählt. So kommt es, daß der Verfasser in erstaunlicher Mannigfaltigkeit die Schicksale von vielen Menschen behandeln kann. Er hat seiner Heimat einen großen Dienst erwiesen, daß er Land und Leute, Vorzüge und Schwächen der interessierten Öffentlichkeit wunderbar nahe gebracht hat.

Der Zeitgeist und die gesamten Verhältnisse sind richtig getroffen. Es ist müßig, nachprüfen zu wollen, was bei den Erzählungen reine Wahrheit oder dichterische Erfindung ist. Es kam dem Verfasser sichtlich nur darauf an, eine fesselnde Darstellung von Vorgängen zu geben, die sich in der dargebotenen Form als typisch so abgespielt haben können.

Das gesamte Schaffen Brinkmanns liegt weit über dem Durchschnitt dessen, was man oft etwas hochmütig als Heimatliteratur bezeichnet. Gewiß sind die Werke bewußt ortsgebunden. Darüber hinaus sind die Schilderungen aber immer in den Zusammenhang mit dem großen Weltgeschehen gestellt. Sie gewähren gleichzeitig einen vorzüglichen Einblick in das Wesen der Bevölkerung von allgemeinem menschlichem Werte.

Alfred Brinkmann wurde am 22. 4. 1885 in Willershausen (Kreis Osterode) geboren. Von 1891–1899 besuchte er die Bürgerschule an der Ottmerstraße, anschließend das Lehrerseminar in Braunschweig. Nach Ableistung seiner Militärpflicht als Einj.-Freiwilliger beim Inf.-Reg. Nr. 92 wurde er in Badenhausen zunächst als Hilfslehrer beschäftigt. Nach dem Bestehen des Staatsexamens 1908 wurde er in dem genannten Dorf festangestellt (1910), zum Schulleiter 1924 ernannt und nach 44jähriger Tätigkeit 1950 in den Ruhestand versetzt. Durch eifriges Selbststudium erwarb er u. a. die Kenntnis der lateinischen Sprache und das weitere Rüstzeug für archivalische Forschungen. Ungedruckt sind noch eine Ortsgeschichte in 4 Bänden, ein Band „ortsgebundener“ Märchen, eine „Flora von Badenhausen“ sowie eine Beschreibung der heimischen Käfer und Schmetterlinge. Die Veröffentlichung solcher Spezialwerke wird hier wie in anderen Fällen davon abhängen, welche Unterstützung ein Autor findet. Was Alfred Brinkmann bisher an gedruckten Werken herausbringen konnte, ist der Beachtung aller Heimatfreunde wert.

Heinz Mollenhauer



Dieses Röstverfahren garantiert einen absolut reinschmeckenden, klaren, sauberen Kaffee, weil die Aerotherm-Röstung jede geschmackliche Beeinflussung des empfindlichen Röstgutes ausschließt.

Kaffee großrösterei HEIMBS & SOHN Braunschweig

ELEKTROGERÄT + BELEUCHTUNG

Hans Scholz

CASPARISTRASSE

FACHTECHNISCHE BERATUNG

Seit Jahrzehnten in Stadt und Land bekannt für gediegenen Schmuck

Lehler

DER GOLDSCHMIED NEBEN DER HAUPTPOST

Eigene Werkstatt

Das Große Buch der Kunst

**BILDBAND
KUNSTGESCHICHTE
LEXIKON**

Die gesamte Kunst von der Vorzeit bis zur Gegenwart, unter Berücksichtigung der außereuropäischen Kulturkreise. 600 Abbildungen — davon 192 ganzseitige Farbtafeln — 584 Seiten, Leinen DM 49,50.

Georg Westermann Verlag



Bernhard Mackels

HEIZUNG UND LÜFTUNG

BRAUNSCHWEIG · JASPERALLEE 4 · FERNRUF 21646/47

Landgrebe Ruf 3 09 83

Reinigt · Färbt

Ihr Vorteil: einfach zur »einfachreinigung«
Filialen in allen Stadtteilen

Braunschweigische Heimat



1958

44. Jahrgang · Heft 4



Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Fru Holle	
Von Lehrer Wilhelm Sandfuchs, Braunschweig, Fasanenstraße 2	97
Die Muschelkalkkrücken der Lichtenberge, Lebensraum steinzeitlicher Höhensiedler	
Von Mittelschullehrer Dr. Karl Kummer, Salzgitter-Lichtenberg	98
Alte ostfälische Erntegeräte. — Wortgeographische Beiträge zur ostfälischen Stammes-	
kunde. 3. Die Gestellsense. — 4. Die Sichel	
Von Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6	105
Latet mek slapen! (5. 5. 1915)	
Von William Voigt †, Xylograph in Braunschweig (1854—1928)	111
Das Fettekuhbier im Amte Jerxheim	
Von Prof. Otto Hahne, Braunschweig, Körnerstraße 28	112
Aus dem alten Rábke. 4. Genußmittel und Waschmittel	
Von Karl Böhme, weiland Pastor in Rábke, mitgeteilt aus dessen ungedruckten	
Aufzeichnungen von Ministerialrat i. R. Rud. Homann in Rábke	113
De Ku'elworscht. En Schtippschteereken	
Von Hermann Koch †	115
Familien-Alben als Geschichtsquellen	
Von Rechtsanwalt und Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstr. 2	118
Aus der Heimatpflege:	
Die ostfälische Landschaft in der bildenden Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts	
Von Dr. Werner Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6	120
Das Lessinghaus in Wolfenbüttel	
Von Rechtsanwalt und Notar Heinz Mollenhauer, Braunschweig, Stresemannstr. 2	122
Verordnung zum Schutze von Landschaftsteilen im Landkreis Wolfenbüttel . . .	124
Neues heimatliches Schrifttum	125

So wird heute aerotherm geröstet!



**Heimbs
Kaffee**

aerotherm geröstet

Dieses Röstverfahren garantiert einen
absolut reinschmeckenden, klaren,
sauberen Kaffee, weil die Aerotherm-Röstung
jede geschmackliche Beeinflussung
des empfindlichen Röstgutes ausschließt.

Kaffeegrößrösterei HEIMBS & SOHN Braunschweig

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag

44. Jahrgang

Dezember 1958

Heft 4

Fru Holle

Fru Holle, Fru Holle,
man dölle, man dölle!
'Erut ut'n Heben,
laat di' emal saih'n!
Swupp, is et eschaih'n!
Un nu gaibt dat los.
Wo mak't'e dat bloß?

Dat stöwet un danjet
un plocket un waibt,
as es sif de Heben
duunküselig draibt.
Segg, laive Fru Holle,
wat gaibt dat san dölle,
dat möcht' ik woll wetten?

Du makest de Bedden,
de Feddern, dä stöwet,
dat ain dat kuum glöwet
un dat mit twai Hännen.
Wo fall dat bloß ennen?

Dat stöwet un danjet
un plocket un waibt,
dat use seit' Mäken
denn judet un kraibt:
„Mien laive Fru Holle,
man dölle, man dölle!“

Wilhelm Sandfuchs

Die Muschelkalkrücken der Lichtenberge, Lebensraum steinzeitlicher Höhensiedler

von Karl K u m m e r

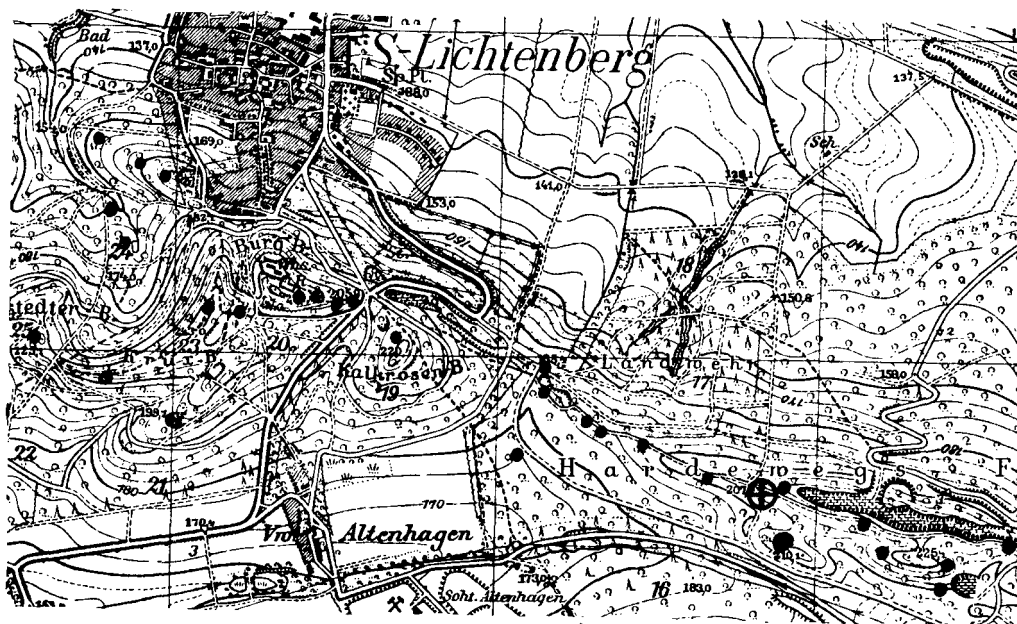
Die Geschichte der Besiedelung des Landes unter den Lichtenbergen mit den Feldmarken der ehemaligen Dörfer Osterlinde, Lichtenberg und Bruchmachtersen, die jetzt Ortsteile von Salzgitter sind, ist gut erforscht¹⁾. Im Laufe der letzten Jahre hat der Boden hier mit einer beachtlichen Zahl von Funden aus den verschiedenen Perioden der Ur- und Frühgeschichte das Material dazu geliefert. Sie beweisen, daß der steinzeitliche Mensch seit dem Ausgehen der Altsteinzeit hier gelebt hat, und nur für die Bronze- und frühe Eisenzeit fehlen uns die Belege. Von der Römerzeit an reißt die Besiedelung nicht wieder ab, mag die Zahl der Dörfer am Hange auch immer geringer werden und die Bevölkerung immer mehr in den Schwerpunkten zusammengedrängt sein²⁾.

Wie sieht es demgegenüber mit dem Aufenthalt des urgeschichtlichen Menschen auf den Bergen aus? Es erscheint fast müßig, darüber Vermutungen anzustellen, weil dingliche Beweise dazu nicht zu erbringen wären. Wo der Wald mit Unterholz und Pflanzenbewuchs den Boden restlos bedeckt, da gibt jener kaum etwas dazu Aussagendes her. Nur ein helfender Zufall, unermüdliches Suchen und — ein bißchen Glück vermögen etwas. Und das alles gibt es.

So verdanken wir die Entdeckung der ersten Spuren des Steinzeitmenschen dort oben dem verdienstvollen Heimatforscher und Pionier der heimischen Urgeschichtsforschung, Herrn Wilhelm L a m p e in Gr. Ihlede, früher in Harriehausen/H. Er hat mir erzählt, wie er im Jahre 1924 mit einem Freunde, um die Kalkflora dort zu studieren, über den Hardeweg wanderte und sich in der Nähe des langen Steinbruches nach einigen weiß schimmernden Feuersteinstückchen bückte. Es war nicht viel, was er da aufhob, aber die von Menschenhand geschlagene Klinge bewies, daß vor ein paar tausend Jahren schon jemand auf dem Kamm geweltet haben mußte. Wilhelm Lampe hat mir auf mein Drängen vor drei Jahren auch die Stelle gezeigt, wo das gewesen war.

Von da an habe ich immer wieder im Laufe des Jahres auf dem langen Berg Rücken an den geeigneten Stellen sorgfältig jedes freie Fleckchen neben dem Wege unter den Baumscheiben der älteren Buchen usw. beobachtet. Es war ein mühseliges Beginnen, besonders auch deshalb, weil der Boden dort überall mit unzähligen hellgrauen Kalksteinbruchstückchen übersät ist. Man muß schon sehr genau hinsehen, wenn man dazwischen die weißen Silexe erkennen will. Es zeigte sich dabei, daß es immer wieder einzelne Punkte gibt, wo sich Flinte finden³⁾. Sie sind hier oben ortsfremd und jedes, auch das scheinbar unbedeutende Bröckchen kann nur von Menschen absichtlich heraufgetragen worden sein. Das Material entstammt den Resten der saaleeiszeitlichen Grundmoräne, die an den Hängen der in den Höhenzug eingeschnittenen Täler immer leicht zugänglich gewesen sind.

Der Fuß des Hamberges am Ostrande des ehemaligen Kalksteinbruches bei Salzgitter ist der südlichste, mir bekannte Fundpunkt auf den Lichtenbergen; nach



● Höhensiedler-Funde ⊕ Feuersteindolch

Abb. 1 Ausschnitt des Meßtischblattes 1 : 25 000 mit Eintragung der steinzeitlichen Fundstellen

Liebenburg zu gibt es weitere. Jenseits des Quertales von Gebhardshagen häufen sie sich, beginnend hinter den ersten Häusern des Ortes am Hardewege. Der Kartenausschnitt (Abb. 1) zeigt sie über Kappe, langen Steinbruch, Kalkrosenberg, Herzogstreppe, Burg, Kruksberg und Brunstedter Berg. Weitere liegen auf der Länge bis über den Verbindungsweg Westerlinde—Olber hinaus. Die Bokern haben mir trotz des sorgfältigen Suchens nichts mehr geliefert. Als in bezug auf die örtlichen Verhältnisse aus dem Rahmen fallend sei noch das Tal des Speckenbaches, der Luenhagen, der Kruksgrund und als besonders bezeichnend für den Charakter der Fundplätze der schmale Rücken des Lütjenberges am Ortsrande von Lichtenberg genannt.

Betrachtet man die Örtlichkeiten, an denen die Hinterlassenschaft des hier interessierenden steinzeitlichen Menschen gefunden wurde, so ergeben sich einige bemerkenswerte Übereinstimmungen, die nicht auf Zufälligkeiten beruhen können: Alle Punkte mit den genannten Ausnahmen liegen in Höhen über 160 m. Es ist da immer nur ein ganz schmaler, vielleicht nur einige 10 m breiter Geländestreifen, der die Besiedlungsspuren zeigt. Dieser bildet im Gelände eine deutlich herausragende Kante. Jenseits derselben liegt nichts mehr. Die Menschen haben im Untersuchungsgebiet auf dem nach Süden zufallenden Hange gesessen. Davor zieht sich dann ein tiefer liegendes, flaches Gelände hin. Fließendes Wasser gibt es eben nirgends, eine Quelle ist nur im Luenhagen in der Nähe. Auf den langen Kämmen von Hardeweg, Kruks, Lange und Lütjenberg läßt allein die Höhenlage keine Speisung von Grundwasseraustritten zu.

Geologischer Unterbau

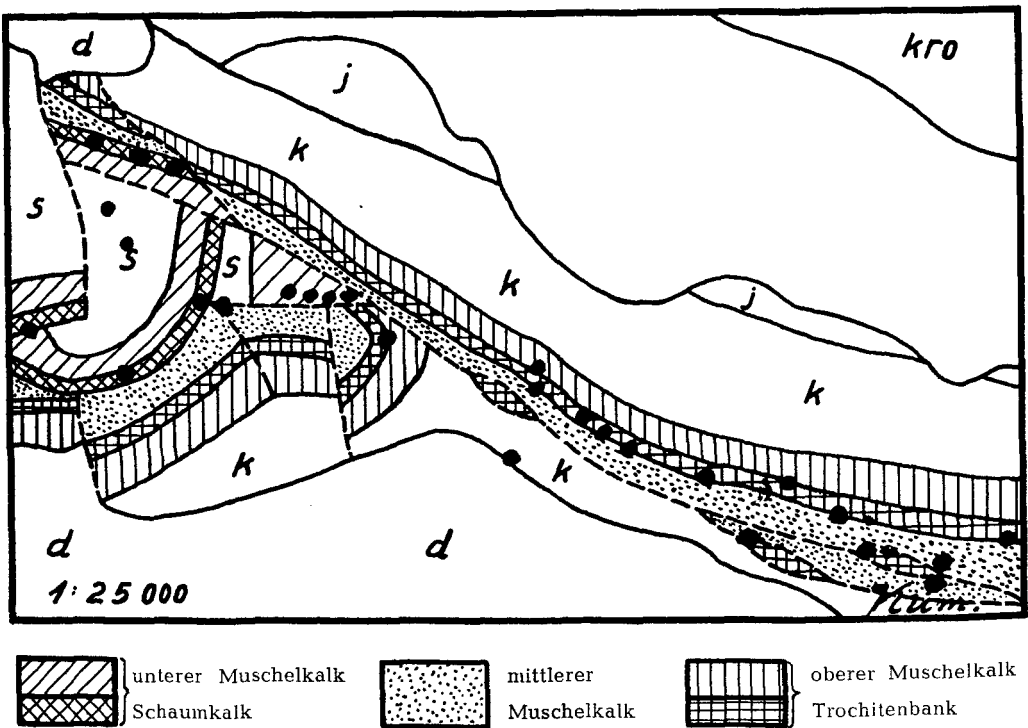


Abb. 2

Was aber soll den Menschen hier hergelockt, was es ihm ermöglicht haben, auf den Höhen zu siedeln? Eine Teilantwort gibt uns zunächst der geologische Unterbau. So bilden, wie es die geologische Karte (Abb. 2) zeigt, von der Kappe bei Gebhardshagen an die harten, in Brüchen jahrhundertlang ausgebeuteten Bänke des Trochitenkalks, zum oberen Muschelkalk gehörend, den herausragenden Kamm des Sattels der Lichtenberge. Jener steckt auch in einzelnen linsenförmigen Schollen, die in die Sattelspalte eingeklemmt, im Gelände dort als Kuppen leicht erkennbar sind. Vom Burgberg bis nach Wartjenstedt zu und auf dem Seitenast des Lütjenbergkeils stecken dagegen die ebenfalls sehr widerstandsfähigen Gesteine der Schaumkalkzone des unteren Muschelkalkes im Grat der Bergrücken.

Auf diesen Bändern sehr harter Kalkgesteine hat, wie die Fundkarte (Abb. 1) es erkennen läßt, unser Steinzeitler gelebt. Wenn man bedenkt, wie diese Zonen in der Urlandschaft ausgesehen haben mögen mit dem sicher stellenweise zutage getretenen, nackten Felsgestein und höchstens einer nur kärglichen Bewachung, dann ist es kaum zu begreifen, was er hier oben wollte. — Aber jene werden im östlichen Teil des Untersuchungsgebietes unter-, im westlichen überlagert von den ganz anders gearteten Schichten des mittleren Muschelkalkes. Diese bestehen aus einer charakteristischen, tonig-mergelig ausgebildeten Gesteinsfolge mit ört-

lich eingeschalteten Gipslagern, und dieser Untergrund ist im Gelände der gesamten Lichtenberge unverkennbar. Er bildet den deutlich abgesetzt tiefer liegenden Streifen mit einzelnen trichterförmigen Eintiefungen, Erdfällen. Der Boden ist hier überall zäh, tonig und immer etwas feucht. Das hat zur Folge, daß darauf eine Vegetation gedeihen kann, die den Menschen früherer Zeiten anlockte, weil sie ihm neben der geschützten Höhenlage noch etwas zu bieten hatte. Was, darauf gibt die Geschichte des Waldes in unserer Heimat die Antwort.

Als sich unsere Höhensiedler auf den Lichtenbergen aufhielten, sah es gewiß ganz anders als heute da aus. Noch hatte kein Buchenwald jene erobert. Nach Birke und Kiefer war der wärmeliebende Haselstrauch als willkommener Begleiter des mittelsteinzeitlichen Menschen auch in unseren Breiten erschienen⁴⁾. Als die Haselzeit ausklang, begann der urgeschichtliche Eichenmischwald mit seinen lichten Beständen, vor allem von Eiche, Ulme und Linde nebst allerlei fruchtetragendem Gesträuch in unsere Breiten vorzudringen. Eine reiche Vegetation saftiger Gräser und Kräuter fand zwischen den Baumbeständen gute Wachstumsbedingungen. Besonders waren es hier die Böden über den wassertragenden Schichten des mittleren Muschelkalkes, die infolgedessen als Waldweide dem Menschen der Jungsteinzeit gute Nutzungsmöglichkeiten boten, und an jagdbarem Getier war sicher immer auch kein Mangel dort. So lange sich an diesen Vegetationsverhältnissen nichts Wesentliches änderte, fand er auch auf den Höhen gute Lebensbedingungen, zumal sich genügend Brauchwasser in Bodenvertiefungen ansammelte. Jene änderten sich, als mit dem Eindringen der Buche aus dem atlantischen Raum das Klima etwa um 2000 v. Chr. während der Bronzezeit feuchter wurde. Da ward es langsam ungemütlich in den immer dichter zuwachsenden Waldgebieten unserer Lichtenberge, und der Mensch verschwand hier oben.

Mit diesen aus Unterbau und Waldgeschichte gewonnenen Erkenntnissen stimmen die steinzeitlichen Funde gut überein. Das meiste, was man an den weit verstreut liegenden Fundstellen aufliest, ist unbrauchbares Rohmaterial oder geworfener Abfall und kaum so groß wie eine Walnuß. Dann gibt es abgetrennte Späne, fast immer zerbrochene Klingen, feinste von 0,5 und solche bis 2 cm und mehr Breite⁵⁾. (Nr. 1 u. 2 der Tafel, Abb. 3.)

Weiter wurden gefunden: die Rassel vom Lütjenberg (Nr. 3), Schaber verschiedener Form, wie das schöne Stück mit Steilretusche von der Kappe (Nr. 8)⁵⁾, Kernsteine (Nr. 9) als Kratzer benutzt, sowie Geräte mit Hohlschaberkanten vom Hamberg (Nr. 10). Als für die Zeitstellung wichtig seien dann das Bruchstück des Messerchens mit abgestumpften Rücken vom Lütjenberg (Nr. 4), das feine am zulaufenden Ende retuschierte vom Hardewege (Nr. 5), das gestielte (Nr. 6) ebendaher und der Hobel vom Lütjenberg (Nr. 7) genannt. Dazu kommen noch einige Stückchen mit mikrolithischem Charakter.

Das ist alles in allem ein höchst bescheidenes Inventar, bei dem dann auch noch das geringste Scherbchen Keramik fehlt. Es erlaubt deshalb lediglich die Aussage, daß es der mittelsteinzeitliche Mensch und die Neolithiker waren, deren Geräte wir vor uns haben. Ihre Wohnplätze lagen auf dem zu allen Jahreszeiten trockenen, steinigen Untergrund der harten Muschelkalkbänke, wo die Anlage eingetiefter Gruben genau so unmöglich war, wie das Eingraben dickerer Pfosten. Vielleicht wurden größere Gesteinsbrocken zusammengelesen und der

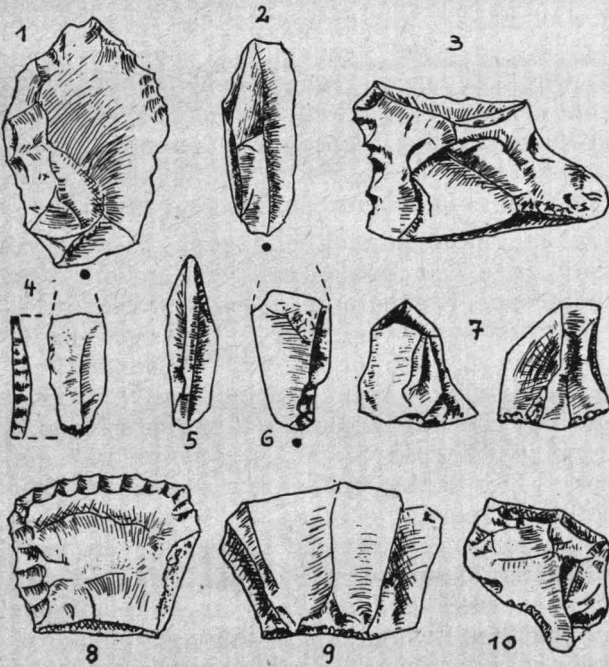


Abb. 3



Abb. 4

Grundriß der Hütten damit abgegrenzt. Wir werden das wohl nie beweisen können. Und darüber war dann natürlich ein schützendes Dach mit Fellen, Zweigen oder Gräsern abgedeckt, errichtet, wie es z. B. Wilhelm Barner in seinem vorbildlichen Heimatatlas als Rekonstruktionen nach Funden aus dem nahen Leineberglande zeigt⁶⁾. Bei uns kann der stark durchlüftete Boden auch davon keine Spur konserviert haben, und wir wissen nur, daß der Mensch auf unseren Bergen zunächst als Jäger und Sammler lebte, während die Neolithiker als Viehbauern hier oben gewohnt haben.

Als ein weiterer Beweis für das Verweilen des urgeschichtlichen Menschen auf den Lichtenbergen müssen ein paar Funde aus den letzten Jahren angesehen werden: Am 10. Juli 1956 beging ich zum x-ten Male den Hardeweg und bückte mich kurz hinter dem Ende des bekannten langen Steinbruches dicht neben dem Wege (siehe Karte) nach einigen vermeintlichen Kalksteinstücken, die mir durch ihre spitz zulaufenden Formen auffielen. Meine Überraschung war groß, als ich einen in zwei Teile zerbrochenen Feuersteindolch in den Händen hielt. — Ich habe mich nicht einmal beim Entdecken der ersten Werkzeuge des Lebenstedter Altsteinzeitlers so gefreut. — Zu Hause stellte ich fest, daß am Griffende etwas fehlen mußte. Sieben Wochen später zog ich desselbigen Weges und schalt mich einen Narren, als meine Augen in der Nähe der Fundstelle, die ich mir in der begreiflichen freudigen Erregung damals nicht aufs Meter gemerkt hatte, wieder am Waldboden hingen. Da fiel mir ein weißes, nicht mehr als ein Kleinfingernagel großes Silexstückchen auf. — Es war — das abgebrochene winzige Endchen

meines Dolches. Das sei zu Nutz und Frommen aller hier einmal ausführlich erzählt, denen zunächst auch nicht gleich das vollständige Fundstück im Wege liegt.

Die Abb. 4 zeigt ihn in halber Größe. Nur ein paar Splitterchen fehlen an der Bruchstelle des Blattes, sonst ist er makellos. Er ist weiß patiniert, an ein paar Stellen schimmert unter der porzellanartigen Rinde, die sich im Laufe der vier Jahrtausende, die er dort im Boden gelegen haben muß, bildete, schmutzig grau die ursprüngliche Farbe des Silexmaterials durch. Auch die Bruchstellen zeigen die Patina, ein Beweis dafür, daß die Sprünge, an denen er zerbrochen ist, alt gewesen sind. Er wurde aufs feinste aus einer flachen Scheibe des harten Gesteins herausgearbeitet. Ich zähle gut und gern an 40 steilere, muschelige Absprengungen auf jeder gedengelten Fläche der vier Längsbahnen, dazu die flachen noch erkennbaren Lamellen auf Ober- und Unterseite und kann mir errechnen, daß sein Meister sicher weit mehr als diese 200 wohl gezielten Absplisse hat ansetzen müssen, um dem Stück nur den letzten Schliff der Vollendung zu geben, von der groben Vorformung ganz zu schweigen.

Die elegante Form des Dolches mit dem breiten, etwas konvex zulaufenden Stichblatt und dem schwach konkav eingezogenen Griffende, dem nur dort noch angedeuteten rhombischen, sonst aber spitz-ovalen Querschnitt ist für unseren Raum ungewöhnlich. Herr Mittelschullehrer O. Thielemann, Goslar, der demnächst auch meinen Dolch im Rahmen einer Arbeit⁷⁾ berücksichtigen wird, schreibt mir: „Er hat die spielerische Spätform der Griffdolche und gehört zu einer Abart der Fischeschwanzdolche“. Es handelt sich also um die wohl mehr als Zier und zur Repräsentation getragene Stichwaffe eines unserer urgermanischen Vorfahren⁸⁾. Und doch, meine ich, wäre er mit seiner sägeförmig gezähnten Schneide eine gefährliche Waffe gewesen. Natürlich hatte er einen Griff wohl aus Hirschhorn und steckte in einer aus Leder geflochtenen Scheide, wie wir das nach einem Funde aus dem nordischen Kulturkreis wissen. Zeitlich dürfte man ihn an den Ausgang der Jungsteinzeit, vielleicht sogar in die frühe Bronzezeit stellen müssen.

Wie aber kam das wertvolle Stück dort oben auf den Hardeweg? Leider erlauben die Fundumstände keine Beantwortung der Frage. Verloren? — Wohl kaum. — Ein solch wertvolles Stück verliert man nicht oder sucht solange danach, bis man es wiederhat. — Niedergelegt? — Schon wahrscheinlicher, wenn uns auch der Zweck und die Absicht verborgen bleiben. An Möglichkeiten der Erklärung bieten sich an: Zur Verwahrung an Ort und Stelle aus Gründen der Sicherheit, nach zeitbedingter Vorstellung oder Gewohnheit, vielleicht auch wegen ritueller oder kultischer Gebräuche, wobei die Möglichkeit der Beigabe am Orte einer Bestattung nicht ausgeschlossen zu sein braucht.

Einzig bezeichnend ist die Lage des Fundpunktes an einem sicher uralten Höhenweg, eben dem Hardewege, dessen Name uns m. W. zum ersten Male in der Grenzbeschreibung des Amtes Lichtenberg als „Haddeweg“ im Jahre 1552 begegnet. Dieser kommt von Gebhardshagen her, wo unweit von ihm die bekannte große ur- oder frühgeschichtliche Anlage des sog. Burgwalles liegt. Vor dessen südöstlichem Rande habe ich auch ein paar weiß patinierte Silexstückchen aufgefunden. Der Weg führt jenseits des Quertales weiter auf Salzgitter zu. Und hier am Anfange dieses Wegstückes wurde bereits früher ebenfalls ein Feuersteindolch gefunden⁹⁾. Die Bedeutung der alten Wege als bezeichnende Fundstellen dieser Waffen, auf die O. Thielemann wiederholt hingewiesen hat¹⁰⁾, findet so auch durch meinen Dolch eine Bestätigung.

Überblickt man die Funde von den Höhen der Lichtenberge, wozu noch zwei geschliffene Beile, die eine besondere Würdigung verdienen, gehören, so sind sie trotz ihrer scheinbaren Dürftigkeit doch für ein reines Waldgebiet als nur Lesefunde beachtenswert. Die Kleingeräte und Beile bezeugen uns, daß die Höhenlagen in urgeschichtlicher Zeit bis zum Beginn der Metallzeiten durchaus nicht als siedlungsfeindlich angesehen werden dürfen. Und daß sie auch dann noch begangen wurden, dafür bürgt uns der Feuersteindolch vom Hardewege.

Die Funde unserer Höhensiedler stehen nicht vereinzelt da. Wilhelm L a m p e veröffentlichte kürzlich einen Platz¹¹⁾, der in seiner geologischen Position dem unseren aufs Haar gleicht. Auch die Zeitstellung ist etwa genau so. Auf dem Harly gibt es sie¹²⁾, und ich kenne eine Reihe anderer Stellen noch im Nordharzraum. Es handelt sich demnach um eine aus den besonderen Gegebenheiten der Lage und der sonstigen Umwelt bedingte steinzeitliche Kultur, durch die bei intensivem Nachforschen wohl überall auf unserem Muschelkalk der steinzeitliche Mensch nachgewiesen werden kann, wie es ja auch auf dem Osel bei Neindorf bereits der Fall war¹³⁾. Da wir keine Keramik von ihm kennen, er sie vielleicht auch gar nicht besaß, weil ihm das Holz zur Herstellung des entsprechenden Hausrates genügte, sind wir nicht imstande, unseren Neolithiker genauer anzusprechen. Immer ist es nur ein schmaler, auf den härtesten Kalksteinbänken gelegener Streifen, der die Spuren der Steinzeitmenschen aufweist, und immer laufen die wassertragenden Schichten dicht neben jenem her und geben dem Lebensraum des Menschen jener Zeiten, den für sie lebensnotwendigen Charakter: Ein gutes Beispiel dafür, wie die geologischen Verhältnisse einer Landschaft bestimmend für deren Besiedelungsgeschichte gewesen sind.

¹⁾ W. Forche: Neue vor- und frühgeschichtliche Fundstellen am nördlichen Salzgitter-schen Höhenzug. Braunschweigische Heimat. 1958, H. 1.

²⁾ K. Kummer: Eisenzeitliche Siedlungen im Nordwestteil von Salzgitter. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte. 1956.

³⁾ Auch Herr O. Thielemann, Goslar, hatte, wie ich erst später erfuhr, dort im Jahre 1957, bearbeitete Feuersteine gefunden.

⁴⁾ K. Bertsch: Geschichte des deutschen Waldes. Jena 1949.

⁵⁾ Von Herrn Thielemann freundlichst zur Verfügung gestellt.

⁶⁾ W. Barner: Heimatatlas des Kreises Alfeld. 1. Teil. Schriften des Heimatmuseums Alfeld. 1957.

⁷⁾ O. Thielemann: Feuersteinwaffen-Funde im nördlichen Harzvorlande. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 1958.

⁸⁾ G. Kossinna, in Ursprung und Verbreitung der Germanen usw.

⁹⁾ O. Krone: Vorgeschichte des Landes Braunschweig, S. 138.

¹⁰⁾ O. Thielemann: Der Feuersteindolch von Hahausen und das Problem um die „Alte Straße am Nordwestharz. Braunschweigische Heimat. 1955, H. 2.

Ders. Neuer Dolchfund an der „Alten Straße“. Braunschweigische Heimat. 1957, H. 1.

¹¹⁾ W. Lampe: Steinzeitliche Siedlungen in der Umgebung von Hildesheim. Althildesheim 1958.

¹²⁾ Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Thielemann.

¹³⁾ Fr. Niquet: Der Tritonium-Fund vom Osel, Braunschweigische Heimat. 1956, H. 1.

Alte ostfälische Erntegeräte

Wortgeographische Beiträge zur ostfälischen
Stammeskunde

von Werner Flechsig

3. Die Gestellsense

In Heft 3/1958 unserer Zeitschrift habe ich auf S. 70 ff. zwei ostfälische Sensenarten behandelt, die zum Mähen des Winterkorns (Roggen und Weizen) und des sogenannten Rauhfutters (Erbsen, Bohnen, Linsen, Wicken) benutzt wurden, nämlich die Grassense im Osten und die Kniesense (Sīd) im Westen. Um Hafer und Gerste, also das Sommerkorn, abzuernten, verwandte man früher überall in Ostfalen eine dritte Sensenart, und zwar eine Grassense, an deren Baum drei oder vier sensenblattförmig gebogene Holzbügel parallel zum Sensenblatte befestigt waren. Diese Vorrichtung sollte dazu dienen, die zu mähenden kurzen Halme des Sommerkorns besser zusammenfassen und gleichmäßig aufs Schwaad werfen zu können. Das Gerät und seine Anwendung beschreibt um 1775 ein Pastor in Lobmächtersen im Stadtkr. Salzgitter mit den Worten: „Das Mähen wird mit einer Sense verrichtet, an deren Stiele unten eine Maschine von 3 hölzernen Sensen über der eisernen parallel gestellet in einem Abstände von 8 Zoll, mit starkem Draht befestigt, angebracht wird. Man nennt dieses Werkzeug ein Hafer-Stell und es dienet dazu, daß die Stengel bei dem Mähen nicht unordentlich über einander herfallen, sondern solange aufrechts oder angelehnet stehen bleiben müssen, bis der Arbeiter nach einem jeden geschehenen Schnitte dieselbe nach seiner linken Seite hinführet und bei dem Wiederaus-
holen mit der Sense sie egal niederleget“¹⁾. Dieses Niederlegen der gemähten Halme aufs Schwaad geschah, wie der gleichzeitige Bericht des Pastors aus Flechtorf im Landkr. Braunschweig besagt, „durch eine geschickte Wendung des Leibes“ und hatte den Vorteil, daß hierbei „der Nachraper gespart werden kann“²⁾.

Diese Sensenart wird schon seit mehreren Jahrzehnten nicht mehr benutzt, findet sich aber außer in den ostfälischen Museen auch hier und da noch in verstaubten Winkeln der Hausböden und Geräteschuppen und war bei meiner Umfrage 1951 noch in 326 ostfälischen Orten bekannt. Sie wird in 148 Orten *Håwerstell* oder gelegentlich auch einfach *Stell* bzw. *Stellsaiße* genannt, und zwar hauptsächlich in den Kreisen Gifhorn, Braunschweig, Peine, Hildesheim-Marienburg und Alfeld, im Stadtkr. Salzgitter, im Westteile des Kr. Wolfenbüttel und im Nordteile des Kr. Helmstedt. Nach Südwesten schließt sich daran das Verbreitungsgebiet des Namens *Håwertuich* mit 93 Belegen hauptsächlich aus den Kreisen Gandersheim, Holzminden, Einbeck, Northeim, Osterode, Zellerfeld und Blankenburg-West. Östlich von *Håwertuich* und südöstlich von *Håwerstell* findet sich der Geltungsbereich des Namens *Håwertoch*, vereinzelt auch nur *Toch* oder *Todsaiße* genannt. Die 85 Belege verteilen sich vorwiegend auf den Kr. Goslar, den Ostteil des Kr. Wolfenbüttel, den Südteil des Kr. Helmstedt und verschiedene Kreise des Regierungsbezirks Magdeburg. Dort kommt jedoch in Dardesheim, Hessen a. F., Elbingerode und Cattenstedt auch *Håwertüch* bzw. *Håwertich* vor, wie denn überhaupt eine säuberliche Abgrenzung der drei Namen gegeneinander nicht möglich ist.

Gehen wir in die Vergangenheit zurück, so finden wir in den Pastorenberichten des 18. Jahrhunderts eine ähnliche Verteilung der drei Namen, die in verhochdeutscher Form als *Hafer(ge)stell*, *Haferzeug* und *Haferzug* wiedergegeben werden. Es zeigt sich allerdings, daß *Håwertoch* und *Håwertuich* seit jener Zeit durch die farblosere Bezeichnung *Håwerstell* etwas nach Osten und Süden zurückgedrängt worden sind. Ganz verschwunden scheint jetzt ein vierter Name zu sein, der in der fürstlich wolffenbüttelschen Taxordnung von 1645 allein zur Bezeichnung der Hafersense diente. In ihr ist die Rede vom Mähen „mit dem *Habertawe*“. Wie weit dieser Name früher bis in den heutigen Geltungsbereich des *Håwerstells* nach Norden gereicht haben mag, ersehen wir aus dem Bericht des Meerdorfer Pastors von 1774, der die Arbeit „mit dem *Stelle oder Habertau*“ erwähnt³⁾. Es ist also durchaus denkbar, daß *Håwerstell* überhaupt nicht von Anfang an im nördlichen und mittleren Ostfalen heimisch war, sondern erst verhältnismäßig spät an die Stelle der älteren anderen Benennungen der Hafersense getreten ist. Diese Frage wird sich jedoch nie entscheiden lassen, da die Hafersense vor dem 18. Jahrhundert nur sehr selten erwähnt ist und mittelalterliche Belege dafür noch fehlen. Die bisher älteste Nachricht von ihr fand ich im Nachlaßinventar des Bauern Tile Rigke in Kl. Bartensleben (Kr. Haldensleben), von 1567, wo unter den landwirtschaftlichen Geräten des Hofes „2 *olde habertoege*“ aufgeführt sind⁴⁾.

Sehen wir uns weiter in den Nachbarlandschaften um, so finden wir in den Wörterbüchern westfälischer Mundarten keinen der vier ostfälischen Namen der Hafersense wieder. Auch Kücks Lüneburger Wörterbuch und Danneils Altmärkisches Idiotikon versagen hier völlig. Dagegen bringt Alpers im Wörterbuch des Kr. Celle, der ja teilweise sprachlich noch zu Ostfalen gehört, „*Stell*“ als ‚Gestell an der Sense‘⁵⁾, und Niekerken erwähnt aus dem Kr. Harburg die veralteten Bezeichnungen *Hakentau* und *Hakentüüch*⁶⁾. Auch Mensing bucht für Schleswig-Holstein *Haken-* oder *Hackeltüüch*⁷⁾. Von den südlichen und südwestlichen Nachbarn Ostfalens bietet Hoffmann aus dem hessischen Werragebiet *howerjeschdelle* als Gestell aus Drahtgeflecht oder einem auf einem Bügel gespannten Tuche an der Sense⁸⁾, Bauer aus Waldeck *hawerhek* ‚eisernes Gestell zu der Sense‘⁹⁾. Es bestehen also wesentliche Unterschiede zum westlichen Ostfalen nicht nur im Namen, sondern auch in der Sache. Wir können somit für die Hafersense in Ostfalen keinerlei Einflüsse aus den Nachbargebieten feststellen und dürfen sie nach ihrer Gestalt und ihren Namen als bodenständige Schöpfung ansehen.

4. Die Sichel

Das ertümlichste Gerät zum Schneiden der Feldfrüchte und der Futterkräuter ist die Sichel. Sehen wir von sichelähnlichen Geräten der Jungsteinzeit aus Feuerstein ab, deren Verwendungszweck nicht eindeutig festzustellen ist, so finden wir zuerst in der Bronzezeit ausgeprägte Sicheln aus Bronze mit mondsichelförmig gebogener Schneide und einem Dorn am hinteren Ende zur Befestigung des vergänglichen Griffes aus Holz oder Knochen. Die ältesten Stücke dieser Art im Braunschweiger Lande stammen aus dem reichen Bronzedeptofund von Watenstedt im Kr. Helmstedt (um 800 v. Chr.). Da die Arbeit mit der Sichel wegen der Kürze ihrer Klinge wenig schafft und durch den Zwang zum ständigen Bücken beim Mähen der unteren Halmteile in Bodennähe auf die Dauer recht

ermüdet, wurde die Sichel schon im Mittelalter als Mähwerkzeug in den meisten Gegenden Deutschlands von der wirkungsvolleren und weniger anstrengenden Sense verdrängt. Trotzdem behauptete sie sich nach W. Seedorf in manchen Gegenden aus besonderen Gründen bis in die Gegenwart, so z. B. an der holländischen Nordseeküste und in der Steiermark¹⁰⁾. Auch in Ostfalen wurde aber bis ins 18. oder gar 19. Jahrhundert hier und da die Sichel noch zum Schneiden von Feldfrüchten benutzt, wie zuverlässige Nachrichten bezeugen. In den Berichten braunschweigischer Pastöre über landwirtschaftliche Verhältnisse in ihren Dörfern, die sie in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts an den Wolfenbütteler Konsistorialrat Hassel einsandten¹¹⁾, finden wir gelegentlich auch die Verwendung der Sichel erwähnt. So schreibt der Pastor in Barnstorf, Kr. Wolfenbüttel, 1774, man mähe „mit Sensen und kleinen Sicheln“. Von Wedtlenstedt im Kr. Braunschweig heißt es damals: „Bei Erbsen aber werden Hippen und sogenannte Sie gebraucht“. Aus Hondelage im Kr. Braunschweig erfahren wir 1774: „Sicheln sind in Gebrauch zum Abschneiden der Hersequäste (Fruchtrispfen der Hirse), so in Säcke gethan werden und eingebracht zur geschwinden Abdreschung und Behung im heißen Sonnenschein“. Der Pastor von Lobmachersen aber schrieb: „Die Sichel wird hier nicht anders als zum Schröpfen des Weizens oder Rocken, welches selten nötig ist, angewendet. Wenn nämlich bei einer sehr fruchtbaren Witterung im Frühlinge die Winterfrucht auf einem reichlich gedüngten Acker sehr viele Blätter treibt, so pflüget man die Spitzen der Blätter etwa eines Fingers lang abzuschneiden, welches ein schönes Futter für die Kühe abgibt. Bei diesem Schröpfen muß aber viel Behutsamkeit angewendet werden, damit man die oft schon im Halme verborgen steckende Ähre nicht verletzt.“ Aus Badenhausen bei Bad Grund am Westharz berichtete damals der Pastor: „Zum Weizen und Roggen, wenn beides stark stehet, braucht man Sicheln, wo nicht, so nimmt man die Sense zum mähen. — Bohnen und Rauhzeug werden bald mit der Sichel, bald mit der Sense abgemacht. Außerdem lassen hier viele ihre Früchte durch Eichsfeldische Arbeiter, so dessen gewohnt sind, mit einem Sieh mähen“. Etwa 30 Kilometer südwestlich von Badenhausen hat sich die Verwendung von Sicheln bei der Getreideernte sogar noch bis in die 60er Jahre des 19. Jahrhunderts gehalten. Darüber sagt ein Bericht in der Zeitschrift „Spinnstube“ von 1927: „Die heute im Gebrauch befindliche Sense ist in Northeim erst in den 60er Jahren üblich geworden. Vorher wurde das Korn mit der Hippe (hepe) geschnitten, die die Form einer halbkreisförmigen Sichel hatte und scharf geschliffen war“¹²⁾.

Schon im 18. Jahrhundert wurde die Sichel jedoch längst nicht mehr überall in Ostfalen bei der Ernte der Feldfrüchte gebraucht. Die Pastöre in Adersheim, Fümelse und Seinstedt im Kr. Wolfenbüttel, Gevensleben im Kr. Helmstedt und Hessen am Fallstein (jetzt Kr. Halberstadt) erklärten in ihren Berichten von 1771, 1775 und 1776 übereinstimmend, daß bei ihnen keine Sicheln, sondern nur Sensen bzw. Siehe in Gebrauch seien. Heutzutage kann sich nach Auskunft der von mir schriftlich befragten Gewährsleute niemand in ihren Orten mehr daran erinnern, daß Feldfrüchte mit der Sichel statt der Sense abgeerntet wurden, und auch zum Grasschneiden verwenden nur „kleine Leute“, die keine eigenen Wiesen haben, die Sichel, um in Baumgärten, an Feldwegen oder Straßengraben Grünfutter für ihre Ziegen, Schweine, Kaninchen oder Federvieh zu gewinnen.

Trotzdem ist die Sichel noch weithin in Ostfalen wohlbekannt. In manchen Gegenden wird sie nämlich heutzutage zum Abnehmen der gemähnten Getreide-

halme durch Frauen verwendet, dient also einem ähnlichen Zweck wie früher der *Māthâken* beim Mähen mit dem *Sī(d)e*. Diese Sichel hat eine halbkreisförmig gebogene Klinge mit einer ungeschliffenen Schneide, mit der sich die Halme gut fassen lassen, ohne sie zu verletzen.

Meine Umfrage im Jahre 1951 ergab als plattdeutschen Namen der Sichel in 273 ostfälischen Orten *Seckel(e)*. Dieses Wort, das auch im Nordniedersächsischen als *Sēkel* und im Westfälischen als *siekel* vorkommt, geht auf die altniederdeutsche Form *sichila* zurück, die als *sikkila* zu lesen ist und der angelsächsischen *sicol* wie der althochdeutschen *sihhila* entspricht. Nach dem Etymologischen Wörterbuch von Götze-Kluge¹³⁾ handelt es sich um ein Lehnwort, das aus dem italisch-rätoromisch-ostfranzösischen Raume schon vor der Mitte des 5. Jahrhunderts nach Süd- und Westdeutschland eingedrungen ist, als durch den Handel die vom römischen Eisengewerbe massenhaft hergestellte eiserne *sicila* in die Hände westgermanischer Käufer gelangte. Kennzeichnend für die ostfälische Lautentwicklung ist die Bewahrung der Kürze des Stammsilbenvokals nach der Tonsenkung von *i* zu *e*, während im Nordniedersächsischen Tondehnung und im Westfälischen Vokalbrechung eintrat. Die Form *Seckel(e)* ist hauptsächlich in den Kreisen Helmstedt, Braunschweig, Wolfenbüttel, Peine, Hildesheim-Marienbourg und Alfeld, im Stadtkr. Salzgitter und in verschiedenen Kreisen des Regierungsbezirks Magdeburg verbreitet. Sie fehlt merkwürdigerweise im Nordteil des Kr. Helmstedt (Vorsfelder Werder), in den meisten befragten Orten des Kr. Gifhorn und im Nordteile des Kr. Peine. Dort kennt man heutzutage nur das hochdeutsche Wort *Sichel*, ein Zeichen dafür, daß es in jenen Landesteilen entweder überhaupt nicht gebräuchlich war oder ein älterer einheimischer Name des Gerätes schon früh verdrängt worden ist. Das ist um so eigenartiger, als in der dem Kr. Gifhorn so nahe gelegenen Stadt Braunschweig das Wort *Seckele* besonders gut aus verschiedenen Jahrhunderten bezeugt ist. So wurden z. B. im Nachlaßinventar des Braunschweiger Eisenwarenhändlers Barth. Ebeling von 1650 „100 Stücke *Seckelen*“ aufgeführt¹⁴⁾. Auch im Schichtbuch des Braunschweiger Zollschreibers Hermann Bote von 1514 finden wir die *seckele*¹⁵⁾. Der älteste Beleg für das Wort *sekeln* stammt aus den Bestimmungen über das Herwede in den Braunschweiger Ratssatzungen von 1303¹⁶⁾. Wenig später, um 1320, erscheint es auch in einer Aufzählung von Schmiedeerzeugnissen der Goslarer Ratsstatuten¹⁷⁾. Unsere *Seckele* kann uns jedoch trotz ihrer alten Belege und ihrer reichen dialektgeographischen Bezeugung als romanisches Lehnwort keine siedlungsgeschichtlichen und stammeskundlichen Aufschlüsse bieten.

Ein ganz anderer Name der Sichel tritt uns im Kr. Goslar und westlich davon bis zur Oberweser entgegen, und zwar teils in der Form *Häi̇p* (*Haip*, *Höip*, *Hoip*) s. oder m., teils als *Häipe* (*Haipe*, *Höipe*, *Hoipe*) w. oder *Häibe*, (*Haibe*, *Höibe*, *Hoibe*) w. Die sächliche bzw. männliche Form wurde mir aus 64 Orten in den Kreisen Wolfenbüttel (5), Goslar (18), Salzgitter (2), Peine (1), Burgdorf (1), Hildesheim (16), Alfeld (2), Gandersheim (7), Holzminden (7), Einbeck (2), Osterode (2) und Zellerfeld (1) gemeldet, die weibliche Form aus 34 Orten in den Kr. Hildesheim (1), Alfeld (1), Gandersheim (13), Holzminden (3), Einbeck (11), Osterode (3) und Northeim (2). Die östlichsten Belegorte für dieses Wort sind in den Kreisen Wolfenbüttel und Goslar Bündheim am Nordharzrande, Bettingerode, Isingerode, Börßum und Bornum östlich der Oker und Ohrum westlich der

Oker, die nördlichsten zwischen Oker und Leine Reppner im Stadtkr. Salzgitter, Schwichelt im Kr. Peine und Ilten im Kr. Burgdorf.

Elfmal ist statt der bisher genannten Formen *Hippe* als Name der Sichel bezeugt für Ahlshausen und Heckenbeck im Kr. Gandersheim, Willershausen im Kr. Osterode, Jerstedt, Vienenburg und Wiedelah im Kr. Goslar, Kl. Biewende und Wittmar im Kr. Wolfenbüttel, Bodenstedt im Kr. Braunschweig und Eddesse im Kr. Peine. Statt *Hippe* erscheint sechsmal *Hēpe* in Heinade und Reileifzen, Kr. Holzminden, Gehrenrode und Olxheim, Kr. Gandersheim, Westerhof, Kr. Osterode und Bad Grund, Kr. Zellerfeld.

Diese Form *Hēpe* schließt sich zweifellos an die westfälische *hāpe* an, die in den Wörterbüchern von Woeste¹⁸⁾ und Schmöckel-Blesken¹⁹⁾ für das südliche Westfalen bezeugt ist. Sie bezeichnet dort teils eine Sichel zum Roggenmähen, teils ein gerades Haumesser zum Abhauen von Reisern und zum Ausschlichten, teils eine alte, durch langen Gebrauch schmal gewordene Sense. Dieses Wort ist schon im Mittelniederdeutschen und Mittelniederländischen als *hepe* bezeugt und geht nach Kluge-Götze wie althochdeutsch *habba*, *hap(p)a*, *happia* auf einen erschlossenen germanischen Wortstamm *hēpjo* zurück, der mit griechisch *kopis* ‚Messer‘ urverwandt ist. *Hāpe* soll nach Th. Frings als Fachausdruck der alten fränkischen Weidewirtschaft nach Limburg und Gelderland, ins Siegerland und in die bayrischen und allemannischen Grenzstriche gelangt und als Lehnwort aus dem Germanischen auch in der Form *hache* ‚Axt, Beil‘ ins Französische übernommen worden sein²⁰⁾. Anstelle der gedehnten Form, die als *hēpn* auch im thüringischen Eichsfelde vorkommt, erscheint *Heppe* im nördlichen Niedersachsen²¹⁾ und in Thüringen, wo in Salzungen *Hebbe*, in Winterstein *Hebben* gilt²²⁾. Daneben steht als weitere kurztonige Form *Hibben* in der Nordhäuser Gegend, am Südharz, *Hibbe* in Stiege, Kr. Blankenburg und *Hippe* früher im Waldeckischen (1597)²³⁾. Nördlich des Harzes ist der östlichste Belegort für *Hippe* Cattenstedt bei Blankenburg²⁴⁾ und östlich des Harzes das Mansfeldische, aus dem Martin Luther das Wort durch seine Bibelübersetzung in die hochdeutsche Schriftsprache eingeführt hat.

Alle diese Wortformen sind weiblichen Geschlechts. Im Gegensatz dazu steht das ostfälische *Hāp* mit seinem sächlichen oder männlichen Geschlecht und dem auf ein altlanges *i* zurückgehenden Stammsilbenvokal. Wegen beider Besonderheiten kann es nicht mit der Wortsippe *Hāpe*, *Hēpe*, *Heppe*, *Hippe* in unmittelbare Beziehung gesetzt werden. Aus der gegenseitigen Beeinflussung der beiden Wörter ist jedoch im Grenzraum des westostfälischen Berglandes die Misch- und Ausgleichsform *Hāpe* usw. entstanden. Leider fehlen bisher ältere Belege für *Hip* aus Urkunden und Akten Ostfalens noch gänzlich. Trotzdem dürfen wir dieses Wort im westlichen Ostfalen als altheimisch ansehen, weil es aus keiner der benachbarten Landschaften eingeführt sein kann. Die einzigen Anknüpfungspunkte fand ich bisher in Schleswig-Holstein, wo nach Mensing ein gestieltes Messer zum Beschneiden des Knicks bei Oldesloe *Hiep*, in Angeln *Hieps*, im Lauenburgischen *Hieper* genannt wird. Daneben kommt freilich auch in Schleswig-Holstein die weibliche *Hipp* mit der Bedeutung ‚krummes Gartenmesser zum Beschneiden der Bäume‘ oder auch — in der Gegend von Itzehoe — als Name der Sense vor²⁵⁾. Gemeinnordniedersächsisch können diese Formen nicht sein, weil sie wie auch *Hāpe* und *Hepe* weder im Lüneburger Wörterbuch und im Kleinen

plattdeutschen Wörterbuch des Kreises Celle noch im Dorfwörterbuch von Baden im Kr. Syke gebucht sind. Vielleicht handelt es sich also bei *Hîp* wie bei dem im vorigen Hefte behandelten *Sîd* um anglisches Wortgut, das bei der Südwanderung englisch-warnisch-herulischer Siedler in der späten Völkerwanderungszeit nach Ostfalen gelangt ist. Rätselhaft bleibt dann freilich in beiden Fällen, warum diese Wörter ausgerechnet im östlichen Ostfalen heute unbekannt zu sein scheinen.

Im allgemeinen sind die Verbreitungsgebiete von *Häip* usw. und *Seckele* in Ostfalen deutlich voneinander geschieden. In 24 westostfälischen Orten sind jedoch beide Namen zugleich bekannt und gebräuchlich, nämlich in Brunsen, Engelade, Kaierde und Opperrhausen, Kr. Gandersheim, Kuventhal, Kr. Einbeck, Breinum und Woltershausen, Kr. Alfeld, Adlum, Grasdorf, Harsum, Lechstedt, Liestringen und Ottbergen, Kr. Hildesheim-Marienburg, Gr. Mahner, Stadtkr. Salzgitter, Gielde, Gr. Döhren, Hahndorf, Ohrum und Othfresen, Kr. Goslar, und Bündheim, Kr. Wolfenbüttel. Bei einer Rückfrage stellte ich vor wenigen Wochen fest, daß in den meisten dieser Orte die beiden Namen eine und dieselbe Gerätform bezeichnen, nämlich eine Sichel mit halbkreisförmig gebogener Klinge und glatter Schneide. Aus Ohrum und Liestringen wurde mir allerdings berichtet, daß *Häip* der ältere, *Seckele* der jüngere Name sei. Das Gegenteil behauptete der Gewährsmann in Othfresen. Das deutet auf jüngere Verschiebungen im Geltungsbereich der beiden Wörter hin. Aber es war wohl nicht nur ein neuer Name, der sich ausbreitete, sondern mit dem Namensunterschied war anscheinend ursprünglich auch ein Unterschied in der Sache verbunden. Es ist allerdings schwierig, darüber Klarheit zu gewinnen, weil sich die Angaben widersprechen. So bezeichnet man in Kaierde mit *Hoipen* eine kleinere, mit *Seckel* eine größere Sichelart, während in Kuventhal die größere *Hoipe* heißt und die kleinere und dünnere mit gezählter Schneide *Seckele*. Dies ist wohl die richtigere Lesart. In Hüddeßum wird oder wurde das *Höip* nur zum Zusammenraffen von Halmen benutzt, die *Seckele* dagegen zum Schneiden. Auch in Liestringen und Opperrhausen kennt man neben der Sichelart mit glatter Schneide zum Abnehmen der Kornhalme (*Häip* bzw. *Hoipe*) eine andere mit gezählter Schneide, die zum Schneiden von Brennesseln für die Schweine bzw. von Gras dient und *Seckele* genannt wird. Der gleiche Unterschied ist für frühere Zeiten auch aus dem Kreise Northeim bezeugt. In dem schon einmal angeführten Bericht aus der „Spinnstube“ von 1927 über die Verhältnisse in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts lesen wir nämlich weiter: „Diese *Hippe* (mit halbkreisförmiger, glatter Schneide) herrschte aber nicht allein in unserer Gegend, sondern Form und Namen wechselten nach Ortschaften. So hatte man in Sudheim und Bühle die *Seckel* (*sekel*) in der Form der Mondsichel; sie war vorn sägenartig bearbeitet“. Es ist daher denkbar, daß mit dem Worte *Hîp* von Anfang an in Ostfalen eine andere Gerätform und Arbeitsweise verbunden war als mit dem Worte *Seckele* und daß jene von den Siedlern mitgebracht wurde, die in alter Zeit wahrscheinlich aus dem Ostseeraum nach dem westlichen Ostfalen gelangten und auch das *Sîd* mitbrachten. Um in dieser Frage zu größerer Klarheit gelangen zu können, müßten wir jedoch eine großräumige Bestandsaufnahme nicht nur der Sichelnamen, sondern auch der Sichelarten in ganz Nieder- und Mitteldeutschland bekommen. Bis dahin bleiben wir auf Vermutungen angewiesen.

¹⁾ Landschaftsbibliothek Nr. 1225 (Hasselsche Collectaneen) im Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel; hier Bd. 4.

²⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier Bd. 2.

³⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier Bd. 3.

⁴⁾ B. Becker: Inventar eines Bauernhofes in Klein Bartensleben aus dem Jahre 1567 (in: Heimatblatt f. d. Land um Aller und Ohre Nr. 4 vom 21. Februar 1926).

⁵⁾ Paul Alpers: Kleines plattdeutsches Wörterbuch des Landkreises Celle (Als Manuskript vervielfältigt im Landratsamt Celle) 1955; hier S. 88.

⁶⁾ Walter Niekerken: Das Feld und seine Bestellung im Niederdeutschen. Hamburg 1935. S. 277.

⁷⁾ Otto Mensing: Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. Bd. II, 1928. Sp. 547.

⁸⁾ Fritz Hofmann: Niederhessisches Wörterbuch, zusammengestellt auf Grund der Mundart von Oberellenbach, Kr. Rotenburg (Fulda). Marburg 1926; hier S. 112. (Stichwort „Hafergestell“).

⁹⁾ Karl Bauer: Waldeckisches Wörterbuch, herausg. v. H. Collitz. Norden 1902; hier S. 45.

¹⁰⁾ Wilhelm Seedorf: Arbeitsbräuche in der Landwirtschaft (in: Handbuch der deutschen Volkskunde, herausg. v. W. Peßler, Bd. 2, S. 1—32); hier S. 13.

¹¹⁾ a. a. O. wie ¹⁾; Barnstorf in Bd. 1, Wedtlenstedt in Bd. 3, Hondelage in Bd. 39, Lobmachersen in Bd. 4, Badenhausen in Bd. 9.

¹²⁾ Zeitschrift „Die Spinnstube“, Jahrg. 4, 1927, S. 303.

¹³⁾ Kluge-Götze: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 15. Aufl. 1951; hier S. 721 (Stichwort „Sichel“).

¹⁴⁾ Sacksche Sammlung Bd. 204 im Stadtarchiv Braunschweig.

¹⁵⁾ Hänselmann; Die Chroniken der Stadt Braunschweig, Bd. II, 1880; hier S. 409, Z. 6.

¹⁶⁾ Urkundenbuch der Stadt Braunschweig, hrsg. v. L. Hänselmann. Bd. I, 1873; hier S. 25.

¹⁷⁾ Goslarer Urkundenbuch, hrsg. v. G. Bode. Bd. I.

¹⁸⁾ Friedrich Woeste: Wörterbuch der westfälischen Mundart. 2. Aufl. von Erich Nörrenberg. Norden 1930; hier S. 92 (Stichwort „häpe“).

¹⁹⁾ H. Schmoeckel und A. Blesken: Wörterbuch der Soester Börde. Soest 1952; hier Sp. 102 (Stichwort „häpe“).

²⁰⁾ a. a. O. wie ¹³⁾; hier S. 321 (Stichwort „Hippe“).

²¹⁾ A. F. C. Vilmar: Idiotikon von Kurhessen. Marburg 1868; hier S. 164 (Stichwort „Heppo“).

²²⁾ L. Hertel: Thüringer Sprachschatz. Weimar 1895; hier S. 120 (Stichwort „Hippe“).

²³⁾ a. a. O. wie ⁹⁾; hier S. 149.

²⁴⁾ Eduard Damköhler: Nordharzer Wörterbuch. Wernigerode 1927; hier S. 79.

²⁵⁾ a. a. O. wie ⁷⁾; hier Sp. 813 (Stichwort „Hipp“).

Latet mek slaven!

(5. 5. 1915)

Geiht et mal mit mek ant Starben
Un mek fallt, al halw in'n Drome,
Tau de Ogen — sied nich bange,
Ob ek ok in'n Himmel come!
Denket, dat ek Last un Meuhe
Un sau veele sware Stunnen,
Dei mek hart bewnt meenomen,
Hewwe endlich overwunnen:
Latet mek slaven!

Wehrt ok dei von minen Lager,
Dei in'n frommen Iwer geren
Möchten in der lesten Stunne
Mek taun Himmel noch bekehren!
Nemm's bruk't mek den Weg tau wisen.
Lat't se schell'n up mine Sünnen!
Ek will woll tau minen Herrgott
Minen Weg alleene finnen —
Latet mek slaven!

William Voigt,

Enylograph in Braunschweig (1854—1928)

Das Fettekuhbier im Amte Jerxheim

von Otto Hahne

Zu einer sehr eigenartigen Abgabe war nach den Amtsrechnungen von 1799 bis 1801 die Domäne Jerxheim verpflichtet. Während für viele Gemeinden unseres Landes die Verpflichtung bestand, das sogenannte „Fettekuhgeld“ als Weidesteuer an den Staat alljährlich zu Martini und Walpurgis (1. Mai) bezahlen zu müssen, ist in Jerxheim die staatliche Domäne verpflichtet, an die Gemeinden Jerxheim, Beierstedt, Gebensleben, Watenstedt, Ingeleben, Dobbeln und Söllingen, die sämtlich zum alten Amte gehörten, insgesamt sechs Halbfaß und eine Tonne Bier von dem im Amte gebrauten Bier unentgeltlich abzugeben und außerdem die staatliche Accise (= Biersteuer) zuzuzahlen. Der Betrag der Unkosten dafür beträgt 21 Thaler, 19 Groschen und 1 Pfennig, also eine bei dem damaligen Geldwerte recht beträchtliche Summe. „Woher solches nun kommt, habe ich bis jetzt nicht erfahren können“, schreibt der damalige Amtmann Kuntzen in seinem Berichte (Akten des Domänenamts Jerxheim, Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel), „sondern die Gemeinden weiter nichts anzugeben wissen, als daß sie solches von altersher immer erhalten hätten.“

Da man von behördlicher Seite nun aber genau wissen wollte, woher diese sonderbare und als recht lästig empfundene Verpflichtung ihren eigentlichen Ursprung habe, wurden eingehende Nachforschungen angestellt. Das allerdings wenig aufschlußreiche amtliche Ergebnis der gründlichen Überprüfung lautet: „Die Registratur und die darüber gefertigten Repertoria des Amtes enthalten von dieser Sache nichts. Nach der Tradition aber sollen die Dienste, d. h. die dienstpflichtigen Ackerleute, Halbspänner und Köter, ehemals von den Pächtern des hiesigen Amtshaushaltes jährlich eine fette Kuh erhalten haben, wofür jedoch in den nachherigen Zeiten Bier gegeben worden sey. Ob die nachherige Veränderung mit Vorwissen der Fürstlichen Kammer oder nur bloß zwischen den damaligen Oconomiebeamten und den Diensten vorgenommen sey, weiß man nicht, und in dem letzten Falle wird man denn freilich vergebens nach schriftlichen Nachrichten suchen, weil selbige nicht gewohnt sind, dergleichen Nachrichten zu hinterlassen, welches doch in manchen Fällen sowol für die Fürstlichen Ämter als die nachherigen Pächter des Amtshaushaltes von sehr großem Werthe wäre.“

Nach dem Entscheid der Regierung darf der Amtmann fortan als Ausgabe für das Halbfaß Bier 2 Thaler 27 Groschen, mithin überhaupt 17 Thaler, 31 Mariengroschen, 4 Pfennig und die Accise zu 3 Thaler, 24 Mariengroschen auf den Belegen mit den dazugehörigen Quittungen pro ratione praeteriti et futuri (= nach Maßgabe des Vergangenen und des Zukünftigen) einsetzen.

Welche besonderen Dienste beim Amte Jerxheim durch die Lieferung einer fetten Kuh, an deren Stelle später dann die Abgabe von Bier trat, abgegolten werden sollten, ist völlig unbekannt. Die Dienstpflichtigen aber werden gewiß mit der Ablösung in Bier sehr einverstanden gewesen sein, da damit das Getränk für eine Gemeindefeier kostenlos geliefert wurde.

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurde diese Verpflichtung der Domäne, wie auch andererseits die Dienstleistungen der Ackerleute, Halbspänner und Köter in einer einmaligen Geldzahlung abgelöst. Seitdem fehlte natürlich das gratis gelieferte „Fettekuhbier“ für die dienstpflichtigen Einwohner der sieben Dörfer, was gewiß sehr bedauert wurde.

Fotos: Dr. H. A. Schultz



Die Peter- und Paulskirche zu Abbenrode im Landkreis Braunschweig. Der mit Satteldach und Laterne versehene, im Grundriß rechteckige Turm weist im Fundament noch romanische Baureste auf.

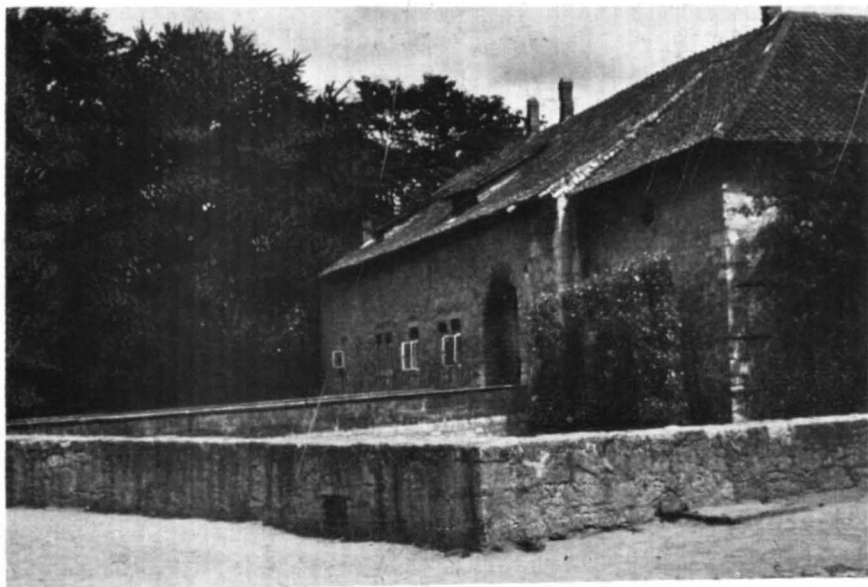


Die Südseite der in den letzten Jahren wieder aufgebauten Kirche in Klein Stöckheim, Landkreis Braunschweig.



M e v e r o d e
Stadtkreis Braunschweig
Blick in die geschichtlich wie kunst-
geschichtlich bedeutsame
St.-Nicolai-Kirche (um 1200).
Malerei zum größten Teil erneuert.

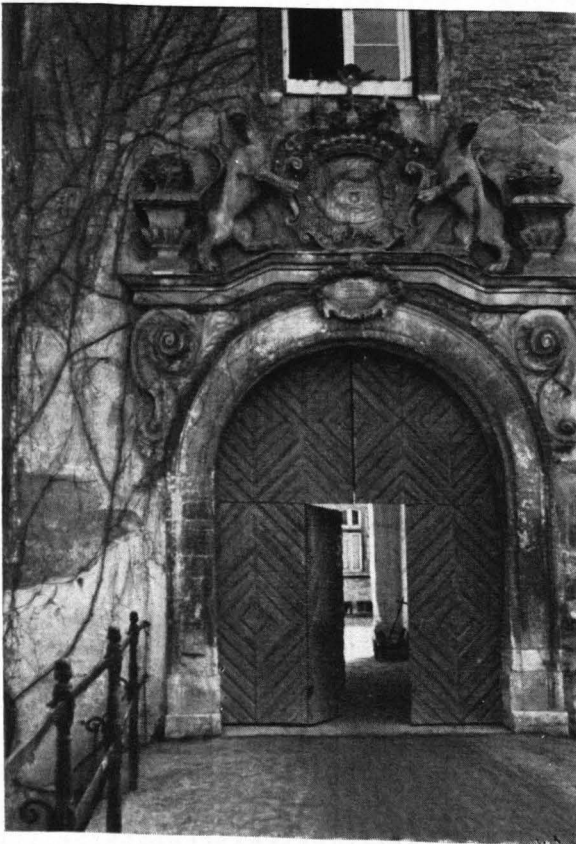
Fotos: Dr. H. A. Schultz



Der 1767 umgebaute Toreingang
in die mittelalterliche
Wasserburg Veltheim/Ohe,
Landkreis Braunschweig.



Blick auf die Westseite
der 1260 begründeten
Deutschordenskommende
Lucklum,
Landkreis Braunschweig.



Schloß Wendhausen
Landkreis Braunschweig

oben:

Blick durch das Tor des Wirtschaftshofes.

unten:

Das Haupteingangstor
an der Nordseite (1733), reicher
Voluten- und Blattrankenschmuck, zwei
aufrecht stehende Leoparden halten das
v. Dehn'sche Wappenschild.

Aus dem alten Rábke

von Karl Böhme

4. Genußmittel und Waschmittel

Wie man ohne den Kaffee, also ohne warmes Getränk, ausgekommen ist, kann man sich heute kaum vorstellen. Aber der Kaffee hat sich hier in der Tat erst gegen Ende der alten Zeit eingebürgert. 1764 war er den bauerlichen Haushaltungen noch verboten, gerade wie der Zucker. Der Kaffeetopf verdrängte zuerst am Sonntagmorgen den Suppenapf; dann erschien er wohl, wenn man seinem Besuch oder den Frauensleuten bei der Flachsarbeit etwas zugute tun wollte. Der Wein kam hier nicht einmal bei feierlichen Gelegenheiten in Betracht; er war den Leuten kaum anders als vom Abendmahl her bekannt. Ubrigens galt ihm auch das Verbot von 1764. Branntwein aber wurde verbraucht, doch im allgemeinen nur wenig. Er wurde aus der Stadt bezogen. Ihn hier herzustellen, wie es der Müller Wahnschape Nr. 36 1695 versucht hat, wurde nicht gelitten. An festlichen Tagen machte man Branntweinkaltschale mit Zusatz von Honigkuchen, Zucker, auch wohl Bierkaltschale von etwas (Süß-) Bier, die unter den Getränken das war, was Reisbrei unter den Speisen.

Das Hauptgetränk war das Bier. Zunächst das Warberger Bier von der Herrschaftlichen oder Amtsbrauerei, das allein in den vier Dörfern vertrieben werden durfte. Wenn wider das Amtsverbot fremde Biere eingeführt wurden, etwa das Königluttersche Duckstein, den der Lelmer Krüger verschenkte und die Rábker wohl begehren mochten, so blieb die Strafe nicht aus.

Nach den Angaben Sachverständiger von 1682 wurde zur Herstellung des Bieres auf 6 Faß und 1 Tonne 27 Himten Gerste und 15 Himten Weizen genommen. Aber dabei büßte es nicht die geringe Haltbarkeit ein; während des Sommers in den heißen Wochen und der Flachsrottezeit sei das Gebräu zweimal umgeschlagen und sauer geworden. Ob das Warberger Bier nun schmeckte oder nicht, es war, wenn man nicht zum Branntwein greifen wollte, im Krüge und bei besonderen Gelegenheiten in den Häusern, also bei Hochzeiten, Taufen, Beerdigungen, auch bei den „Meßgelagen“ auf der Pfarre und in ähnlichen Fällen das einzige bessere Getränk, an dem man sich erlaben konnte.

Sonst wurde für gewöhnlich „Koffent“ getrunken, den sich jeder Haushalt selbst bereitete. Dazu dienten die „Stannen“, aufrecht stehende Fässer aus Eichenholz, unten auf Beinen ruhend und mit einem Ablasshahn versehen, oben enger, mit einem eingefasteten Deckel, über den der Rand noch etwas emporragte. Sie hielten ungefähr 7 Eimer. Das Brauverfahren war folgendes: Aus Wasser und 1 Vierfaß Kleie, und zwar halb Gersten-, halb Roggenkleie oder Gerstenschat, machte man etwa 4 bis 5 Kugeln, in die mit dem Finger zur bequemen Verhabung ein Loch gedrückt war, ließ sie garbacken und hing sie dann zerkleinert mit etwas Gest oder Hefe in einem Beutel vom oberen Rande in die wassergefüllte Stanne. Schnell kam es zur Gärung; man rechnete, daß der Koffent fertig war, wenn es nach dem Ansetzen dreimal angeschlagen hatte, also mittags, abends und morgens oder abends, morgens und mittags, d. h. ungefähr nach 24 Stunden. Beim Abziehen ließ man das Gebräu der Klärung wegen durch etwas Roggenstroh

laufen, das in die Stanne vor das Zapfloch gestellt war. Lange hielt sich das Getränk natürlich nicht, schon nach acht Tagen nahm es einen scharfen Geschmack an. Aber frisch war es sehr angenehm, schwach säuerlich, gelinde prickelnd und nicht erhitzend, ebenso beliebt, wie bekömmlich. Übrigens war es nicht jedesmal gleich. Denn auch dies Brauen geriet nicht immer, und einige Höfe zeichneten sich darin vor den anderen aus. Z. B. war zuletzt Hof Nr. 20 berühmt wegen seines vorzüglichen Koffents.

Nur ganz vereinzelt wurde auch Birnenbier gemacht aus Früchten, die sonst nicht brauchbar waren. Man kochte sie, ließ den Saft durch ein Seietuch ablaufen und brachte ihn mit etwas Hefe zum Gären.

Der selbstgewonnene Hastrunk muß sehr viel verbraucht sein. Denn man hatte die Gewohnheit, die Bierkanne beim Essen kreisen zu lassen. So kann es nicht überraschen, daß Pastor Gropius, der übrigens keinen Koffent, sondern nur Warberger Bier im Hause hatte, seinen jährlichen Familienverbrauch mit achtzehn Tonnen angab, ungerechnet die 6 Halbfaß, die er bei Holz-, Mist- und Erntefuhren zu geben hatte. Der Weingeistgehalt all dieser selbstgebrauten Biere war gering.

Die Sauberkeit bei der Zubereitung und Behandlung der Speisen und Getränke ließ sehr viel zu wünschen übrig. Die Fliegenplage war groß, und man tat kaum etwas zu ihrer Abwehr. Brot und *Opsmär* hatten in der Tischieblade einen nichts weniger als reinlichen Platz. Übel stand es auch um die Verwahrung der Milch im Milchschränke. Dunst und Staub hatten ziemlich freien Zutritt. Bezeichnend ist, wie die Frauen den Speck schnitten, den sie braten wollten. Sie nahmen das Stück in die Linke und schnitten mit der Rechten kleine Stücke ab. Wenn nun das Fett an den Händen herabließ, so wurden sie an den Haaren abgewischt, und dann die Arbeit ohne weiteres fortgesetzt. Ebenso läßt tief blicken eine Geschichte, die zwar ein Ereignis aus der neuen Zeit meldet, aber uns ganz in die alten Verhältnisse zurückversetzt. Zwei junge Mädchen sollten die Nacht durch Mus kochen. Müde von der Arbeit des Tages schliefen sie ein. Als sie nach einiger Zeit erwachten, war alles um sie her dunkel; der Ölkübel, der ihnen geleuchtet hatte, fehlte. Beim weiteren Rühren entdeckten sie ihn im Kessel. Aber nicht bloß sein Öl hatte er an das Mus abgegeben, sondern auch den dicken Grünspan, mit dem er bedeckt gewesen war. Denn blitzblank kam er zum Vorschein. Der Schrecken der Mädchen war groß. Sie fürchteten einerseits den Zorn des Vaters, wenn sie das Unglück erzählten und das Mus für unbrauchbar erklärten. Andererseits aber, wenn sie schwiegen, sorgten sie sich wegen der Vergiftungsgefahr. Da verfielen sie auf folgenden Ausweg. Sie verrieten nichts, gaben aber morgens dem Knechte ein „Stücke“ mit dem frischen Mus zur Probe. Als er mittags noch wohl auf war, hatte die Angst ein Ende; das Mus wurde verzehrt.

Soweit die Küchenabfälle und -abwässer sich zum Viehfutter eigneten, wurden sie in den *Wäschtribben* geschüttet, der in jedem Hause bereit stand. Sein Inhalt, die sogenannte „*Wäsch*“, bildete eine gute Beigabe zum Schweinefutter. Aber weniger löblich war seine Verwendung zum Waschen. Nur die ungenießbaren Fettreste, namentlich Speckschwarten, schlechter Talg und der sogenannte „Schmutz“, das minderwertige Abfüllfett, wie es z. B. beim Kochen der Gausebacken obenauf kam, bewahrte man in einem Topfe besonders auf, um sie zur Seifenbereitung zu verwerten. Hierzu war ein Äschertubben erforderlich, der unten ein Zapfloch, darüber auf Klötzen ruhend einen Löcherboden hatte und

auf einem „Bükeschra'en“ mit 3 oder 4 Beinen stand. Er wurde mit Stroh ausgesetzt, auch sein Löcherboden damit belegt. Dann füllte man ihn mit reiner Buchenasche, etwa 13 Himten, die man mit gebranntem, kleingeschlagenem Kalk, etwa 1 Himten, vermischte und mit Wasser begoß, so daß sich Lauge bildete. Diese Lauge ließ man 24 Stunden ziehen. Für besonders gut zur Seifenbereitung galt das Wasser, das man aus dem Märzschnee gewann. Die erste, 4—6 Eimer, die so stark war, daß sie ein Hühnerei trug, stellte man zunächst zur Seite. Die schwächere kochte man im großen Kessel mit dem alten Fette. War aller Schmutz durch Abschäumen beseitigt, so goß man die starke Lauge dazu und kochte weiter, bis eine in ein Glas gefüllte Probe nach ihrem Erkalten Seife und Lauge klar voneinander geschieden zeigte. Nun erst nahm man das Feuer unter dem Kessel weg, ließ seinen Inhalt kalt werden und schnitt endlich den Seifenboden weg, der sich oben gebildet hatte. Die Seife konnte in Stücke geschnitten werden.

Wann der T a b a k in Rábke eingezogen ist, wissen wir nicht. 1732 ist er im Krüge zu haben gewesen, aber wohl nur für den Fremden. Jedenfalls war das Rauchen auf den Straßen verboten. Sonst hatte man gegen das Ende der alten Zeit Pfeifen im Gebrauch, meist kurze, im Hause auch lange. Mit Schnupftabak befaßten sich die Bauern kaum. Er hatte wohl nur in der Pfarre und Schule zuweilen seine Ver ehrer. Dagegen war der Kautabak, das Priemen, im ganzen Dorfe sehr beliebt, nicht bloß des Geschmacks wegen, sondern auch, weil man meinte, damit den Durst zu stillen. Man stopfte nicht selten die Backen so voll, daß sie ganz dick erschienen und der Saft aus den Mundwinkeln lief. Besonders bei den Holzschlägern konnte man das sehen.

De Ku'elworscht

En Schtippschteereken ut'n Kreise Halwerschtadt

von Hermann Koch

Wenn nu de Zuckerroiwenkampanje vorbi is, jift et in'n Ackerwark op'm Lanne for den Bur un sine Li'e ok en bett'n Luft mit de Arbait. Et gaiht denne en bett'n lankzamer als sist. De Da'e wer'n immer ketter, un de Nächte daför sauveel länker. Dat Ploien un Ackern gaiht ok man saulange, wie dat Wäder open blift, alsau de Frost nich tau dulle insett.

In disse Tiet fallt denne ok mehrschtendails dat Husschlachtfest, wat for'n Landbewohnder allemal en froher Frät- un Festdaach is. Wer et ainijermaßen maken kann und silb'n noch en paar Morjen Land, aijenet oder Pachtacker, hat, dä schlacht saugar twaimal in normalen Titen.

Awer nich von Schlachtfesten sall hier de Rede sien, wubi'e mannichainder de „Siltenpresse“ halen mott un hai denn mit'n Dail Plaasterschtaine in de taujeschnoierte Kiepe anjetuckelt kummet.

Oder, wenn de Flaischer Blautworscht maket un datau ok de Blase bruket. De Blase ward et morjens bi'n Darmewaschen oppepustet un mit'n Sackband tau-bun'n, un an et Fensterkrieze hängert tau'n dre'en. For de Frindschop un ok de Nawerschaft is dat denn dat Wahrtaiken, dat hier enne Worschesuppe fällich is.

Wenn nu de Blase vull emaket wer'n sall, mott ainder, dä dat noch nich kennt, en groten Telder hal'n, wu de Luft ut de opjepuste Blase drop elaten ward. Saune Schtippschteereken komet immer wedder an Daach, un ek bin da als Schauljunge ok emal drop rinder efall'n un dä andern het meck wat utelachet.

Awer ek will hier enne andere klaine Jeschichte vortell'n, dä sek al vor lanken Jahren mal et Winterabends afeschpeelt hat. Mien Vater hat uns Jungens dat emal vortellt, un et is ne tatsächlije Bejebenhait. Wenn ok hite von de damank vorwickelten de maisten nicht mehr under uns sind, sau ward sek doch noch manichainder mit Schmunzeln da dranne erinnern.

Alsau, wenn de Landli'e nich sau froititich ut'n Feddern bruket, wail et erscht sau umme klokke achte 'rum helle ward, denne leppet man ok emal wedder tau'n ander, umme dän lanken Abend tau jenaiten un sek en Mul full tau vortell'n. In't Kino oder Theater gahn, wie hite, dat hat man tau där Tiet noch nicht op'n Lanne 'kennt. Et kam woll in ganzen Jahre ainmal en Kinoonkel na'n Birjergar'n mit saun Raisekino, awer sist konne man blot in't Kino gahn, wemme mal in de Shtadt kam, un dat kam jo dorch de vele Arbait op'n Lanne selten vor.

Sau dräpet sek denne maist draie oder vair Famil'jen de Woche ainmal, dat is maistendails et Sinnabends, wail man en andern Morjen, taun Senndaach en bett'n länger schlafen kann. Jede Woche is en anderer an de Re'e als Gastjeber, dat gaihtimmer op de Re'e rum. De Mannsli'e scheelt denn „Seksensechzich“ oder „Schapskopp“, vileicht ok emal en klain'n Skat, wobi'e de Pipe en ganzen Abend nich utgaiht, un wenn de ganze Bude blau is von Qualm. De Fruensminschen sitt mit'n Knitteltiech oder de Häkelnadele tauhope. Dabi'e wart natierlich en bett'n vortellt, wat et Da'eblat schrifft, wat mal wedder Ni'es in Derpe passiert is un sau wider. Mannichmal kam man ok op de Jugendtiet tau schpräken, un et word denn ok emal en jemainsamet Lied datau esungen. Wenn et hoch kam, is ok emal enne Pulle Puparsch un en klain'n Brennewien damank edrunken, De Fru'ensli'e saten denne bi de Kaffeekarline, „echten Kathreinder“, un Prilleken oder Schwiensohren.

Sau war et no ok in dissen Kraise alle Woche heregahn. Man sat jemietlich tauhope un kam denne bi'n vortell'n op dat Husschlachten tau schpräken, wubi'e de aine von de Männders, Krischan hait'e, sine Worscht garnich enauch rutschtriken konne. No mott ek noch sejjen, Krischan harre schont sien twaites Schwien von balle finnef Zintners in de Rookekamer hängen. Opgliek nu de andern ok alle en aijenet Schwien als Worscht, Schpeck un Schinken schont op de Kamer hängen harr'n, laip se doch et Water in Mule tausamme op saune schöne, frische Rotworscht. Wie nu de Krischan mit sin'n Prettjern un Prunken nich ophere, main'n twaie, man blot ut Juks natierlich erscht, tau Krischane: „Hale uns doch emal aine von dine schen'n Werschte här, dat wai uns silvest emal ewwerzoijen kennt, wie dä schmecken dait! Dek mit dine twai Schwine kann dat doch nich veel utmaken, op du nu aine oder twai Werschte mehr hast oder nich!“

Hiermidde war awer nu dä Krischan nich ganz invorschaan, un Rike, sine Fru'e, ok nich. Rike pinke dän Krischane immer tau, un schiddele ehren Kopp, hai soll nich drop ingahn. Krischan fund denn ok dä Utrede, aine Worscht wäre doch for alle tau wennich un sau wider. Ok dän Vorschlach, hai kenne doch de Ku'elworscht halen, wail dä doch grot enauch wäre, un ok taurecken meste, nahm Krischan nich an.

Nu ward doch op'n Lanne alljemain de Ku'elworscht, ebensau wie de Schinken un ok de grettsten Schlackenbidels, betz taun Sommere, wenn de Ernte losgaiht, oppehob'n. Da is de Arbait an dullesten bi'en Maijen un Maschin'n von et Korn, un dabi'e schmecket denne de harte Worscht am besten. Uterdem is in de Ku'elworscht noch de Schwinetunge, dat is ganz wat leckeres, un dā jift man ok nich jeern andere Minschen. Hiertau lait sek alsau Krischan nu garnich bewejen.

Wail nu allet Taureden nich hilpen wolle, awer de Apptit bi alle nu ainmal da war, shtund de Schauster Gottlieb, ok en bett'n en Dreb'nkiel, op. Wenn nu de Krischan, dā jo den Apptit erscht anerejet harre, nu mit'n Male kaine Worscht halen wolle, denn wolle hai, Gottlieb, dafor enne Worscht halen. De Schausterkarline, dān Gottlieb sine Fru'e, lait sek nist ut tau dān Vorschlach, sai kucke dān Gottlieb man blos an. De Gottlieb jink also los. Et dure all garnich lange, da kam hai mit enne schene Ku'elworscht un ok en jätlijen Schlackenbidel wedder. Hai maine, dat werre jo nu man ain Wäch ewest.

Et jaf natierlich nu erschtemal en froidijes Hallo, awer Brot un Mest war'n schwinne taur Hand, un de Futteri'e war jlieks in Jange. De Schauster Gottlieb lejje ganz harzhaft vor un maine dabi'e tau Krischane: „No, Krischan, wat mainste denne, schmecket denn mine Ku'elworscht nich ebensaugut wi dine?“

„Tja“, maine Rike, dān Krischan sine Fru'e, „dā is dek jenau sau ewirzet wie unse!“

„No“, maine Gottlieb, „denn lat'se dek man schmecken!“

Et dure nu garnich lange, da war'n Ku'elworscht un Schlacke verschwunn'n, man vortelle sek noch en Shtinneken wat, un denn jink man tau Hus.

En andern Morjen is Krischan in Shtalle un fittert de Zicken un de Karninken. Mit'n mal reppet Rike ut'n Boddendenstere:

„Krischan . . . ! Krischan . . . ! kumm doch, wenn de fartich bist, mal glieks op de Worschtekamer!“ . . .

Dān Krischane schwant nischt gudes, awer hai shtolpert doch de Boddentreppe ropper, wu Rike shtaiht un ehne glieks in Emfank nimmet:

„Siste woll, du Dummtudel, du Pred dijepaster, dat kummet von dien Prettjern. Ek hewwe mek all ewundert, jistern abend, dat de Worscht wi unse schmecken daat. Dā Ku'elworscht un ok de Schlacke hat de varfluchte Gottlieb, disse Glikeveelsbrauder, von unse Worschtekamer runder ehaalt un wai baiden Dusseldire het sai ok noch midde oppefräten!“ . . .

Krischan brochte vor Schreck un Arjer erschtemal kain'n Ton taubanne. Hai jink, umme dat Jewitter ut'n Wäch tau gahn, man schwinne wedder na sine Karninken runder. Als nu na enne Wile Rike awer doch in den Shtall kam, maine hai denne ganz klainlaut:

„Rike, nu sech man kain'n Minschen en Wort von dā Jeschichte! Wai hett de Worscht nu ainmal in Liwe. Da is nischt mehr dranne tau ändern, awer sist lachet uns de Minschen man noch wat ut!“

Sau is denne de Jeschichte erscht na lanker Tiet bekannt eworn, et is awer noch mannichmal darewwer elachet. Awer de Frindschop in dān klain'n Kraise hat deswejen kain'n Knacks ekrejjen. Alle Sinnabend war'n se alle wedder tau-samme, Krischan hat awer nie wedder sine Worscht ruter eschtriket.

Familien-Alben als Geschichtsquellen

von Heinz Mollenhauer

Die erstaunliche Entwicklung der Photographie hat jedermann in die Lage versetzt, alle möglichen Erlebnisse im Bilde festzuhalten. Wir finden daher schon seit längerer Zeit in den meisten Familien mehr und weniger interessante Alben, die Photos von den Angehörigen in allen Lebenslagen enthalten, d. h. Einzel- und Gruppenaufnahmen aus dem Alltage, von Festen und von Reisen.

Es liegt auf der Hand, daß solche Alben — auf lange Sicht gesehen — nicht nur für die einzelnen Familien, sondern auch für die wissenschaftliche Forschung bedeutsam sein können. Lassen sich doch an Hand der Bilder mühelos Schlüsse für die allgemeine Kulturgeschichte ziehen. Der Wert von Aufnahmen ist gesteigert, wenn der Photograph Gelegenheit hatte, an wichtigen historischen Ereignissen teilzunehmen, so Kriegen, Staatsakten oder öffentlichen Veranstaltungen. Auch Bilder von Reisen können Dokumente für das Aussehen der aufgesuchten Gegenden sein.

Freilich wird es darauf ankommen, daß alle Photos ausreichend gekennzeichnet sind. Ein Betrachter muß auch nach längerer Zeit zweifelsfrei feststellen können,

wer die dargestellten Persönlichkeiten waren, ferner zu welcher Zeit, bei welcher Gelegenheit und an welcher Örtlichkeit die Aufnahmen erfolgten. So genügt es z. B. nicht, bei Personen nur die Bezeichnung: „Vater — Tante — Otto“ usw. zu wählen oder etwa von „Erichs Hochzeit“ zu schreiben, sondern man möge die vollen Familiennamen und genaue Daten angeben! Da es unschön wirken und es auch wegen Platzmangels unzweckmäßig sein kann, die Erläuterungen neben die Photos zu setzen, empfiehlt es sich, die Bilder zu numerieren und dem Album einen Bogen einzuheften, auf dem die Namen usw. entsprechend der Zahl sorgfältig eingeschrieben sind.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß solche Familienbücher durch Zeitungsnachrichten (Anzeigen und Berichte), Einladungs- und Tischkarten, Verse und Zeichnungen sowie sonstige Erinnerungstücke wirksam bereichert werden können. Ein gewisses Geschick ist freilich unerläßlich.



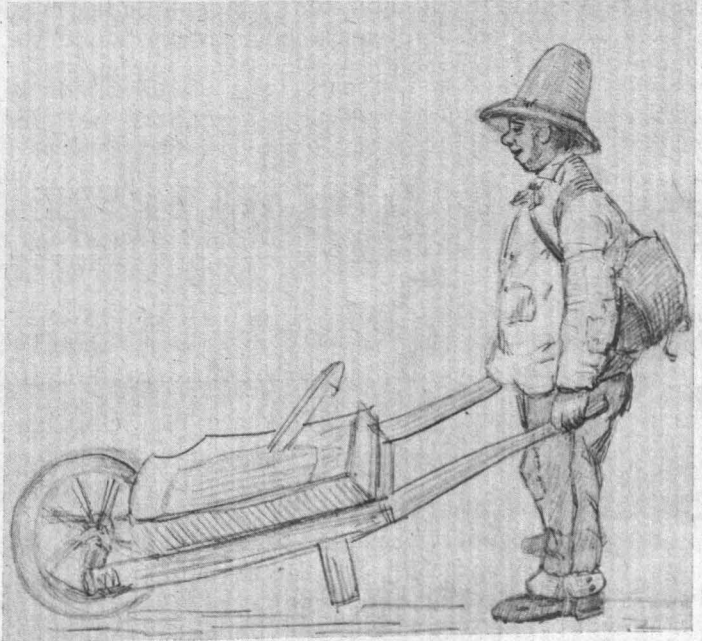
Peter Schünemann in Emmerstedt,
genannt „Lange Peiter“

Zeichn. 1851 Carl Dankworth

Für die Zeit vor der Erfindung der Photographie finden wir vielfach sogenannte Poesie-Alben, Stammbücher (oft mit Schattenrissen) und Hefte mit Zeichnungen (Landschaften, Porträts) vor. Es liegt auf der Hand, daß einfache Verse kulturgeschichtlich am wenigsten interessant sind, selbst wenn sie beherzigenswerte Lebensweisheiten enthalten. Am wichtigsten sind solche Dokumente, aus denen die Abbildungen von Persönlichkeiten zu ersehen sind. Bieten jene doch die Möglichkeit, uns das tatsächliche Aussehen unserer Vorfahren vor Augen zu führen.

Ein ausgezeichnetes und zugleich lehrreiches Beispiel stellt ein in Leder gebundener und mit Stickereien versehener Band von Zeichnungen dar, der lediglich die Buchstaben „C. D.“ als Inschrift trägt. Ausgezeichnet, weil Genrebilder und Porträts trefflich wiedergegeben sind, lehrreich, weil die Kennzeichnung der Personen nur lückenhaft ist. Es ist reiner Zufall, daß die Deutung noch auf Grund mündlicher Überlieferung möglich ist.

Chausseewärter Schlinker in
Bad Grund



Zeichn. 1868 Carl Dankworth

Es handelt sich um ein Zeichenbuch von Carl Dankworth, der in Braunschweig 1819 geboren und 1890 verstorben ist. Der künstlerisch begabte Verfasser stammte aus einer alteingesessenen Pastorenfamilie. Auch seine Mutter, eine geborene Willigerodt, gehörte einer Braunschweiger Familie an. Der Sohn Carl besuchte in unserer Stadt das Martino-Catharineum und anschließend das Carolinum. Wegen des Todes seines Vaters mußte er das Studium unterbrechen und trat daher in hiesige Eisenbahndienste. Er wohnte lange Zeit auf dem „Krähenfelde“ und war mit Hänselmann befreundet. Seine Privatliebhabelei war das Zeichnen. Das erwähnte Buch gibt Bilder aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder und stellt daher ein schätzenswertes Dokument dar. Die volle Deutung ist mit Hilfe seiner noch lebenden Tochter, der Diakonisse i. R. Else

Dankworth, Feierabendhaus des Marienstiftes, möglich. Sie ist die Schwester der bekannten, jedoch schon verstorbenen Kunstmalerin Helene Dankworth.

Ein Teil der Zeichnungen stellt sehr nette, lustige Szenen dar, denen witzige „Bonmots“ beigefügt sind. Da es jedoch wahrscheinlich ist, daß der Verfasser sie von Vorlagen abgezeichnet hat, wollen wir in diesem Zusammenhange nicht darauf eingehen. Wichtiger erscheinen uns die Porträts von Zeitgenossen aller Stände, besonders aus der Helmstedter Gegend. Leider können nur zwei wiedergegeben werden, die als Volkstypen des Braunschweiger Landes mit ihrem Gesichtsausdruck, ihrer Haartracht und Kleidung allgemeines Interesse wecken dürften. Im übrigen enthält das Zeichenbuch manche Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens jener Zeit, deren ausdrucksvolle Züge berechtigtes Selbstbewußtsein, Tatkraft und wohl auch Sinn für Humor verraten.

Eine wertvolle Ergänzung zu Alben können zeitgenössische Tagebücher sein. Es versteht sich von selbst, daß solche Dokumente ein wertvoller Familienschatz sind. Soweit sie nicht aufbewahrt werden können, ist es zweckmäßig, sie öffentlichen Museen und Archiven anzuvertrauen, damit sie nicht verlorengehen und zugleich der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht werden.

AUS DER HEIMATPFLEGE

Die ostfälische Landschaft in der bildenden Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz veranstaltete anläßlich der Feier seines fünfzigjährigen Bestehens im Herzog-Anton-Ulrich-Museum zu Braunschweig vom 26. Oktober bis zum 23. November eine Ausstellung „Die ostfälische Landschaft in der bildenden Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts“. Gezeigt wurden rund hundert Gemälde und Graphiken aus Atelierbesitz lebender Künstler und aus Museumsbesitz. Das Herzog-Anton-Ulrich-Museum hatte 2 große Ölbilder und eine Zeichnung von J. L. Weitsch (1723—1803), 9 Ölstudien von H. Brandes (1803—1896) und ein Aquarell von J. Teitzen (1848—1923) zur Verfügung gestellt, das Städtische Museum in Braunschweig 2 Ölbilder von A. Nickol (1824—1905), 1 Ölbild von W. Nabert (1830—1904) und 3 Ölbilder von C. Heel (1841—1911), das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum 1 Aquarell von Fr. Rüger (1846—1926), 1 Aquarell und 2 Stahlstiche von L. Rohbock (um 1850), 18 Stahlstiche nach A. L. Richter (1803—1884), 1 Lithographie nach W. Pfeiffer (1822—1891), 8 Lithographien nach W. Pätz (1800—1856), 3 Lithographien nach W. Osterwald (1803—1834), 1 Stahlstich nach R. Batty (1789—1848) und 1 Zeichnung von A. Schwartz (1883). An lebenden Künstlern hatten ausgestellt Georg Anders aus Bad Gandersheim, Karl-Rudolf Curdt, Leo Find, Prof. Dr. Herman Flesche, Walter Frantzen, Ernst Koch, Rudolf Koch, Dr. Peter Lufft, Robert Naumann, Karl Neuß, Prof. Gustav Rüggeberg, Prof. Ernst Straßner und Werner Suchatzky aus Braunschweig, Günter Lowack, Rudolf Nickel und Luise

Nickel-Lüters aus Goslar, Kurt Otte aus Coppenbrügge-Salzburg, Rudolf Riege aus Hameln, Dr. Otto Rohkamm aus Bad Harzburg, Fritz Röhrs aus Hildesheim und Horst C. Weber aus Hankensbüttel. Mit Ausnahme der drei vom Ehepaar Nickel geschaffenen Porträtplastiken „Harzer Waldarbeiter“, „Harzer Bergmann“ und „Heidjer“ wurden nur Landschaften des ostfälischen Raumes von der Süddeide bis zum Südharz und vom Elm bis zum Weserberglande gezeigt.

Aufgabe der Ausstellung sollte es nach dem Vorwort zum Ausstellungskatalog sein, den Besuchern eindringlich vor Augen zu führen, wie die heimischen Künstler Eigenart und Vielfalt der landschaftlichen Reize unseres Heimatraumes zu erfassen und wiederzugeben vermögen. Tiefer und wahrer als jede noch so vollkommene Photographie kann ja der Künstler über das rein Dingliche hinaus das darstellen, was wir die „Seele der Landschaft“ nennen, und andere Menschen zum Miterleben dessen anregen, was er selbst beim Anblick der Landschaft empfand. Der Künstler, der die heimische Landschaft zeichnet oder malt, ist daher der berufene Bundesgenosse des Heimatschützers, wenn es darum geht, für die Erhaltung und Pflege der landschaftlichen Eigenart und die Stärkung des Heimatbewußtseins zu wirken. Dementsprechend erfolgte die Auswahl der auszustellenden Werke in erster Linie nach stofflichen Gesichtspunkten. Wir fragen nicht in erster Linie danach, welcher Stilrichtung ein Künstler angehört oder wie er von der jeweils mit der Mode wechselnden Gunst der „zünftigen“ Kunstkritiker bewertet wird, sondern uns ist jeder Künstler willkommen, der sich in ehrlichem Schaffensdrang liebevoll mit unserer Landschaft befaßt und anderen Menschen durch sein Schaffen die Heimat näher bringt.

Wie sehr wir mit dieser Einstellung zu Kunst und Künstlern auf dem rechten Wege waren, zeigte uns der überraschend gute Besuch der Ausstellung und die freudige Zustimmung, die immer wieder Besucher jeden Alters von nah und fern dem aufsichtführenden Vereinsmitgliede W. Böer gegenüber unaufgefordert zum Ausdruck brachten. Eine ganze Reihe von ihnen, die unserem Verein bisher noch fern gestanden hatten, meldeten sich unter dem Eindruck der gesehenen Heimatbilder und des gelesenen Vorwortes zum Ausstellungskatalog bei uns sogar als neue Mitglieder an, weil sie sich davon überzeugt hatten, daß wir eine gute Sache vertreten.

Gern hätten wir noch mehr Bilder gezeigt, um möglichst alle Landschaftstypen des ostfälischen Raumes und möglichst alle namhaften Künstler der Heimat vorführen zu können. Leider reichte aber dazu der verfügbare Ausstellungsraum nicht aus. Immerhin konnte aber doch ein gewisser Überblick über die Vielfalt der landschaftlichen Erscheinungen geboten werden. Absichtlich war die Zahl der Bilder aus der näheren Umgebung der Stadt Braunschweig einschließlich des Elmes, der Asse und des Kreises Gifhorn auf ein Viertel des gesamten Bestandes beschränkt worden. Die übrigen stellten entferntere Landschaftsteile (Innerstetal, Nettet, Leinet, Wesertal und Weserbergland, Ostharz, Oberharz und Südharz) dar. An wichtigen Landschaftsteilen Ostfalens waren nicht vertreten lediglich die Magdeburger Börde und das Magdeburgische Holzland, die Umgegend von Peine und Hannover sowie die ehemaligen Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen, und zwar nicht etwa deshalb, weil sie absichtlich ausgeschlossen gewesen wären, sondern weil sich von ihnen weder in den Braunschweiger Museen noch in den Ateliers der befragten Künstler Darstellungen fanden.

Der Erfolg unserer ersten Kunstaussstellung ermutigt uns, den eingeschlagenen Weg fortzusetzen und ähnliche Ausstellungen zu gelegener Zeit folgen zu lassen. Geplant ist eine zweite Schau ostfälischer Landschaftsbilder, auf der auch Bilder aus auswärtigem Museumsbesitz sowie aus Privatbesitz gezeigt und Künstler herangezogen werden sollen, die diesmal wegen des beschränkten Raumes noch nicht zum Zuge kommen konnten. Weiterhin denken wir an eine Schau ostfälischer Stadt- und Dorfbilder und eine Ausstellung mit Bildnissen ostfälischer Menschen. Aus der Bevölkerung sind schon mehrere freundliche Hinweise auf einschlägige Kunstwerke in Privatbesitz an uns ergangen. Wir werden ihnen zu gegebener Zeit nachgehen.

Abschließend wollen wir noch einmal allen Künstlern danken, die uns ihre Werke für unsere Ausstellung zur Verfügung gestellt haben. Sie dürfen gewiß sein, daß ihr Bemühen um unsere Heimatlandschaft seine Früchte tragen wird in der Anerkennung ihres Schaffens durch die geschmacklich unverbildeten Bevölkerungskreise. Wer sich als Kunstfreund von den Sirenenklängen einer ferngesteuerten Kunstpropaganda nicht einfangen läßt, sondern seinem natürlichen Kunstempfinden und Urteilsvermögen folgt, wird stets das ihm Wesensgemäße dem Fremdartigen und das Allgemeingültige dem individuell Absonderlichen vorziehen. So wird es den Bildnern der Heimat nie an Anhängern und Käufern fehlen, während die wirklichkeitsfremden Außenseiter durch eigene Schuld keine Verbindung zum Volke bekommen. Wir bejahen dies in der Überzeugung, daß die Kunst um ihrer selbst willen kein Daseinsrecht hat, wenn sie nicht bereit ist, dem Volke zu dienen. Alle großen Schöpfungen der bildenden Kunst, Dichtung und Musik früherer Epochen waren Werke einer zweckgebundenen, religiösen oder weltlichen Gebrauchskunst. Die Verwendungszwecke und die Schichten der Auftraggeber wechselten im Laufe der Zeiten, aber es blieb die stete Wechselwirkung zwischen dem schöpferischen Geist und den Bedürfnissen der „Verbraucher“. Auch heute verlangen die Verbraucher nach einer ihnen wesensgemäßen, allgemeinverständlichen Kunst. Bewußt oder unbewußt steht im Vordergrunde ihrer Bedürfnisse heute die Sehnsucht nach Sicherheit und Geborgenheit in der Heimat. Ihr nachzukommen ist die schönste Aufgabe der zeitgenössischen Künstler. Wohl dem, der den Ruf hört und ihm folgt!

W. Flechsig

Das Lessinghaus in Wolfenbüttel

Im November 1958 konnte Präsident Dr. Knost einige erneuerte Räume des bekannten Wolfenbüttler Lessinghauses, das etwa 1740 erbaut worden ist, für den öffentlichen Besuch freigeben. Damit wurde ein Bestreben verwirklicht, das Regierungsdirektor Wolf schon jahrelang verfolgt hatte, und das von Oberregierungs- und Baurat Nagel wirksam unterstützt worden ist. Es galt, die Versäumnisse früherer Perioden wettzumachen und zunächst einmal eine Grundlage zu schaffen, um das Andenken an den berühmten Dichter würdig zu ehren. Die zu überwindenden Schwierigkeiten waren sehr groß. Ganz abgesehen von bestehenden Nutzungsrechten und Fragen des baulichen Zustandes des Gebäudes war zu berücksichtigen, daß Gegenstände aus dem Nachlasse Lessings nur in ganz geringem Umfange vorhanden sind. Unter diesen Umständen kam Bezirkskonservator Dr. Kurt Seeleke, der mit der Durchführung der Restaurierung betreut

wurde, auf den berechtigten Gedanken, für 5 Räume im Erdgeschoß vorwiegend eine symbolhafte Ausstattung zu wählen.

Das wollte in der Praxis besagen, daß für die bisher leeren Zimmer eine Anzahl wertvoller Einrichtungsgegenstände — oft nach langem Suchen — erworben wurden, die dem Stile des Hauses angepaßt sind. Sodann wählte Dr. Seeleke u. a. figürliche und bildliche Darstellungen, die in symbolischer Weise das Wesen Lessings und seines Schaffens zum Ausdruck bringen sollen.

Man kann — wie immer in solchen Fällen — über Einzelfragen streiten. Entscheidend ist jedoch der Gesamteindruck. Die Planung ist durchaus gelungen. Darüber hinaus dürfte das gegebene Beispiel der Gestaltung noch den Reiz völliger Neuheit bieten.

Die 5 Zimmer bestehen aus drei repräsentativen Räumen und zwei Nebengelassen. Man betritt zunächst eine Art von Salon, der früher offensichtlich für den Empfang von Gästen gedient hat. Derzeit ist er nur sparsam mit einigen kostbaren Stühlen und kleinen Tischen ausgestattet, die sich an den Wänden befinden. Gardinen und Lüster sind sorgsam dem Zeitstile angepaßt. Das Zimmer wirkt trotz einer gewissen Leere dennoch sehr geschmackvoll.

Zur rechten Hand liegt ein etwas kleinerer Raum, der nunmehr den Eindruck einer Gedenkhalle macht und die Majestät des Todes eindringlich widerspiegelt. Eine überlebensgroße Totenmaske des Dichters — geschaffen von dem Bildhauer B a n g in Braunschweig — hängt an der östlichen Wand. Gegenüber befindet sich ein anmutiges Ölbild, das von Desmarées etwa 1771 gemalt wurde und Eva König darstellt. Die Südwand wird von einem großen silbernen Zirkel eingenommen, der die Tugend des rechten Maßes symbolisiert. Zwischen den beiden Fenstern hängen zwei Originalbriefe, die Lessing anläßlich des Todes seines Sohnes und seiner Frau geschrieben hat. Der Fußboden ist von einem blauen chinesischen Teppich bedeckt, dessen Farbe und Muster die Feierlichkeit des Raumes wirksam unterstreicht.

Durch eine Tür neben der Maske gelangen wir dann noch in einen Nebenraum (Pavillon), der nur den Schachspieltisch des Dichters enthält. Kehren wir durch die beiden großen Räume zurück, so gelangen wir in ein drittes repräsentatives Zimmer, das dem Schaffen Lessings gewidmet ist. In einer Glasvitrine sind Erstausgaben seiner Werke ausgestellt. Auf einem Pult liegen zeitgenössische Bildnisse in einem Sammelband. In einer kleineren Vitrine befinden sich einige persönliche Andenken des Dichters. Oberhalb an der Wand ist eine interessante Photomontage Heidersbergers aufgehängt, die das Laokoon-Motiv mit moderner Symbolik verbindet. Schließlich ist noch ein Spiegel zu erwähnen, auf dem in sorgfältig gewählter Schrift ein Spruch über die Wahrheit gemalt ist. Durch einen linken Nebenraum, der mit Schlingpflanzen und einer Brunnenanlage ebenso einfach wie nett ausgestattet ist, können wir den Garten betreten.

Man darf Dr. Seeleke und seinem Mitarbeiter, dem Restaurator Herzig, bestätigen, daß sie mit vielem Geschmack eine würdige Grundlage für die Gedenkstätte geschaffen haben. Es wäre wünschenswert, wenn im Laufe der Jahre eine Anreicherung durch Bildnisse von Zeitgenossen — ähnlich wie im Gleimhause in Halberstadt — erfolgen könnte. Erfreulicherweise ist geplant, den Garten zwischen dem Lessinghause und der Bibliothek neuzeitlich umzugestalten. Ferner ist ein Faltblattführer in Vorbereitung.

Heinz Mollenhauer

Verordnung zum Schutze von Landschaftsteilen im Landkreis Wolfenbüttel

Auf Grund der §§ 5 und 19 des Reichsnaturschutzgesetzes vom 26. Juni 1935 (RGBl. I S. 821) des § 13 der hierzu ergangenen Durchführungsverordnung vom 31. Oktober 1935 (RGBl. I S. 1275) wird mit Ermächtigung des Herrn Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig als der Höheren Naturschutzbehörde verordnet:

§ 1

Die in der Landschaftsschutzkarte beim Landkreis Wolfenbüttel als Untere Naturschutzbehörde mit grüner Farbe eingetragenen und im Verzeichnis der Landschaftsschutzgebiete unter Nr. 13 aufgeführten Landschaftsteile, nämlich die stadteigenen Wallanlagen in Wolfenbüttel, werden in dem Umfange, der sich aus den Eintragungen in der Landschaftsschutzkarte und aus der Bekanntmachung im Amtsblatt für den Landkreis Wolfenbüttel Nr. 3 vom 1. Februar 1958 ergibt, einen Tag nach der Bekanntmachung dieser Verordnung dem Schutze des Reichsnaturschutzgesetzes unterstellt.

§ 2

(1) Innerhalb des Landschaftsschutzgebietes ist verboten, Veränderungen vorzunehmen, die geeignet sind, das Landschaftsbild oder die Natur zu beeinträchtigen.

(2) Jede Veränderung im Landschaftsschutzgebiet bedarf der vorherigen Zustimmung der Unteren Naturschutzbehörde. Das gilt insbesondere für

- a) die Anlage von Bauwerken aller Art, auch wenn sie keiner baubehördlichen Genehmigung bedürfen;
- b) das Ablagern von Abraum, Abfällen, Müll und Schutt;
- c) das Anbringen von Tafeln und sonstigen Inschriften, soweit sie sich nicht auf den Landschafts- und Vogelschutz oder den Verkehr beziehen;
- d) die Beseitigung des Waldbestandes, der Gebüsche und Hecken;
- e) die Errichtung von Freileitungen;
- f) die Anlage von Kies-, Sand- oder Lehmgruben sowie der sonstige Abbau von Bodenbestandteilen;
- g) das Lagern und Zelten.

§ 3

Unberührt bleiben die forstliche Nutzung und pflegliche Maßnahmen, sofern sie dem Zwecke dieser Verordnung nicht widersprechen.

§ 4

Wer den Bestimmungen dieser Verordnung vorsätzlich oder fahrlässig zuwiderhandelt, wird nach § 21 des Reichsnaturschutzgesetzes mit Gefängnis bis zu 2 Jahren oder mit Geldstrafe oder mit Haft bestraft.

§ 5

Diese Verordnung tritt einen Tag nach ihrer Bekanntgabe im Amtsblatt für den Landkreis Wolfenbüttel in Kraft.

Wolfenbüttel, den 15. August 1958

Landkreis Wolfenbüttel
— als Untere Naturschutzbehörde —

gez. Kunkel
Landrat

gez. Dr. Gleitze
Oberkreisdirektor

Neues heimatliches Schrifttum

Handbuch der historischen Stätten Deutschlands. 2. Band: Niedersachsen und Bremen. Herausgegeben von Kurt Brüning. Verlag Kröner, Stuttgart 1958.

Der Verlag Kröner hat sich seit Jahrzehnten durch die lange Reihe seiner preiswerten und handlichen „Taschenausgaben“ von bedeutenden Werken der Philosophie, Geschichtswissenschaft, Literatur- u. Kunstgeschichte aller Zeiten und Kulturvölker größte Verdienste um die Förderung einer wahrhaft klassischen Bildung erworben. Das Handbuch der historischen Stätten Deutschlands reiht sich jenen älteren Verlagserzeugnissen in Gestalt und Gehalt würdig an. Es war ein vortrefflicher Gedanke, dem altbewährten „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler“ von Georg Dehio aus dem Deutschen Kunstverlage nunmehr ein ähnliches Nachschlagewerk an die Seite zu stellen, das über die von Dehio notwendigerweise vernachlässigten geschichtlichen Ereignisse aus dem Leben bemerkenswerter Städte, Dörfer, Klöster, Burgen, Schlösser oder anderer Plätze menschlichen Wirkens ebenfalls in knapper, wissenschaftlich zuverlässiger Art Auskunft gibt. Wie die Bände des Handbuches von Dehio längst für jeden baugeschichtlich interessierten Kunstfreund zu unentbehrlichen Reisebegleitern geworden sind, so werden fortan die bereits erschienenen und die weiterhin geplanten Bände des neuen Handbuches der historischen Stätten Lehrern und Schülern, Heimatforschern und allen anderen Freunden der Heimatgeschichte unschätzbare Dienste auf dem Schreibtisch wie auf Reisen und Wanderungen leisten können.

Prof. Dr. Kurt Brüning und seinen zahlreichen wissenschaftlichen Mitarbeitern können wir neben dem Verlage Kröner nicht genug dafür danken, daß sie in verhältnismäßig kurzer Arbeitszeit den stattlichen Band über die historischen Stätten in Niedersachsen und Bremen im Umfange von XVI und 528 Seiten mit 30 Zeichnungen von Siedlungsgrundrissen und 15 Karten im Text geschaffen haben. Die Abschnitte über die historischen Stätten im ostfälischen Teile Niedersachsens stammen von Dr. Paul Alpers in Celle, Wilhelm Barner in Alfeld, Dr. Franz Boegehold in Duderstadt, Dr. Karl Borchers und Dr. Bruchmann in Goslar, Dr. Dehnke in Peine, Dr. Fahlbusch in Göttingen, Dr. Feige in

Hamel, Dr. Genrich, Dr. Tacke, Dr. Verhey und Dr. Weise in Hannover, Dr. Goetting und Dr. Thöne in Wolfenbüttel, Dr. Moderhack, Dr. Niquet und Dr. Schultz in Braunschweig, H. Röhr in Königslutter, B. Zeitz in Gifhorn und Dr. Zoder in Hildesheim. Die behandelten historischen Stätten sind nicht wie in Dehio-Gall landschaftlich, sondern nach dem ABC der Anfangsbuchstaben der historischen Stätten behandelt. Dabei ist freilich nicht immer folgerichtig verfahren, indem bei wüsten Burgstätten oder vorgeschichtlichen Grab- oder Wehranlagen teils deren urkundlich überlieferter Eigenname bzw. der Flurname, teils aber der Name der heutigen politischen Gemeinde, zu der sie gehören, als Stichwort angesetzt wurde. Außer bestehenden Siedlungen sind, wie schon angedeutet, mit Recht auch wüste Wohnplätze des Mittelalters und sogar vorgeschichtliche Wohnplätze, Grabstätten und Wehranlagen behandelt, soweit ihr Name über den örtlichen Bereich hinaus für den Fachmann oder für die Allgemeinbildung des Geschichtsfreundes von Bedeutung ist. Mit Recht sind auch Geburtsstätten großer Persönlichkeiten, Schlachtfelder und wirtschaftsgeschichtlich wichtige Produktionsstätten als „historische Stätten“ im weiteren Sinne mit behandelt worden, wenn sie dem jeweiligen Bearbeiter erwähnenswert erschienen. Das ist allerdings nicht durchgängig der Fall, so daß sich in der Bewertung des „Wichtigen“ erhebliche Unterschiede zwischen den einzelnen Mitarbeitern zeigen.

Es wäre unbillig zu erwarten, daß schon die erste Auflage eines solchen Werkes fehlerlos und in jeder Hinsicht vollkommen sein müßte. Es müssen erst Erfahrungen gesammelt werden, die sich aus dem Gebrauch des Handbuches in der Praxis ergeben. Dem Verlage wie dem Herausgeber werden daher auch kritische Hinweise und Verbesserungsvorschläge für eine 2. Auflage willkommen sein. Zunächst bedarf das Handbuch zahlreicher Ergänzungen.

Allein im niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig und seiner nächsten Nachbarschaft, auf die hier nur eingegangen werden soll, ist eine ganze Reihe erwähnenswerter historischer Stätten entweder einfach vergessen oder zu Unrecht absichtlich weggelassen worden. Der Herausgeber hat erfreulicherweise auch die durch die Zonengrenze von Niedersachsen geschiedenen Teile des ehemaligen Landes Braun-

schweig in sein Handbuch mit einbezogen, um damit kundzutun, daß wir diese Landesteile noch nicht „abgeschrieben“ haben. Aber er hätte dann nicht durch seine Mitarbeiter nur wenige Glanzpunkte herauspicken lassen, sondern nach denselben Bewertungsmaßstäben alles Wichtige erwähnen sollen, was im „Westen“ einer Behandlung für wert befunden worden wäre. Wir vermissen z. B. Calvörde (Burg und Amt), früher im Kr. Helmstedt, sowie im Ostteil des Kr. Blankenburg Benzingerode (Struenburg und Menhir), Ruine Birkenfeld, Heimbürg, Rübeland (Hüttenwerke und Höhlen), Timmenrode (Kucksburg), Treseburg, Hasselfelde, Stiege (Burg und Wüstung Selkenfelde) und Tanne (Hüttenwerk). Aber auch aus dem Westteile des Kr. Blankenburg ist noch einiges nachzutragen, nämlich Königskrug und Kapellenfleck bei Braunlage, Wieda (Hüttenwerke) und Zorge (Eisenhütte und Staufenburg). Wünschenswert wäre es ferner, daß außerhalb des Harzes alle Archidiakonatsorte wegen ihrer Bedeutung für die kirchliche Organisation des frühen Mittelalters genannt würden, auch wenn die alten Archidiakonatskirchen nicht mehr vorhanden oder über sie nur wenige geschichtliche Tatsachen zu berichten sein sollten. Es fehlen z. B. im Verw.-Bez. Braunschweig Alzum, Barum, Denstorf, Gr. Stöckheim, Kalme, Ostharingen und Rábke, im Kr. Gifhorn Meine und Ochsendorf, im Kr. Peine Lengede, im Kr. Hildesheim-Marien-burg Dettfurth und Nettlingen, im Kr. Alfeld Wallensen, im Kr. Einbeck Markoldendorf, im Kr. Osterode Berka, im Kr. Northeim Hohnstedt. Watenstedt im Kr. Helmstedt ist zwar als vorgeschichtlicher Fundort reichlich geschildert, dagegen nicht als Sitz eines Archidiakons, und auch bei Holle ist davon nichts gesagt. Unter den Orten, die sich durch Burgen oder Schlösser auszeichneten, suchen wir vergeblich Bahrdorf im Kr. Helmstedt, Fürstenau und Sophiental im Kr. Braunschweig, Beienrode, Dieckhorst, Gr. Schwülper und Walle (Scheverlingenburg!) im Kr. Gifhorn, Gadenstedt im Kr. Peine, Bilderlahe (Amtshaus und Ruine Woldenstein) und Henneckenrode im Kr. Hildesheim-Marien-burg, Astfeld, Ammensen (Ringwall), Badenhäusen, Windhausen und Wolfshagen im Kr. Gandersheim, Kalefeld (Königshof, Weißenwasserkirche) und Katlenburg im Kr. Osterode.

Unter den behandelten Orten wären nachzutragen bei Destedt der Guts-park des 18. Jahrhunderts mit seinen exotischen Bäumen, bei Salzdahlum nähere Nachrichten über die Saline, bei der Lippoldshöhle oder

unter dem neuen Stichwort Brunkensen die Gleneburg. Erwähnung verdienten ferner Deensen (Gutshaus u. Geburtshaus des Philanthropen Campe), Kl. Stöckheim mit seinem von Lessing und Raabe oft besuchten Weghaus, Bettmar im Kr. Braunschweig mit seinem „Halbgericht“ und Duingen im Kr. Alfeld als bekanntes Töpfereizentrum.

Sollte der Verlag zu einer Erweiterung des Umfanges des Handbuches durch solche Ergänzungen nicht geneigt sein, so ließen sich wohl zum Ausgleich in manchen allzu breit geratenen Schilderungen Kürzungen vornehmen, ohne daß wirklich Wichtiges unter den Tisch fallen müßte. So scheint es mir z. B. nicht notwendig, vorgeschichtliche Grabhügelgruppen aufzuführen, wenn sie nicht durch ihre ungewöhnliche Zahl weit über Niedersachsen hinaus bei den Fachleuten Beachtung gefunden haben. Bei den Stätten aus geschichtlicher Zeit ist bisweilen des Guten reichlich viel getan, etwa wenn alle Geschlechter aufgezählt werden, die nacheinander ein Schloß oder Gut besessen haben, oder wenn, wie im Falle Germershausen, eine Klostergründung des 19. Jahrhunderts im Anschluß an eine Wallfahrts-tradition des 17. Jahrhunderts für erwäh-nenswert gehalten wird. Kürzungen oder Streichungen könnten m. E. z. B. die Abschnitte Adenstedt, Bründeln, Burgstemmen, Equord, Geitelde, Germershausen, Gr. Ilsede, Gr. Lafferde, Hastenbeck, Langeleben, Lauingen, Lochtum, Watenstedt und Weddel vertragen.

Neben Ergänzungen und Streichungen sind aber auch Berichtigungen im Text hier und da notwendig. Unbeweisbare Forschungshypothesen sollten entweder ganz fortgelassen oder doch als solche deutlich gekennzeichnet werden, um zu verhüten, daß sich falsche Lehrmeinungen, die im Fachschrifttum vielleicht bald widerlegt werden, durch die Autorität des Handbuches bei unkritischen Heimatfreunden als vermeintlich unumstößliche Wahrheiten tief einwurzeln. So sollten die Bearbeiter z. B. vorsichtiger sein mit Bezeichnungen wie „fränkischer Königshof“, „typisch fränkische curtis-Anlage“ u. ä., solange an dem betreffenden Platze noch nicht durch einwandfreie Grabungen Gebäudegrundrisse und Wehrmauerzüge auf Grund der Mauerstruktur und datierender Beifunde als typisch karolingisch erwiesen worden sind. Auch St. Martins- und St. Peters-Patrozinien müssen nicht unbedingt auf fränkisch-frühchristliche Zeit zurückweisen, sonst wäre es ein Leichtes, etwa die Stadt Braunschweig

wegen ihrer Martini- und Petrikirche als karolingische Gründung nachzuweisen.

Ebenso erscheint es mir verfrüht, Orte einfach auf Grund einer allgemeinen Typologie oder einer einmaligen Bezeichnung als vicus in einem lateinischen Text als Wik-Platz anzusetzen, ohne daß eingehende Untersuchungen über die örtlichen Verhältnisse vorausgegangen sind (z. B. Elze, Hannover). Mißlich ist es auch, im Handbuch Ortsnamendeutungen zu bringen, da schon allzuoft bisherige Deutungsversuche durch die Fortschritte der Sprach- und Namenforschung als falsch erwiesen worden sind. Statt der Erklärungen sollten lieber die zitierten urkundlichen Namensformen auf ihre Zuverlässigkeit hin noch einmal überprüft werden, da sich manche Ungenauigkeiten eingeschlichen haben.

Alle diese Beanstandungen mindern jedoch den allgemeinen Wert des Handbuches durchaus nicht. Es ist vielmehr eine der erfreulichsten Neuerscheinungen der heimatkundlichen Literatur Niedersachsens seit dem letzten Kriege und wird, wenn in einer zweiten Auflage die noch vorhandenen kleinen Schönheitsfehler ausgemerzt sein werden, einen überzeitlichen Gebrauchswert behalten, an dem sich noch Generationen von Heimatfreunden erfreuen können.

W. Flechsig

Heimatkalender für den Landkreis Wolfenbüttel 1959. — Heimatbote des Landkreises Braunschweig 1959. Verlag Hans Oeding, Braunschweig.

Wie in den vergangenen Jahren hat der Verlag Oeding auch diesmal wieder in den neuen Heimatkalendern der Landkreise Wolfenbüttel und Braunschweig zahlreiche interessante Aufsätze und gute Bilder vereinigt, um den verschiedenen Wünschen des Landvolkes nach Belehrung und Unterhaltung gerecht zu werden. Der von Heinz Ohlendorf zusammengestellte Wolfenbütteler Kalender bringt nach Betrachtungen des Braunschweigischen Verwaltungspräsidenten Dr. Knost über „Heimat zwischen gestern und morgen“ unter anderem Aufsätze von H. Mollenhauer über bedeutende Persönlichkeiten im Landkr. Wolfenbüttel, von Dr. H. Butzmann über die Bibliothek des Herzogs August, von A. Cassel über „Vegetationsgürtel des Harzes in einem kurzen Abriß“, von H. Günther über den Einfluß der Berge auf das Wetter am Nordharzrande, von R. Görisch über die finanziellen

Leistungen des Landkr. Wolfenbüttel seit dem Währungsschnitt, von A. Biermann über „Die Straßenbaulast des Landkr. Wolfenbüttel“, von H. Severit über den einstigen Finkenfang am Vogelherd, von W. Hartweg über die Arbeit der Tierschutzjugend und von K. Jordan aus der Geschichte des Großen Bruches. Aus alten Akten und Chroniken wird berichtet von A. Heister über Prediger in Remlingen, von W. Hermes über Hornburg, von H. Röhr über Schöppenstedt im Jahre 1619 und von einem ungenannten Verfasser aus der Crammer Dorfchronik über die Burg Cramme im Mittelalter. Erzählungen und Gedichte, teils in hochdeutscher, teils in plattdeutscher Sprache steuerten bei E. Bergfeld, R. Dehneke, A. Fuhrmann und O. Rohkamm. Das vorzüglich ausgestattete Kalendarium enthält wieder alles Wissenswerte über den Kreistag, kommunale Dienststellen, Schulen, Einwohnerzahlen und dergleichen.

Ganz ähnlich gestaltet ist das Kalendarium in dem von Kreisamtmann Bernhard Butz mit Kreisheimatpfleger Kellermann gemeinsam zusammengestellten Heimatboten für den Landkr. Braunschweig. Im übrigen ist jedoch der Inhalt mehr auf die Vermittlung gediegenen heimatkundlichen Wissens als auf Unterhaltung abgestellt. Wissenschaftliche Beiträge lieferten Dr. W. Flechsig („Die Ortsnamen des Kr. Braunschweig als siedlungsgeschichtliche Quellen“), P. Dancker („Aus dem Leben unserer Eulen“), W. Kellermann („Die Eisenerzlager im westlichen Landkreise“), Prof. O. Hahne („Aus Bortfelds Vergangenheit“), Prof. A. Trapp („Das Große Weghaus im Wandel der Zeit“) und Dr. H. Sandvoß („Heinrich Kielhorn — Leben und Leistung“). Einen bemerkenswerten Beitrag zur Heimatpflege bietet der Bericht über „Organisation, Umfang und Sinn der Bepflanzungsmaßnahmen im Landkr. Braunschweig“ von Kreisjägermeister Dr. Fr. Hasselbach. Abgedruckt wurden auch Auszüge aus der Bortfelder Heimatchronik von Baumeister W. Feuge über Wedtlenstedt und verschwundene Dörfer bei Wendezelle und Zweidorf sowie ein statistischer Bericht von Amtmann Butz über die Pendler des Landkreises. An die Heimatvertriebenen wendet sich ein Aufsatz über Küstrin im Landkr. Königsberg-Neumark, über den der Landkr. Braunschweig die Patenschaft übernommen hat. Das Plattdeutsche kommt schließlich zu seinem Rechte in zwei Geschichten des bekannten Mundartschriftstellers Fritz Fricke in Lehre („De Buernhochtielt“ und „En All-dag in Lehre“).

Ff.

Kurt Kronenberg, *Die klugen und die törichten Jungfrauen*. Novelle aus der Geschichte Gandersheims. Verlag Giebel & Oehlschläger, Osterode 1958. 42 Seiten mit 6 Kunstdrucktafeln in geschmackvollem Pappband. Preis 2,— DM.

Die eigenartig ausdrucksvollen Gesichter der „klugen und törichten Jungfrauen“, die ein mittelalterlicher Meister in Stein gemeißelt als Konsolen unter den Kämpferplatten der Gewölberippen in der Kapelle St. Peter und Paul der Stiftskirche in Bad Gandersheim angebracht hat, haben einen dichterisch begabten Historiker und Theologen dazu angeregt, um die Entstehung dieser Bildnisse eine Erzählung aus der Regierungszeit der Äbtissinnen Agnes II. und Elisabeth aus dem Hause Braunschweig-Grubenhagen zu ersinnen, die etwa von 1425 bis 1452 spielt. Als gutem Kenner der Gandersheimer Geschichte ist es dem Verfasser gelungen, ein fesselndes und in allen wesentlichen Zügen echtes Bild vom Sittenverfall in der Abtei und in den Klöstern Clus, St. Marien und Brunshausen bei Gandersheim während der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu entwerfen und die grundverschiedenen Persönlichkeiten der weltabgewandten Agnes und ihrer lebenshungrigen Schwester Elisabeth mit scharfen Strichen zu umreißen. Recht geschickt ist die Erzählung jener Begebenheiten in einer Rahmenhandlung des Jahres 1711 dem Staatsmanne, Gelehrten und Philosophen Leibniz in den Mund gelegt, der sie einer Hofgesellschaft der Fürstäbtissin Henriette Christine in Gandersheim als warnendes Beispiel vorträgt, um die in ein Liebesverhältnis mit ihrem Oberhofmeister verstrickte Äbtissin im Auftrage ihres Vaters, des Herzogs Anton Ulrich v. Braunschweig, vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren, wie es ihrer Vorgängerin Elisabeth widerfahren war. Die Warnung kommt jedoch zu spät. Das drohende Verhängnis für Henriette Christine läßt sich nicht mehr abwenden. Der Kunstgriff der Rahmenhandlung erlaubt es dem Verfasser, auch die gesellschaftlichen Zustände in Gandersheim zu Beginn des 18. Jahrhunderts in weitgehender Anlehnung an die archivalischen Quellen wirklichkeitsnahe darzustellen. Daß dabei die Ausdrucksweise der redenden Personen nicht immer dem Zeitstil angemessen erscheint, mag dem Historiker und Sprachkundler als kleiner Schönheitsfehler auffallen, beeinträchtigt aber kaum den Genuß beim Lesen.

In dieser historischen Novelle sind zwei bewegte Abschnitte der Reichsabtei Gan-

dersheim in stets fesselnder Form wieder zum Leben erweckt worden. Wenn es wie hier auf Grund eines eingehenden Quellenstudiums geschieht, das mit künstlerischem Einfühlungs- und Darstellungsvermögen gepaart ist, kann ein solches Gewebe von Dichtung und Wahrheit auch dem Geschichtsfreunde willkommen sein. Der Verlag hat das Büchlein geschmackvoll mit schönen Aufnahmen von der Stiftskirche, Äbtissinnensiegeln und Bildnissen wohlfeil herausgebracht.

W. Fl.

Helene Matthies, „Lottine“. (Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig. 1958. Preis 9,— DM.)

Die bekannte Verfasserin hat ein geschmackvoll aufgemachtes Buch veröffentlicht, das — wie der Untertitel sagt — ein Lebensbild der Philippine Charlotte, Schwester Friedrichs des Großen und Gemahlin Karls I. von Braunschweig darstellt. Wie Helene Matthies in dem Vorwort hervorhebt, beruhen ihre Schilderungen auf Quellenstudien, besonders aber auf Berücksichtigung des Briefwechsels der Herzogin mit ihren Verwandten und Freunden. Es handelt sich jedoch nicht um eine historische Abhandlung. Die Verfasserin hat das Leben Lottines als „Ganzes gestaltet“ und „gleichsam Rankenwerk und Rahmen zu dem Bilde hinzugefügt“.

Man wird daher von einer historischen Erzählung sprechen müssen, die freilich durch zahlreiche Fundstellen in Anmerkungen belegt ist. Außerdem sind zwei Bildnisse nach Ölgemälden von A. Pesne und Rosine de Gasc beigelegt. Die geschichtliche Treue ist daher weitgehend gewahrt.

Helene Matthies hat es verstanden, den weitschichtigen Stoff zu meistern. In einer zusammenhängenden Reihe von fesselnden Einzelszenen führt sie uns nicht nur den Lebenslauf der liebenswerten Herzogin vor, sondern schildert uns auch gleichzeitig das Einwirken bedeutender Zeitgenossen. Für die Geschichte unserer engeren Heimat ist die Darstellung des allgemeinen Lebens und Treibens in Wolfenbüttel, Braunschweig, Blankenburg, Riddagshausen, Langeleben usw. im 18. Jahrhundert ebenso aufschlußreich wie die gewiß nicht einfache Beschreibung des Auftretens von Persönlichkeiten wie Friedrich der Große, Goethe, Lessing, Abt Jerusalem, Leisewitz und die bekannten Professoren des Carolinums. Mit Befriedigung dürfen wir feststellen, daß es der Verfasserin gelungen ist, in überzeugender Form die Bedeutung von Lottine und ihrer Zeitgenossen herzustellen.

H. M.



ORIENT
Teppiche

E. Lauschke

Spezial-Teppich-Reparaturwerkstatt

ORIENT
Brücken

Braunschweig - Münzstraße 2 - Fernruf 26854

Verkauf bester und preiswerter Gelegenheiten, u. a. auch wertvolle Stücke aus Privatbesitz · Kunststopfen sämtlicher Garderobe

KUNSTHANDWERK
MÖBEL · WOHNBEDARF
RAUMGESTALTUNG

HEIMATWERK NIEDERSACHSEN

TH. KÖRNER · BRAUNSCHWEIG · AM MAGNITORE 3

Feinkost-
MEYER

G · M · B · H

DAS DELIKATESSENHAUS
mit der großen Auswahl

nur Friedrich-Wilhelm-Straße 43 · Ruf 219 77

Weine - Konserven

Wild - Geflügel

Erstklassige kalte Küche

Präsentkörbe
in geschmackvoller Ausführung

508
Seit Jahrzehnten in Stadt und Land bekannt für gediegenen Schmuck

Lehler

DER GOLDSCHMIED NEBEN DER HAUPTPOST

Eigene Werkstatt

Werben Sie
mit
moderner
Typographie

Wir gestalten und drucken Kunstkataloge
Bildbände Werke Zeitschriften Formulare
Industrie-Prospekte Geschäftsdrucksachen

Waissenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

Landgrebe Ruf 30983

Reinigt · Färbt

Ihr Vorteil: einfach zur »einfachreinigung«
Filialen in allen Stadtteilen